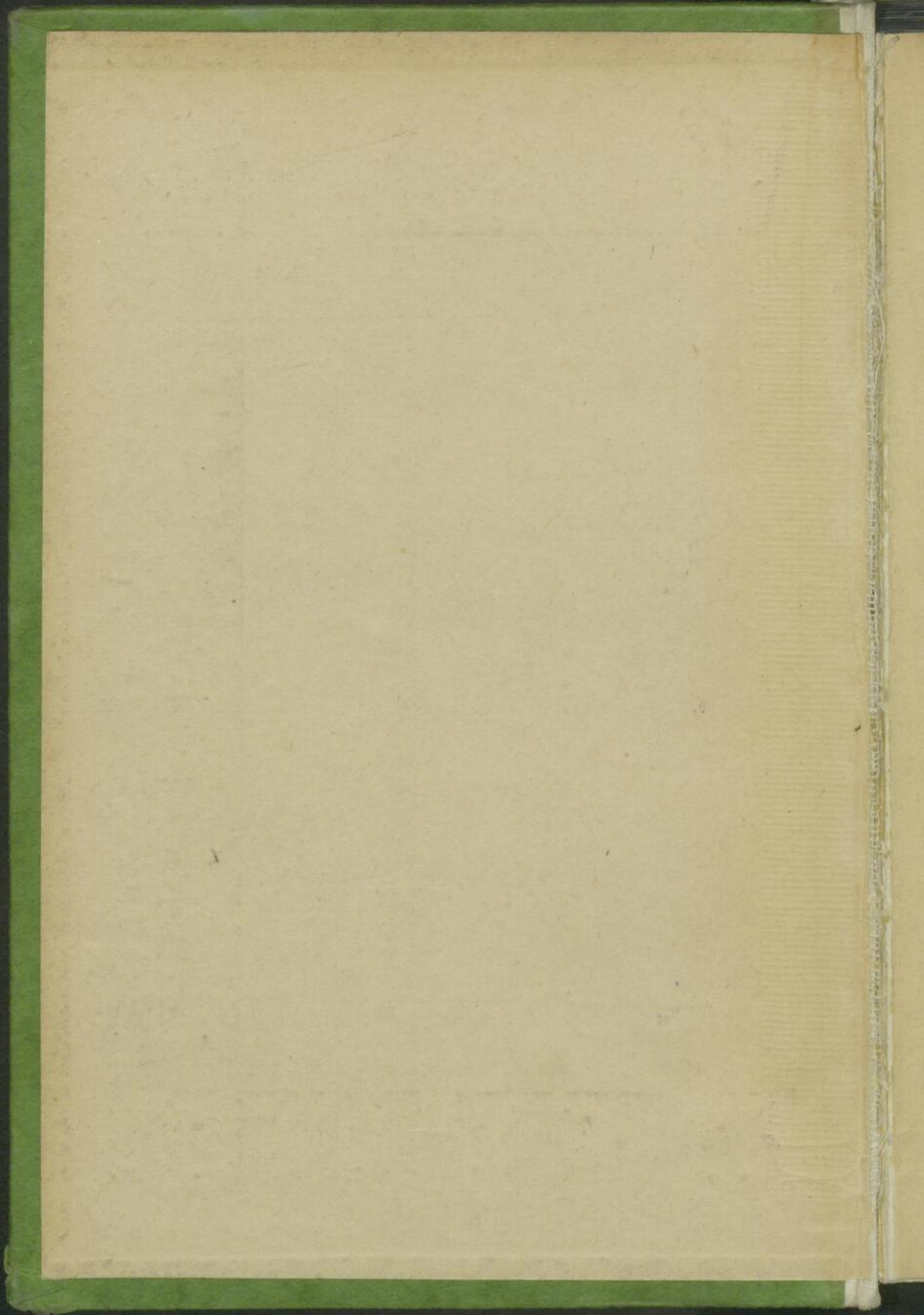
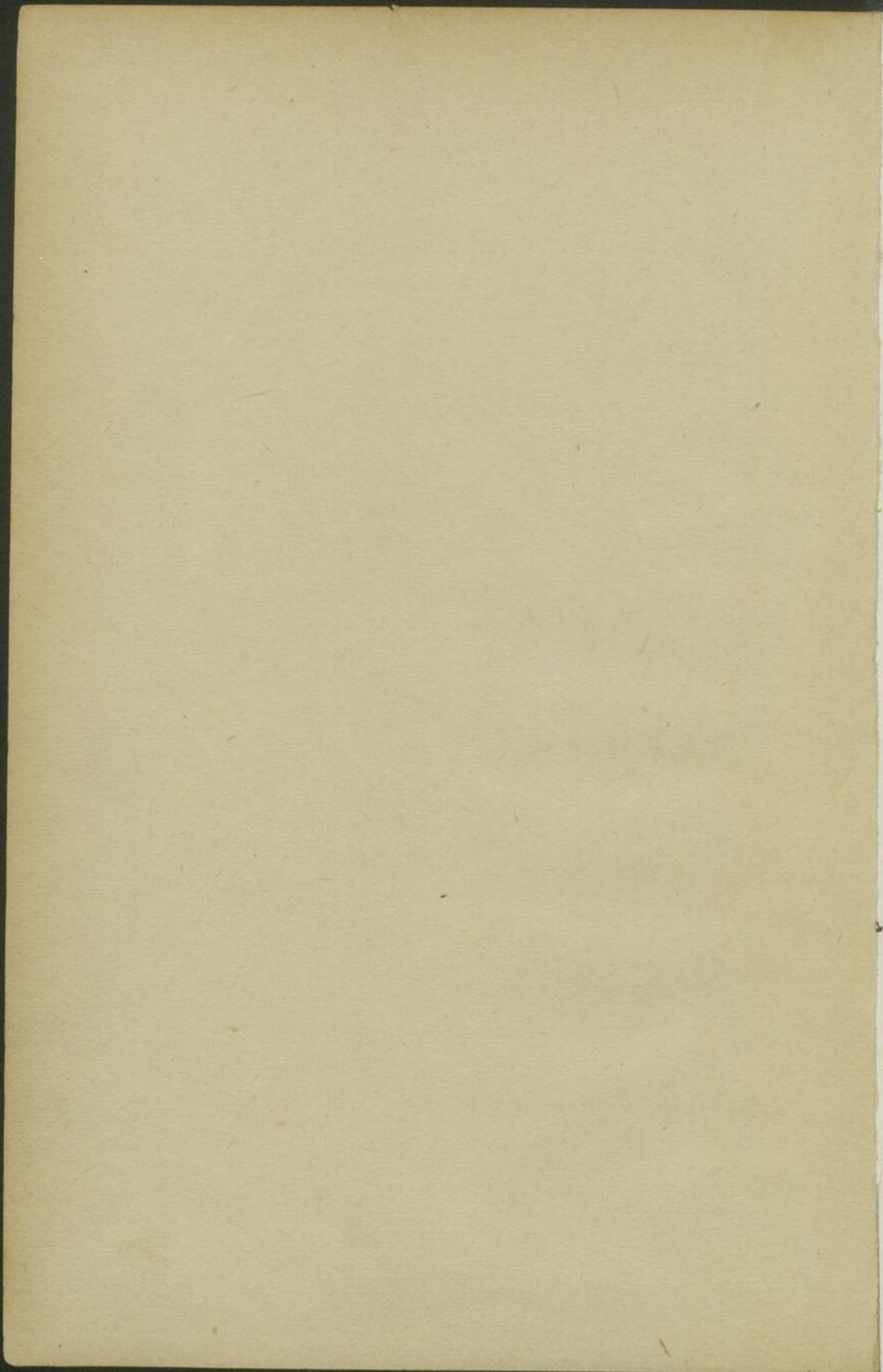


SAISON

VOYAGES

von
A. Ziemer







Der fünfzigste Geburtstag d. Luise



H. Wagner

Sachsens
Volksfagen

Balladen ~ Romanzen
~ und Legenden ~

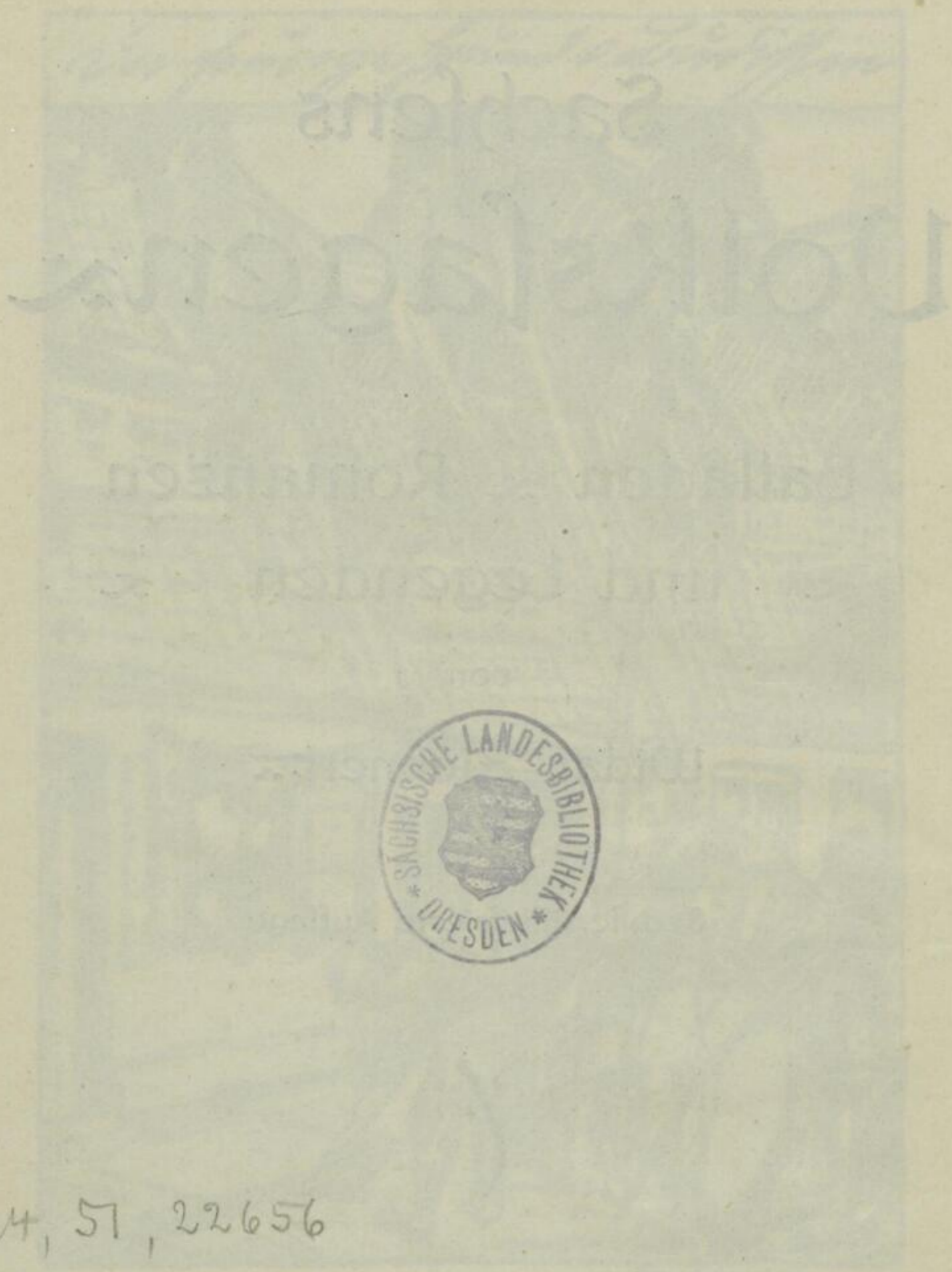
von

Widar Ziehnert

Sechste, illustrierte Auflage



Annaberg i. Erzgeb.
Grafers Verlag (Richard Liesche)



24, 51, 22656

1924 IA 1581

[Faint mirrored text from the reverse side]

Was Du mir gabst, mein sächsisch Vaterland,
die Sagen Deiner Vorzeit, nimm sie wieder!
Du gabst den schlichten Stoff in meine Hand,
und schlicht und kunstlos sind auch meine Lieder.

Wohl Lock'res binden mag der Dichtung Band,
doch nicht das Alte schmeichelnd umgestalten;
was ich in Deines Volkes Munde fand,
das hab ich unverwandelt Dir erhalten.

Der Völker Geist, indem er Neues schafft,
droht schonungslos das Alte zu zerstören,
und mag doch ungern nur darauf verzichten.

Drum wagt' ich's, trotz der ungeübten Kraft,
der immer wechselsücht'gen Zeit zu wehren,
die Sagen Deiner Vorzeit zu vernichten.

Inhalt

	Seite
1. Der Katharinenstein bei Lauenstein	1
2. Das wandernde Haus in Zinnwald	2
3. Die Entstehung der Stadt Altenberg	2
4. Die wüste Kirche bei Reichenau	2
5. Der böse Pfaffe von Mulde	3
6. Die Entstehung von Freiberg	3
7. Der Berggeist am Donat zu Freiberg	4
8. Der treue Rat von Freiberg	4
9. Der heillose Bäcker in Freiberg	5
10. Der Affe mit dem Kinde in Freiberg	6
11. Die Fußtapsen des ungehorsamen Sohnes in Freiberg	6
12. Das Wundermehl bei Freiberg	7
13. Die drei Kreuze bei Brand	8
14. Das Waldweibchen in Steinbach	8
15. Die weiße Frau auf Scharfenstein	9
16. Das Kreuz und der Kelch bei Wolkenstein	9
17. Die Betfahrt nach Ebersdorf	9
18. Der böse Seidelmann in den Sechsruten bei Glösa	10
19. Das wilde Weiblein bei Chemnitz	10
20. Der Traum auf Augustusburg	11
21. Die Gründung von Annaberg	12
22. Die große Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg	12
23. Der Hauptaltar in der Kirche zu Annaberg	13
24. Der erste Klöppel in Annaberg	14
25. Das Geschwistergrab in der Kirche zu Annaberg	14
26. Der rote Stein auf der Kirchgasse zu Annaberg	15
27. Die Zipperleinkur in Annaberg	15
28. Die Bäuerin in Frohnau	15
29. Der Jäger ohne Kopf im Hofbusch bei Schlettau	16
30. Der Kirchbau in Crottendorf	16
31. Der Geldbrunnen auf dem Fichtelberge bei Wiesenthal	16
32. Der Jungferngrund bei Wiesenthal	17
33. Das Zwergloch im Scheibenberge	17
34. Der Name der Stadt Elterlein	17
35. Die Rutte bei Elterlein	18
36. Die große Glocke in Geyer	18
37. Sechs Brüder bei Geyer	18
38. Der alte Turm in Tannenbergl	19
39. Die Schatzkammer im Greifenstein	19
40. Der Gevattersmann von Greifenstein	20
41. Die Entstehung von Jahnsbach bei Thum	20

	Seite
42. Der St. Annenbrunnen bei Niederzwönitz	21
43. Die St. Blasiuskirche zu Niederzwönitz	22
44. Reglers Pflaster in Schneeberg	22
45. Christoph Schürer in Schneeberg	22
46. Die Teufelswand bei Eibenstock	23
47. Der Name der Stadt Zwickau	24
48. Der Riese Einheer in Zwickau	25
49. Gottes Speise bei Zwickau	25
50. Der böse Brunnen bei Marienthal	25
51. Der Galgenbaum bei Blankenhain	26
52. Dedo der Feiste in Wechselburg	26
53. Der irraewordene Redner in Geithain	27
54. Die Halssteine am Rathause in Rolditz	27
55. Der Mönch auf dem Kreuze in Waldheim	27
56. Der Mayen- oder Hahnborn in Leisnig	28
57. Der Totenborn bei Leisnig	29
58. Der Melinenborn bei Leisnig	29
59. Die bösen Söhne in Leisnig	30
60. Die sieben Köpfe in Leisnig	30
61. Der Reiter in Rieselbach	30
62. Die Kegelschieber in Döbeln	30
63. Der Abt im Handwerkshause zu Roßwein	31
64. Die Eule in Leipzig	31
65. Der Name der Stadt Oschatz	32
66. Das Blutzeichen in Wurzen	32
67. Die Magd beim Nir bei Leipzig	33
68. Das Nirweibchen bei Leipzig	33
69. Das Wasserrecht bei Leipzig	33
70. Der Saukrieg in Mügeln	33
71. Das Kind auf dem Apfel in Leipzig	34
72. Der Pfaffe in Markranstädt	34
73. Das Rätselhafte in Wurzen	34
74. Die sechs Teufelskünstler in Leisnig	34
75. Die drei Brote der Ponikau auf Otterwisch	35
76. Strafe der Gartendiebe in Leisnig	35
77. Das große Kirchtor zu St. Mathäi in Leisnig	35
78. Der Leichenzug in Leisnig	35
79. Der Bettelborn in Leipzig	36
80. Die Kartaunenkugel auf dem Gottesacker in Leipzig	36
81. Der Tod in Wurzen	37
82. Der Polzschner See bei Lommatsch	37
83. Wilhelm Cocles und Bischof Benno	38
84. Das Kreuzifix zu Döhlen	38
85. Martin Rünzelmann in Döhlen	38
86. Aufkommen des Bergbaues bei Scharfenberg	38
87. Der Nixenstein bei Strehla	39
88. Bruder Weiberfeind in Pirna	39
89. Dieß Grünrad von Großenhain	39
90. Der Erspeter in Pirna	40

	Seite
91. Der Dresdner Mönch	40
92. Das Weiberregiment in Dresden	41
93. Das Bäcker mädchen in Pirna	41
94. Das Brückenmännchen in Dresden	41
95. Die Goldschmiedsfrau in Dresden	41
96. Die Drangerie in Dresden	42
97. Der geflügelte Saturn in Dresden	42
98. Der Queckbrunnen in Dresden	42
99. Der Schatz im Broitschenberge bei Budissin	42
100. Die Kohlen am Broitschenberge	43
101. Die St. Michaeliskirche in Budissin	43
102. Die Blutflecken an der großen Mühle in Budissin	43
103. Der Verräter Peter Breschwig in Budissin	44
104. Der Teufelsstein bei Pliskowitz	44
105. Entstehung und Name der Stadt Budissin	44
106. Die Sensen im tiefen Grunde der sächsischen Schweiz	45
107. Das Schneider- und das Pfaffenloch in der sächsischen Schweiz	45
108. Die Totenknochen bei Rathen	45
109. Das Kreuz bei dem Diebskeller in der sächsischen Schweiz	46
110. Zigeuner in Sachsen	46
111. Der steinerne Rumpf ohne Kopf	47
112. Domtürme in Meissen	47
113. Kroaten und Tartaren in Sachsen	47
114. Der Apotheker in Pirna	47
115. Das Mönchsloch	48
116. Das Häuschen auf dem Winterberge	48
117. Der heilige Antonius in Leuben bei Oschatz	49
118. Der Obelisk	50
119. Die Lauengasse in Budissin	50
120. Das Diakonat zu Pausa	50
121. Kaiser Karls V. Bildnis	50
122. Nikolaus List	51
123. Die Steinschrift in Wildensfeld	51
124. Der Ritter Herrmann	51
125. Der krumme Schuß in Zwickau	51
126. Entdeckung der Schneeberger Silberbergwerke	52
127. Das Jagdschloß Grillenburg	52
128. Dr. Fausts Höllenzwang	52
129. Das Lutherglas in der Kirche zu Ebersdorf	52
130. Der Schatz im Schlosse Rabenstein	52
131. Die Scheuer in Callenberg	53
132. Der Wunderbrunnen	53
133. Entdeckung des Buchholzer Bergbaues	53
134. Die Domkanzel in Freiberg	53
135. Die Lutherlinde in Ringethal	53
136. Das Raubschloß bei Ringethal	54
137. Stobelts guter Rat	54
138. Armenspende in Rückmarsdorf	55
139. Das Monument	55

	Seite
140. Die Venus in Budissin	55
141. Der Kellner aus Mittweida	55
142. Bergbau bei Leisnig	56
143. Tutta von Duba	56
144. Die Kirche in Hohenwussen	56
145. Die Leonhardskapelle bei Seelig	56
146. Der Teufelsgrund bei Drachenau	56

1. Die lange Schicht zu Ehrenfriedersdorf	57
2. Das Zauberschloß im Windberge im Plauenschen Grund	65
3. Bierzehn Nothelfer bei Gottleuba	70
4. Klotilde von Kriebstein	72
5. Das Mönchsgesicht an der Kirche zu Schlettau	76
6. Das Frankengrab bei Sonnwitz	80
7. Die Eselswiese bei Zwickau	86
8. Bischof Benno von Meißen	90
9. Die Mordgrube bei Freiberg	94
10. Der Kätchenstein bei Annaberg	96
11. Der Schuster aus Groitzsch	106
12. Das Kind auf dem neuen Neumarkte zu Leipzig	113
13. Der Reiter ohne Kopf auf dem Ziegenberge bei Zwönitz	116
14. Der Hahn in der Spitalkirche zu Großenhain	119
15. Der Gewinneberg bei Taucha	126
16. Das Vesperlied in Pegau	130
17. Doktor Faust in Auerbachs Keller zu Leipzig	132
18. Der Harrasprung bei Lichtwalde	136
19. Der Greifenstein bei Thum	141
20. Das Wappen der Bienewitze in Leisnig	150
21. Der törichte See bei Sagung	157
22. Der Stein auf dem Markte in Budissin	159
23. Die Turmpflegerstochter zu Pirna	163
24. Das Hufeisen an der Nikolaikirche zu Leipzig	169
25. Der Trompeter aus Pirna	174
26. Die Ragenmühle bei Buchholz	177
27. Die sieben Kapellen bei Höckendorf	180
28. Das Marienbild zu Eicha bei Naunhof	184
29. Der Jungfernsprung auf dem Dybin bei Zittau	187
30. Die Irrlichter am Grundtümpel bei Wildenau	191
31. Burggraf Beshke von Dohna	198
32. Das Goldschiffchen in der Kirche zu Ebersdorf	202
33. Die Entstehung von Schöneck	206
34. Der Nonnenstein bei Weißig	209
35. Das Trompeterschloßchen in Dresden	216
36. Der Kurrendknabe zu Geithain	222
37. Der Hofnarr zu Augustusburg	223
38. Der große Topf in Penig	226
39. Die Tellerhäuser bei Wiesenthal	228

	Seite
40. Die Kirchtürme in Greifenhain	236
41. Der Blutfleck in der Klosterkirche zu Schloß Chemnitz	238
42. Die Amme zu Hirschstein	245
43. Das Pagenbette auf Königstein	247
44. Der Einsiedler bei Dippoldiswalde	249
45. Der Gänserich von Pegau	256
46. Schlossers Gundchen von Naderan	259
47. Der Bock von Bockau	263
48. Die Räuberhöhle am Schafsteiche bei Glauchau	266
49. Der feurige Hund von Budissin	269
50. Der Kärner von Stollberg	272
51. Der Totenkopf in Pegenau bei Scharfenberg	282
52. Das Paradies in Zwickau	287
53. Die Totenhand in Buchholz	289
54. Das Kloßgut bei Schwarzenberg	293
55. Die wüste Mühle im Trebnitzgrunde bei Lauenstein	294
56. Die Silberbergwerke bei Schneeberg	299
57. Die Mönchstaufe bei Wechselburg	306
58. Der Teufelsgraben bei Roselitz	308
59. Die Oswaldskirche bei Elterlein	313
60. Der Fährdrieh von Scharfenberg	320
61. Die Nirkluft bei Waldheim	321
62. Die Winkelmutter bei Grünhain	325
63. Der Jungfernstein bei Pfaffendorf	32
64. Der Gärtner auf Weesenstein	33
65. Der Fallüchtige in der Kirche zu Annaberg	335

1. Der Katharinenstein bei Lauenstein

Um das Jahr 1651 war Agnes Katharina von Bükau, geb. von Bonikau, Besitzerin von Lauenstein. Ihr Gemahl war auf einer Reise nach Mainz gestorben, und hatte sie in Mutterhoffnung hinterlassen. Wie groß nun ihre Trauer über den Verlust des geliebten Mannes, so groß war auch ihre Liebe zu dem Kinde, das sie im dritten Monat ihrer Wittwenschaft gebar. Es war ein holdes Knäblein und gedieh unter der sorgsamten Pflege der Mutter und der Amme so wohl, daß jedermann an dem kleinen Engel seine Freude sich ersah.

Wenig über das zweite Jahr alt war der Knabe, als einst an einem schönen Sommertage Frau Katharina mit der Amme unweit des Schlosses auf jenem Hügel lustwandelte, welcher jetzt der Pavillon heißt.

Der Knabe war in den Armen der Amme entschlummert und die Mutter sprach leise zu derselben: Lege den kleinen Schläfer sanft nieder auf den weichen Rasen! Sieh die vielen Blumen, da laß uns die schönsten pflücken und einen Kranz daraus winden, so wird mein Söhnlein, wenn es wach wird, gar große Freude daran haben!

Die Amme bettete das Kind an der Höhe des Hügel in das weiche Gras, und half sodann der Herrin die Blumen zu dem Kranze pflücken. Sie suchten nach den schönsten und duftigsten und entfernten sich dabei unvermerkt weiter von dem Hügel, als ratsam war.

Da schoß plötzlich aus der Höhe über dem nahen Forste ein gewaltiger Raubvogel herab auf das schlummernde Kind, faßte es mit den Klauen bei der Leibhinde und schlang sich mit ihm in die Höhe. Doch schien des Knaben Last keinem Fluge hinderlich, denn kaum achtzig Fuß hoch über der Erde flog er langsam nach den Felsklüften und Wäldern jenseits des Schlosses.

Jetzt gewahrten die beiden Frauen den Raub des Kindes. Zu Tod erschrocken schlug die arme Mutter die Hände vor das Gesicht und sank ohnmächtig nieder; die Amme aber verfolgte schreiend und händeringend den über ihr fliegenden Räuber.

Schon schwebte derselbe über den hohen und felsigen Hügel, der im obern Teile des unmittelbar vor dem Schlosse liegenden Städtchens Lauenstein sich erhebt, da stieß ein Schuß. Ein Jäger, der aus dem nahen Forste zurückkommend die Gefahr sah, hatte den Schuß getan und wacker getroffen. Der Vogel stürzte alsbald tot zur Erde und Gott hatte wunderbar geholfen! Lebend und wohlbehalten hing das geraubte Kind an den Klauen des erschossenen Vogels.

Zum Andenken an diese wunderbare Rettung ihres Söhnchens ließ Frau Katharina auf dem Hügel, wo der Vogel tot niederstürzte, einen Turm erbauen und später auch eine Glocke darin aufhängen.

Dieser Turm ist erst kürzlich zur Ruine geworden, und die Glocke hängt jetzt auf dem Turme der Lauensteiner Kirche. Der Hügel aber heißt heute noch der Katharinenstein.

2. Das wandernde Haus in Zinnwald.

In dem sächsischen Anteile des Bergfleckens Zinnwald steht, ungefähr fünfzig Schritt von der Grenze entfernt, ein kleines hölzernes, von einem Bergmann bewohntes Häuschen, an dessen hinterm Deckbalken in der Stube folgender Vers eingeschnitten ist:

„Ich bin nun auf Sachsen Boden, Gott Lob,
weil mich mein Wirt, Hans Hirsch, aus Böhmen rüber
schob. 1721.“

Nämlich in den Jahren 1716—1728 wurden die protestantischen Einwohner in Böhmen der Religion wegen hart verfolgt und gezwungen, entweder zur katholischen Kirche überzugehen oder das Land zu verlassen. Wenige taten das Erstere, die meisten wanderten nach Sachsen. Unter letztern war auch ein Bergmann, Namens Hans Hirsch. Er hielt fest an seinem Glauben und besann sich keinen Augenblick; aber sein Häuschen, welches unweit der Grenze stand, hätte er gern mitgenommen. Darum beriet er sich mit seinen Freunden und Gevattern und endlich hatten sie's erklügelt. Das Häuschen ward auf Walzen gebracht und bei Nacht und Nebel glücklich nach Sachsen herüber gepascht auf den Fleck, wo es jetzt noch steht. Zum Andenken schnitt Hirsch obige Schrift in den Balkent

3. Die Entstehung der Stadt Altenberg.

Im Jahre 1458 fand ein Köhler, welcher in der Gegend, wo jetzt das Bergstädtchen Altenberg liegt, einen Meiler gebrannt hatte, bei Ausstoßung der Kohlen eine Menge Zinn darunter, welches die große Hitze dem Zwitter abgezwungen hatte. Als er nun in Freiberg davon erzählte, so schlugen die Bergleute an jener Stelle, wo er das Zinn gefunden hatte, unverzüglich ein und fanden reiche Gänge. Hierauf ließen sich viele Bergarbeiter dort nieder, und so entstand das Städtchen Altenberg.

Zu gleicher Zeit soll auch der Bergbau in Glashütte angekommen sein.

4. Die wüste Kirche bei Reichenau.

Mitten auf der Rainung der beiden Dörfer Reichenau und Hermsdorf bei Frauenstein, am Kreuzwald, hart an der Straße nach Böhmen, steht die Ruine der Kapelle zum heiligen Kreuz oder die sogenannte wüste Kirche. Sie ist 24 Ellen lang und 12 Ellen breit, und war nicht eine Dorf-, sondern nur eine Wallfahrtskirche, was auch daraus hervorzugehen scheint, daß 1472 ein gewisser Trope und Hartig sich mit dem Hermsdorfer Richter, Ernst Rothe, um das Recht stritt, Bier und Brot zum heiligen Kreuz zu schaffen.

Von der Erbauung und der Zerstörung der Kapelle weiß man wenig; wohl aber erzählt die Sage, daß unter derselben eine ganze Braupfanne von Gold stehe und zwölf Fässer alten Weines vergraben seien. Viele haben schon danach gegraben; daß aber von den Schatzgräbern allen auch nur einer etwas gefunden hätte, davon will niemand etwas wissen.

5. Der böse Pfaffe von Mulde.

Das Dorf Mulde, zwei Stunden westlich von Frauenstein hatte in den dreißiger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts einen papistischen Pfarrer, der aber ein ganz ungeistliches Leben führte. Er lag meist in den Frauensteiner Wirtshäusern, wo er spielte, soff, und allerlei Gaukelspiel trieb. So z. B. ließ er nach Belieben böhmische und andere Groschen aus den Wänden herauspazieren, ließ den Wein zu Feuer werden und wußte es auch im Spiel zu machen, daß er allein alles gewann. Darüber wunderten sich freilich, die Leute, aber sie dachten es wohl, daß es nicht mit rechten Dingen zugehen könnte. Bald zeigte sich's.

Am 10. April, Montags nach Palmarum, 1536, hatte der böse Pfaffe auch in einem Frauensteiner Wirtshause allerlei Uppigkeit und Unfug getrieben, hatte sich voll und toll gesoffen und war des Nachts daselbst liegen geblieben. Wie nun am Morgen der Wirt in die Stube tritt, da lag der Pfaffe in seinem Blute am Boden. Der Böse hatte ihm den Hals umgedreht.

So erzählt Martin Beck in seinen Frauensteiner Annalen, und auch im Munde des Volkes ist diese Sage noch nicht völlig gestorben.

6. Die Entstehung von Freiberg.

Als im Jahre 1157, nach andern 1169 oder auch 1180, etliche Hallesche Fuhrleute, welche Salz nach Böhmen fahren wollten, an die Grenze des böhmischen und meißnischen Gebirges, in die Gegend, wo jetzt die Stadt Freiberg liegt, kamen, fanden sie in einem Wagengleise ein Geschiebe von gediegenem Bleierz, welches vom Wasser entblößt worden war. Weil es nun dem Goslarischen Erz nicht unähnlich sah, so warfen sie es auf den Wagen und ließen es nachher in Goslar, von wo sie bisweilen Blei ausführen, von Sachkundigen probieren. Da fand sich's denn, daß es weit mehr Silber hielt, als der Goslarische Glanz- und Bleischweif. Deshalb machten sich auch alsbald eine Menge Bergleute mit den Fuhrleuten dahin auf, wo es gefunden worden, ließen sich dort nieder und betrieben das neue Bergwerk so glücklich, daß der Ruf davon bald auch eine ziemliche Zahl Zellfelder Bergleute dahin lockte. — So entstand im Jahre 1171 die Stadt Freiberg.

Nach andern sollen die Fuhrleute nicht von Halle, sondern von Wildenman und Zellerfeld gewesen sein, und Blei auf den Rutenberg in Böhmen gefahren haben.

7. Der Berggeist am Donat zu Freiberg.

Auf dem Donat Spath im Bereiche der Elisabeth-Fundgrube zu Freiberg sieht man in der Nähe eines alten Schachtes den Namen Hans in Stein gehauen, wahrscheinlich zum Andenken eines Verunglückten. Das Bergvolk aber erzählt davon folgende Sage.

Vor Zeiten arbeitete auf dem Donat auch ein armer Bergknecht Hans, welcher so arm war, daß er manchmal hätte verzweifeln mögen. Er weinte oft stundenlang in der Grube, und eines Tages, als er sich keinen Rat mehr wußte, brach er in laute Klagen aus. Da zerteilte sich der Felsen und aus dem steinernen Tore trat ein kleines Männchen hervor. Das war der Berggeist, der sagte: „Armer Hans, ich will dir helfen, aber du mußt mir jede Schicht dafür ein Pfennigbrot und ein Pfenniglicht geben und ewiges Schweigen geloben.“ Hans, welcher sich bald von seinem Schrecken erholt hatte, versprach alles mit Freuden. Darauf verschwand der Berggeist wieder und ließ ihm des Silbers in Menge zurück. Nun war Hans ein gemachter Mann, der schon ein paar Groschen konnte aufgehen lassen. Niemand konnte begreifen, woher er das Geld habe, und er nahm sich wohl in Acht, davon zu plaudern.

Aber da kam das Stollnbier, wo das Bergvolk der Freude sich hinzugeben pflegt. Hans natürlich war diesmal vorzüglich auf dem Zeuge und sprach dem Glase wacker zu. Bald war er berauscht und konnte in der Lust des Herzens das Geheimnis nicht länger verschweigen. Als aber am andern Tage sein Taumel verflogen war und die Freunde ihm erzählten, was er geplaudert habe, da erschrak er und fuhr mit Zittern und Zagen an. Sein Geschäft war, den Knechten, welche am Haspel standen, das Zeichen zu geben. Diese warteten lange vergeblich, er gab kein Zeichen, sie riefen ihn, er antwortete nicht. Da plötzlich zuckte es rasch am Seile und ein helles Licht erglänzte in der Tiefe. Die Haspelknechte wußten nicht, was dies zu bedeuten habe, drehten aber den Rundbaum mit Eile banger Erwartung, und bald war der Kübel zu Tage gefördert. Rings um den Rand desselben brannten Pfenniglichte, und drinnen lag der arme Hans tot, mit blauem Antlitz, wie ein Erdrössel, und auf ihm das letzte Pfennigbrot. Der grausame Berggeist hatte ihn umgebracht.

8. Der treue Rat von Freiberg.

Die Söhne Friedrichs des Streitbaren, Kurfürst Friedrich und Herzog Wilhelm, hatten über ihre Länder einen Teilungsvertrag geschlossen, demnach die Stadt Freiberg beiden zugleich angehörte. Als nun zwischen den beiden Brüdern der Krieg ausbrach, welcher gegen sechs Jahre währte, da war die arme Stadt oft in großer Kummernis, denn zwei Herren, die sich einander befehden, durch Treuschwur zugleich untertan sein, das ist gar ein schlimmes Ding.

Im Jahre 1446 kam Kurfürst Friedrich, vielleicht nur um die Treue der Bürger zu erproben, mit starker Heeresmacht nach Freiberg, hielt auf dem Markte Lager mit seiner Ritterschaft und ließ durch einen Herold ausrufen: „daß der Rat und die Bürgerschaft

bei Verlust Gutes und Lebens ihm allein huldigen, seinen Bruder verschwören und wider denselben ihm zu Hilfe tun sollten“.

Da gingen die Herren des Rates zusammen und hielten voller Angsten einen Rat, was zu beginnen sei und konnten nichts erfreuliches ersinnen, denn entweder sie mußten den Treuschwur am Herzog Wilhelm brechen, oder die Stadt war der Zerstörung durch den Zorn des Kurfürst Friedrich gewärtig. Also waren sie in großen Nöten, wählten aber dennoch das beste Teil.

Als der Herold zum dritten Male rief, gingen sie barhäuptig, je zwei und zwei, vom Rathause auf dem Markt, jeder seinen Sterbekittel am Arme tragend, und traten vor den Kurfürsten, um den seine Ritter einen Kreis geschlossen hatten. Nikol Weller von Molsdorf, der Bürgermeister, aber nahm das Wort und sprach: „Wir und die ganze Stadt sind so bereitwillig als schuldig, Euch, unserm gnädigsten Herrn, untertänigst zu gehorsamen, und ist uns gegenwärtige Trennung unserer beiden Fürsten ein herzliches Leidwesen; aber weil wir dem Herzog Wilhelm, Euerm Bruder, mit gleichen Pflichten verhaftet und solcher von ihm noch nicht entlassen sind, also auch mit gutem Gewissen keinen Teil Schaden zufügen können, so bitten wir um Gottes willen, Ihr wollet uns doch dabei lassen und zu keinem Widrigen zwingen. Wenn es nicht gegen den Bruder ginge, so wollten wir gern Leib, Ehre und Gut für Euch zusetzen; aber dafern Ihr, was Gott verhüte! in uns dringen wollet, so gedenken wir lieber zu sterben, als uns in solche Seelengefahr zu stürzen, und ich will gern der erste sein und mir meinen alten grauen Kopf abhauen lassen!“

Durch diese Rede erweicht, warf der Kurfürst sein Roß herum, ritt zu Wellern, klopfte ihn auf die Achsel, und sagte freundlich: „Nicht Kopf weg, Alter! Nicht Kopf weg! Wir bedürfen solcher ehrlichen Leute noch länger, die ihr Eid und Pflicht also in Acht nehmen!“ — Hierauf lobte er die Treue der Stadt und ermahnte die Ratsherren und Bürger, darinnen zu verharren und furchtlos zu sein, denn er stehe gern ab von seinem harten Begehren.

9. Der heillose Bäcker in Freiberg.

Im Jahre 1471 wohnte in Freiberg auf der Burggasse, dem Oberkloster gegenüber, ein Bäcker, namens Werner Kühn, ein gottloser Mann, der an Fluchen und Lästern sein Vergnügen fand. Derselbe brachte seine Mitbürger in großes Unglück.

Als er eines Morgens (am 24. Juli) seinen Backofen heizte, wollte das feuchte Holz nicht sogleich brennen, so daß der gottlose Mann wütend darüber wurde und rief: „Ha, du verfluchtes Feuer, so brenne doch in aller Teufel Namen!“ Das war ein heilloser Fluch und Gott ließ ihn in Erfüllung gehen. Das Feuer schlug alsbald zum Ofen heraus und in wenig Augenblicken stand das ganze Haus in Flammen. Nach drei Stunden lag Freiberg in Trümmern und Asche. Nur die alte Frauenkirche, die meißnische Gasse und die halbe Sechstadt blieben stehen.

10. Der Affe mit dem Kinde in Freiberg.

Am 3. September 1528 riß sich auf dem Schlosse zu Freiberg ein Affe von seiner Kette los und schlich durch das Hintertor in ein nahe dabei stehendes Haus, wo er die Stubentür offen und ein unbewachtes Kind in den Windeln in der Wiege liegend fand. Rasch nahm er dasselbe und lief damit fort. Da man ihm nun nachsetzte und die Gassen und Wege in der Stadt verlegte, sprang er mit dem Kinde auf ein Haus, wickelte es oben auf der Dachrinne aus und gaukelte damit lange auf dem Dache hin und her, sodaß jedermann mit Angsten den Augenblick erwartete, wo das Kind auf das Pflaster herabstürzen würde. Aber Gott nahm sich des unschuldigen Würmchens an.

Als der Wärter des Affen dazu kam und ihm zurief, da sprang derselbe folgsam sogleich vom Dache wieder herunter, und übergab ihm unverfehrt das nackte Kind, so daß sich alle darüber wunderten und Gott für die ungehoffte Rettung des Kindes dankten.

Noch heute ist der Affe an dem Hause des Schullehrers Meier auf dem Peterskirchhofe, unter dem Dache, aus Stein gehauen, zu sehen.

11. Die Fußtapfen des ungehorsamen Sohnes in Freiberg.

Im Jahre 1545 hat sich in Freiberg eine traurige Geschichte zugetragen. Als der Leinewebermeister Lorenz Richter, welcher auf der Weingasse wohnte, seinem vierzehnjährigen Sohne etwas zu tun befohlen hatte und derselbe ihm nicht sogleich gehorsamte, sondern säumig in der Stube stehen blieb, da verwünschte ihn der Vater im Jähzorn und rief: „Du ungeratner Bube, wenn du nicht gehen willst, ei, so wollte ich, daß du dort stehen müßtest dein Leben lang und dich nicht mehr von der Stelle rühren könntest!“ Dieser arge Fluch ging alsbald in Erfüllung; die Füße des unfolgsamen Sohnes erstarrten, so daß er nicht zollbreit mehr sich von der Stelle bewegen konnte.

Drei Jahre lang stand der Unglückliche und trat tiefe Gruben in die Dielen. Setzen oder legen konnte er sich nicht; des Nachts, wenn er schlafen wollte, ward ihm ein Pult hingesezt, auf dem er mit dem Kopfe und den Armen ruhen konnte. Weil aber die Stelle, wo er stand, beim Ofen, nicht weit von der Stubentüre, und den Leuten, welche in die Stube gingen, gleich in Anlauf war, so versuchte man mehrmals ihn gewaltsam weiter zu schaffen, aber da schrie er über die heftigsten Schmerzen und geberdete sich wie ein Rasender. Darum ward in den Kirchen für ihn gebetet und endlich dadurch soviel erlangt, daß ihn die Geistlichen aufheben und gegenüber in den andern Winkel der Stube tragen konnten.

Hier hatte er wieder vier Jahre lang gestanden und noch tiefere Tapfen in die Dielen getreten. Auf seine Bitte schlug man einen Vorhang um ihn, denn er war am liebsten allein und hing seinem

Leide nach. Dabei ward sein Auge täglich trüber und sein Antlitz bleicher und abgezehrter.

Endlich linderte Gott seine Strafe, so daß er sich setzen und auf das Bette legen konnte, welches man neben ihn hingestellt hatte. Wenn ihn jemand fragte, was er mache, antwortete er, Gott züchtige ihn seines Ungehorsams wegen, werde sich aber am Ende doch um Christi willen seiner erbarmen und ihn erlösen. Dies geschah durch den Tod am 11. September 1552, nachdem er also sieben Jahre lang die harte Strafe getragen hatte. Er starb bei vollem Bewußtsein als reuevoller Christ.

Nun wollte sein Vater die Fußtapsen in den Dielen aussetzen lassen, was ihm aber von Seiten der Obrigkeit untersagt ward, weil dieselben zum ewigen Wahrzeichen bleiben sollten.

So kommt es, daß sie heute noch (schreibt Möller in der Freiburger Chronik vom Jahr 1653) in gedachtem Hause auf der Weingasse (jetzt Seifensieder Grilles) in der Oberstube, die ersten beim Ofen an der Stubentür, die andern in der Kammer, welche man später aus einem Teile der Stube machte, zu sehen sind.

12. Das Wundermehl bei Freiberg.

Im Jahre 1590, da große Teurung war, hackte ein frommer Mann aus Freiberg unweit der Stadt in einer Lehmgrube. Er hatte daheim eine zahlreiche Familie hungrig verlassen und gedachte mit Tränen, wie unzureichend das Brot sein würde, welches er für die wenigen Pfennige Tagelohn am Abend würde kaufen können. „Ach Gott!“ rief er, die nassen Augen zum Himmel gewendet, „Gott du kannst großes tun, o gieb mir und den meinen, daß wir nicht verhungern dürfen!“

Da fielen plötzlich große Stücke einer schönen weißen Masse unter den Schlägen seiner Hacke aus der Lehmwand hervor. Wie staunte der gute Mann, als er sie genauer betrachtete und sah, daß sie beim Angreifen zu Mehl wurden, welches gutem Brotmehl an Ansehen, Gewicht und Geschmack ganz gleich war. Nicht länger zweifelte er, daß Gott durch diese seltene Masse ihm wunderbar helfen wolle, lud ohne Säumen seinen Schiebkarren voll solcher Mehlklumpen und fuhr damit nach Hause. Ehe der Abend kam, hatte er eine ziemliche Anzahl Brote daraus gebacken, welche sehr schmackhaft waren und wie Beilchenwurzel dufteten.

Bald wurde die Mähr von dem Wundermehle bekannt und noch viele arme Leute in Freiberg und der Umgegend suchten in den Lehmgruben nach der belobten weißen Masse, welche sie auch fanden und zu Brot backen und genießen konnten, nämlich wenn sie fromm und gut waren. Denn, nur wenn rechtschaffene und gottesfürchtige Leute das Mehl als eine Gabe Gottes ausgruben und mit Dankagung verbrauchten, blieb es gutes und brauchbares Mehl; wenn es aber Spötter und Gottlose in die Hände nahmen, ward es zu Sand und Stein.

13. Die drei Kreuze bei Brand.

Vor dem Bergstädtchen Brand am Wege nach Freiberg standen von alters her drei Kreuze, deren Bedeutung nur die Sage noch weiß. Man erzählt nämlich: In einem Kriege, niemand weiß, in welchem, wäre Freiberg belagert worden, und hätte eine große Summe Brandzahlung geben sollen, diese aber nicht sogleich aufbringen können, und deshalb drei Ratsherren zu Geißeln gestellt. Weil ihnen aber inzwischen Entsatz gekommen wäre, so hätten sie einen Boten in das feindliche Lager geschickt, der den Ratsherren insgeheim kund tat, wie die Sachen ständen, und daß sie womöglich in der kommenden Nacht entfliehen möchten, denn die Stadt sei nicht gesonnen, die hohe Summe zu zahlen. Hierauf wären denn auch die drei Ratsherren ihrer Haft entflohen, auch glücklich bis vor das Lager gekommen, hier aber eingeholt und am andern Morgen für ihren Wortbruch durch das Schwert hingerichtet worden. Nachher hätte die Stadt, zum Andenken ihrer unglücklichen Ratsherren, dort, wo sie hatten sterben müssen, die drei Kreuze errichten lassen.

Dies die Sage, welche sich nur in mündlicher Überlieferung erhalten zu haben scheint. — Die Kreuze müssen sehr alt sein, denn im Jahre 1574 waren die ursprünglich hölzernen schon so vermorscht, daß dafür am 2. Mai dieses Jahres, auf Kosten der Knappschaft und Bergwerken, drei steinerne mit Gehäuse und Schieferdach gesetzt wurden. Diese warf am 10. November 1582 ein heftiger Sturmwind wieder um, wobei eine Magd, welche Semmeln in Freiberg geholt und sich bei den Kreuzen niedergesetzt hatte, um zu ruhen, von den Werkstücken erschlagen wurde. Am 29. Juli 1608 wurden sie wieder erneuert und standen unverfehrt, bis am 10. November 1800 der Sturm wieder zwei von ihnen umstürzte. Jetzt stehen drei hölzerne Kreuze jedes gegen 9 Ellen hoch.

14. Das Waldweibchen in Steinbach.

In den Wäldern bei Steinbach und Grumbach, unweit Jöhstadt, läßt sich oft ein altes Mütterchen sehen, das ist das Waldweibchen. Es tut niemand etwas zuleide, ja es hilft sogar den Leuten bei der Arbeit. So ist es in Steinbach und Grumbach oft in die Häuser gekommen, hat sich auf den Ofenherd gesetzt und spinnen helfen, und wenn das Gespinnst fertig gewesen ist, hat es dasselbe in die Stube geworfen und zum Lohne Essen verlangt.

Im Jahre 1633 fällte Adam Beyer aus Steinbach im Walde einen Baum und hieb, nach Holzhackergebrauch, ein Kreuz hinein. Da kam plötzlich das Waldweibchen gelaufen, so hastig, als ob es gejagt würde, und schmiegte sich an den mit dem Kreuze bezeichneten Baum, und als Beyer fragte, warum es so eile, antwortete es: Der Teufel verfolgt mich, und nur hier bin ich sicher! Hierauf füllte es dem Holzhacker seinen Kober mit Spänen und verschwand.

Beyer, die Späne wenig achtend, schüttete dieselben bis auf einen wieder aus und ging nach Hause. Als er da von ohngefähr in den Kober sah, hing darin ein blankes Talerstück, welches aus

dem darin hängen gebliebenen Spänchen geworden war. Rasch eilte er nun wieder in den Wald, um die andern Taler-späne zu holen, und fand sie auch, aber es wurden keine Taler daraus.

15. Die weiße Frau auf Scharfenstein.

Auf dem Schlosse Scharfenstein bei Wolkenstein geht seit Jahrhunderten eine weiße Frau um. Mit dem zwölften Glockenschlage nachts wird sie reg, wandelt, in lange, weiße, nebeldünne Gewänder gehüllt, durch alle Gemächer des Schlosses, bleibt bisweilen stehen und seufzt und ist überhaupt traurig. Oft hat man gewagt, sie anzureden, aber nie hat sie Antwort gegeben, sondern ist immer sogleich entflohen. Sie muß eine schwere Sünde begangen haben; welche aber? das weiß die Sage ebensowenig, als sie den Namen der Nachtwandlerin zu nennen vermag.

16. Das Kreuz und der Kelch bei Wolkenstein.

In der Mitte einer 100 Ellen hohen, steilen Felsenwand, welche an der Zschopau sich erhebt, und das Schloß Wolkenstein trägt, ist ein Kreuz und ein Kelch in den Stein gehauen, Diese beiden Zeichen erinnern an eine traurige Begebenheit. Nämlich im Jahre 1428 ergriffen die Hussiten einen papistischen Priester in Wolkenstein und drohten ihm den Tod, wenn er nicht sogleich seinen Glauben ändern würde. Der fromme festgläubige Mann aber bekannte frei, ehe er dies täte, wollte er lieber sterben. Hierauf schleppten ihn die Hussiten erbarmungslos an den Rand der steilen Felswand und stießen ihn hinab. An den hervorragenden Felsenzacken zerschmettert, versank sein Leichnam in den Fluten der Zschopau.

17. Die Betfahrt nach Ebersdorf.

In Ebersdorf stand vor alten Zeiten in der noch jetzt auf selbigem Kirchhofe stehenden Kapelle ein berühmtes Muttergottesbild. Dasselbe wurde so häufig besucht, daß außer dem Pfarrer noch sechs Kaplane angestellt werden mußten, welche in den sechs um die Kirchhofsmauer herumstehenden sogenannten Pfaffenhäusern wohnten. Unzählige Wunder sollen von dem Marienbilde vollbracht worden sein und man zeigt noch eine Menge Reliquien, z. B. das Goldschiffchen und eine Krücke, welche ein durch die Berührung des Marienbildes geheilter Lahmer getragen hat. Diese Krücke ist mit der Jahreszahl 1333 bezeichnet und man liest an ihr die eingeschnittenen Worte: Kruck, du bist mein Unglück — zu meinem Unglück hab ich ein schön Kruck.

Die zahlreichen Wahlfahrten nach Ebersdorf reizten oftmals die Raubsucht der Ritter auf Schellenberg und Lichtenwalde, welche beide Schlösser der Räuberei ihrer Besitzer den Namen danken, indem Schellenberg von dem Glockensignale, und Lichtenwalde von dem Feuersignale (Licht im Walde), welches sich die Räuber gegenseitig gaben, genannt ward. Unter mehrern Geschichten aber, welche

man sich von dem Raubgesindel erzählt, ist folgende ^{besonders} meldenswerth.

Am Sylvestertage des Jahres 1212 unternahm die Mönche des Cisterzienser-Ordens in Freiberg eine große Betsfahrt nach dem Marienbilde zu Ebersdorf, um daselbst Gott für den reichen Bergsegen zu danken. Es war eine strenge Kälte, der Schnee hatte die Wege zugeweht und die Wässer waren zugefroren. Doch mit freudigem Mute zog die Schar der Betsfahrer unter frommen Gesängen rüstig am Schieferbache hin. Da brachen plötzlich aus der dichten Waldung die Räuber von Schellenberg und Lichtenwalde, und drangen auf den Zug ein, um die kostbarsten Geräte, Fahnen und Kleinode, welche bei einer Betsfahrt damaliger Zeit nie fehlen durften, mit Gewalt zu rauben. Augenblicklich geriet der Zug in wilde Verwirrung und die Mönche flohen mit Jammern und Entsetzen; aber der Schirmvogt, ein tapferer Ritter, warf sich mit seinen Reifigen und Klosterknechten den Räubern entgegen. Es entbrannte ein hitziger Kampf, welcher eine gute Weile währte und zuletzt mit dem Siege der guten Sache endigte. Die Räuber wurden geschlagen und flohen nach den Flöhessflusse, hoffend, daß das Eis sie tragen werde. Doch die dünne Eisdecke in der Mitte des Flusses brach, und mehr als die Hälfte der Räuber ertrank in den kalten Fluten. Die übrigen flüchteten das Ufer entlang stromaufwärts, und verkrochen sich in eine Felsenschlucht. Als dies die Klosterknechte gewahrten, besetzten sie den Eingang der Schlucht und wollten die Räuber darinnen mit den Waffen angreifen. Aber ihr Anführer, der Schirmvogt, gebot, sie sollten ihr Blut schonen, die Räuber aber durch Feuer verderben. Hierauf schlugen die Knechte eine Menge Baumstämme nieder, zündeten sie an und warfen sie in die Schlucht, bis dieselbe zuletzt einem brennenden Ofen glich.

So wurden die Räuber von Schellenberg und Lichtenwalde vertilgt und der Weg für die Betsfahrer, wenigstens auf einige Zeit, sicherer.

Jene Felsenschlucht, worin die Räuber verbrannt wurden, heißt noch heute zum Andenken an jene Begebenheit der Höllengrund.

18. Der böse Seidelmann in den Sechsruten bei Glöza.

Zwischen den Dörfern Auerswalde und Glöza bei Chemnitz liegt ein Wald, die sogenannten Sechsruten. In diesem spukt der Schatten eines bösen Beamten, welchen die Volksfage den bösen Seidelmann nennt. Er hat bei seinen Lebzeiten die ihm Untergebenen übel behandelt und viele Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verübt, dafür zur Strafe er im Grabe keine Ruhe gefunden hat. Sein spukender Geist führt die Wandrer irre und neckt und erschreckt sie durch gellendes Rufen.

Zu bedauern ist, daß niemand in der Umgegend mehr weiß, was zu Seidelmanns Erlösung helfen kann.

19. Das wilde Weiblein bei Chemnitz.

Als am 18. August 1644 Kurfürst Johann Georg I. an der Stadt Chemnitz vorüberzog, fingen seine Leute in einem Gehölze

ein wildes Weiblein, welches nur eine Elle groß, sonst aber einem Menschen ganz ähnlich war. Das Gesicht, so wie die Hände und Füße, waren glatt, der übrige Leib aber behaart. Ungefragt fing es an zu reden und sagte: „Ich verkündige und bringe den Frieden im Lande.“ Der Kurfürst befahl, daß man es frei gehen lassen sollte, weil vor etwa fünfundzwanzig Jahren auch ein Männlein von gleicher Gestalt gefangen wurde, welches den Unfrieden und Krieg verkündet habe.

20. Der Traum auf Augustusburg.

Kurfürst August I., der Erbauer der Augustusburg, hatte auf derselben ein Schlafgemach, darinnen zwei Betten standen, das eine für ihn selbst, das andere für seinen Kanzler, einen Edeln von Pflug. Neben dem Bette des Kurfürsten aber stand ein Tisch, auf welchem stets eine aufgeschlagene Bibel lag, weil der fromme Kurfürst jedesmal vor dem Schlafengehen ein Kapitel aus derselben zu lesen gewohnt war.

Einst schlief er ruhig in seinem Bette, da hatte er folgenden Traum: Ein Mönch und eine Nonne traten in das Gemach und schritten zu dem Tische, auf dem die Bibel lag und das brennende Nachtlcht stand. Der Mönch nahm die Bibel auf und las darin, legte sie aber bald wieder verdrießlich weg und wollte das Licht ausblasen. Als ihm aber dies trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollte, ward er darüber voll Ärger und eilte der Türe zu. Hierauf versuchte auch die Nonne das Licht auszublaseu, und blies es auch aus, jedoch nicht ganz. Denn kaum, daß sie mit dem Mönche zur Türe hinausgeeilt war, da entzündete sich die Kerze, an deren Dochte noch einige Fünkchen glommen, plötzlich wieder und brannte mit schöner heller Flamme.

Dieser Traum schien auf den Kurfürsten einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, denn als er früh in der fünften Stunde erwachte, war das erste Wort, das er nach dem Morgengruß an den Kanzler richtete: „Ich habe einen seltsamen Traum gehabt in dieser Nacht!“ Da nun der Kanzler antwortete, das auch er, obgleich er bis nach Mitternacht wach geblieben, gar seltsame Dinge gesehen habe, so tat der Kurfürst den Vorschlag, daß sie beide ihr Gesicht alsbald aufzeichnen wollten. Dies geschah denn auch, und als sie fertig, teilten sie das Geschriebene einander mit. Wunderbar genug, hatte der Kanzler ganz dasselbe mit wahren Augen gesehen, was dem Kurfürsten im Traume vorgekommen war, und noch wunderbarer war es, daß das von ihnen Aufgezeichnete in jedem Wort und Buchstaben vollkommen übereinstimmte.

Der Kanzler wußte nicht, was er davon denken sollte; der Kurfürst aber sprach: „Siehe, das will dir deuten: Es wird einst nach meinem Tode auch ein Augustus in diesem Lande regieren, der wird die evangelische Lehre unterdrücken wollen, aber nicht können, denn Gottes Wort und Luthers Lehr' vergehen nun und nimmermehr!“

Nach andern Nachrichten soll der Kurfürst eine harte Verwünschung desjenigen unter seinen Nachkommen, der die Lutherlehre anfeinden würde, in der Bibel aufgezeichnet haben.

Ob der Mönch und die Nonne jemals wieder in Augustsburg erschienen sind, davon hat niemand etwas erfahren. Die obige Geschichte aber erzählen viele Chroniken.

21. Die Gründung von Annaberg.

Als noch dicke Waldung den Bielberg und seine Nachbarn deckte, lebte im Dorfe Frohnau ein Bergmann, Daniel Knappe, fromm und brav, aber blutarm. Große Teuerung und Hungersnot war im Lande, und Knappe hatte sieben Kinder und ein krankes Weib in seiner Hütte. Er wußte seiner Not kein Ende und war nahe daran, zu verzweifeln an der göttlichen Hilfe.

Da erschien ihm einst im Traume ein Engel Gottes und sprach zu ihm: Gehe morgen in den Wald am Fuße des Schreckenberges. Dort ragt eine Tanne hoch über alle Bäume des Waldes hervor. In ihren Zweigen wirst du ein Nest mit goldenen Eiern finden; dies ist dein, brauche es wohl!

Als Knappe am Morgen erwachte, erinnerte er sich des Traumes und ging hinaus in den Wald, das Nest mit den goldenen Eiern auszunehmen. Bald hatte er die Tanne in der Nähe der Wolfshöhle gefunden und kletterte rasch in ihren Ästen bis in den höchsten Wipfel hinauf, fand aber nichts. Traurig, daß ihn der Traum getäuscht habe, stieg er wieder herab und setzte sich auf die Wurzeln des Baumes nieder, um auszuruhen. Er sann hin und her, und dabei fiel ihm ein, daß unter den Zweigen wohl auch die Wurzeln der Tanne zu verstehen sein könnten. Die Vermutung ward bald zum festen Glauben, und eilig lief er und holte aus seiner Hütte das Gezäh zum Schürfen. Eifrig begann er den Schurf, und kaum hatte er die Dammerde durchbrochen, als mächtige, nach allen Seiten streichende Silbergänge ihm entgegen blinkten. Er sank auf seine Knie und dankte Gott.

Bald war die Kunde von dem neuentdeckten Bergreichtum in alle Lande verbreitet, und tausende zogen herzu, um sich in der bisher so wilden Gegend anzusiedeln. Dies veranlaßte den Herzog Georg den Bärtigen eine neue Bergstadt zu gründen. Am 21. September 1496 wurde der Grundstein zu dem ersten Hause gelegt, und die neue Stadt Neustadt am Schreckenberge, später aber Annaberg genannt.

Zum Andenken an Daniel Knappe aber heißen noch heute die Bergleute im allgemeinen die Knappen, und ihre Gemeinschaft die Knappschaft.

22. Die große Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg.

Im sechszehnten Jahrhundert war in Annaberg ein Jüngling, des Marstallpächters Sohn, welcher durchaus nicht an die leibliche

Auferstehung der Toten glauben wollte, und darüber einstmals auf dem Gottesacker mit einem Geistlichen in Streit geriet. Der fromme Diener der Kirche bot alle seine Beredtsamkeit auf und erschöpfte sich in Beweisen, aber vergebens. Denn nachdem er sich fast außer Atem geredet hatte, entgegnete ihm der Jüngling in seinem störrischen Unglauben: „Und dennoch: So wenig diese Linde, ausgerissen und verkehrt gepflanzt, fortkommen würde, eben so wenig können die Leichen, wenn sie einmal verwest sind, wieder auferstehen und von neuem leben!“

Bei diesen Worten deutete er auf eine junge Linde, welche nicht weit von ihnen am Wege stand.

Da rief der Geistliche im frommen Eifer zu Gott, daß er den Unglauben möge zu nichte machen, riß die Linde aus der Erde und rief den Totengräber, daß er dieselbe alsbald verkehrt in die Erde pflanzen sollte. Darauf beschied er den Jüngling in wenig Wochen wieder auf den Gottesacker, damit er sich von dem Wunder überzeugen und besseren Glauben gewinnen möchte.

Die Linde gedieh; die Wurzeln wurden zu grünbelaubten Ästen und die Äste zu Wurzeln. Der Jüngling aber leugnete nie mehr die leibliche Auferstehung der Toten.

Jetzt, nach fast drei Jahrhunderten, ist zwar die Linde noch grün, aber freilich, altersschwach, stützt sie die starken, wurzelförmigen Äste auf das untergesetzte Gebälke.

23. Der Hauptaltar in der Kirche zu Annaberg.

Derselbe besteht aus lauter italienischem und griechischem Marmor und ist von Meister Adolf in Augsburg gefertigt worden. Man erzählt davon folgende Sage.

Ulrich Mengemeyer, ein reicher Bürger zu Augsburg, hatte sich mit Andreas Tuchern, einem böswilligen Rats Herrn, verfeindet, und ward durch dessen heimtückische Nachstellungen bewogen, seine Vaterstadt zu verlassen. Er wandte sich nach Annaberg, wo er schon seit längerer Zeit viele Kuxe an sehr gesegneten Fundgruben hatte, und ward Bürger daselbst, in der Meinung, vor Tuchers Verfolgungen nunmehr sicher zu sein. Aber er irrte.

Am Freitage vor Pfingsten 1514 ward er auf dem Wege zu seinem Freunde, dem Guardian des Franziskanerklosters, von zwei Meuchelmördern überfallen und erstochen. Die Mörder flohen zum Frohnauer Tore hinaus nach dem Schreckenberge hin. Der eine aber, Wilwald Dyrmann, den sein wüstes Aussehen und das Blut an den Händen verriet, wurde im Tale von einem Bergmann festgehalten und nach der Stadt zurückgebracht; der andere, Hensel Unger, ward auch bald nachher in Pirna eingefangen und in Ketten nach Annaberg geführt.

Im Verhöre sagte Dyrmann aus, Andreas Tucher habe ihn durch seinen Better, Philipp Weisenburgern, einen armen Edelmann im Dienste der Stadt Augsburg, zu diesem Meuchelmorde für 400 fl. dingen lassen. Deshalb ward sogleich an den Augsburger Rat geschickt, und Weisenburgers und Tuchers Auslieferung gefordert.

Aber Weisenburger nahm die Sache allein auf sich und schrieb an den Rat zu Annaberg, er habe gute Sache an Mengemeiern gehabt, und allein, ohne Tuchers Scheiß, Dyrmann zu dieser Tat bewogen; darum möchten sie dem das Leben schenken. Zugleich war Weisenburger aus Augsburg entwichen. Tucher schickte einen Sachverwalter nach Annaberg, der ihn vollends rechtfertigte. Dyrmann und Unger aber wurden am Freitag nach St. Anna 1514 durch das Rad hingerichtet.

So war die Sache mit dem Rate zu Annaberg beigelegt. Herzog Georg von Sachsen aber ließ es nicht dabei bewenden, sondern verklagte die Reichsstadt Augsburg bei dem Kaiser, und obgleich der Augsburger Rat sich vielfach entschuldigte, so ward doch auf dem Reichstage dahin entschieden, daß die Stadt Augsburg wegen verletzten Gottesfriedens der Hauptkirche zu Annaberg einen marmornen Altar verehren solle. Und dies geschah auch.

So erzählt die Sage. Geschichtlich glaubwürdige Nachrichten aber sagen, dieser Altar sei von den Annabergern, welche sich damals des reichsten Bergsegens erfreuten, mit 2551 fl. bezahlt worden, und Herzog Georg der Bärtige habe selbst 1000 fl. von seinem Grubenanteil abgegeben.

24. Der erste Klöppel in Annaberg.

Als man im Jahre 1512 den Galgen vor der Stadt Annaberg aufbaute, kam einer, namens Klingensporn, gewandert und betrachtete den Galgen und sagte im Vorübergehen zu dem Baumeister, den die Chronik den dicken Michel nennt, lachend: „Ei, ihr baut da eine schöne Glocke! Nun, ich will gerne sehen, wer der erste Klöppel sein wird.“

Nicht lange darauf fing man einen Dieb, und wer war's? — Klingensporn. Er ward zum Strange verurteilt, und hing nach wenig Tagen als der erste Klöppel in der großen steinernen Glocke vor der Stadt. Seinen Tod aber haben die Alten angesehen für ein göttliches Warnungszeichen, daß man über ernste Dinge nicht mutwillig scherzen solle.

25. Das Geschwistergrab in der Kirche zu Annaberg.

Am 27. April 1604 brach in Annaberg eine Feuersbrunst aus, welche, vom Sturme rasch verbreitet, die Stadt bis auf sieben Häuser verzehrte. Nun wohnte aber am Markte in dem Hause, welches jetzt die Museumsgesellschaft besitzt, ein Geschwisterpaar, Johann und Benigna Bienen. Der Bruder krankte seit längerer Zeit am gräßlichsten Wahnsinn, so daß er mit Ketten an die Wand gefesselt werden mußte. Als nun der Markt bereits in vollen Flammen stand, da suchte Benigna in Todesangst nach dem Schlüssel, um ihrem Bruder die Ketten abzunehmen und ihn fortzuführen, aber der Schlüssel war nicht zu finden; sie suchte die Ketten zu zerschlagen, aber das Eisen trotzte der schwachen Mädchenhand. Schon schlug die Lohe zu den Fenstern und der Tür herein, die treue Benigna

ließ nicht von ihrem Bruder. Die Decke brach nieder und unter dem nachstürzenden Schutt und Gebälke lagen die beiden Geschwister begraben.

Am dritten Tage darauf zog man ihre verschrumpften und halbverbrannten Leichen unter den Trümmern hervor. Sie hielten sich noch fest umarmt, wie der schreckliche Tod sie übereilt hatte. — War vielleicht dem Wahnsinnigen durch die Todesangst ein lichter Augenblick gekommen? —

Am 13. Mai wurden die beiden Leichen in der ebenfalls ausgebrannten Annenkirche unter großem Zulauf beerdigt. Ihr gemeinsames Grab zeigt man noch heute.

26. Der rote Stein auf der Kirchgasse zu Annaberg.

Auf der unteren Hälfte der großen Kirchgasse in Annaberg befindet sich im Pflaster ein roter Stein, von dem dieses erzählt wird:

Ein Chorknabe stand auf der Galerie des Kirchturms und ward von einem Windstoß gefaßt und herabgeworfen. Da aber sein Chormantel ihm als Fallschirm diente, so kam er glücklich und wohlbehalten auf die Erde.

Dies sah ein Schieferdecker, und alsbald kam dem verwagenden Gesellen ein Lüsten an, dieselbe Fahrt, welche ihm lustig genug schien, auch zu versuchen. Er nahm also einen Mantel um, stieg auf den Turm und sprang herab. Aber wehe, der Mantel verwickelte sich, und kopfüber im jähligen Sturze schmetterte der tollkühne Schieferdecker auf das Pflaster. Wo er seinen blutigen Tod fand, setzte man, zum Andenken an diese Begebenheit, den roten Stein in das Pflaster.

27. Die Zipperleinkur in Annaberg.

Schriftlich und mündlich hat sich auch folgende seltsame Geschichte in Annaberg erhalten. Im Jahre 1572 nämlich ließ ein Ratsherr, welcher schon seit Jahren mit dem heftigsten Zipperlein beladen war, sein Haus pflastern, und stand dabei und sah zu. Der Pflasterer war gerade bemüht, das Pflaster mit dem Kammel eben und fest zu schlagen. Im Gespräche aber mit dem Ratsherrn hatte er auf seinen Kammel nicht wohl acht und traf damit heftig den Fuß des Ratsherrn. Dieser schrie zwar laut vor Schmerz, ward aber bald gar froh darüber, denn das Zipperlein war aus seinem Fuße verschwunden und ist auch bis an seinen Tod nicht wiedergekehrt.

In Zwickau ward auch Einem vom Zipperlein geholfen dadurch, daß ein geladenes Gewehr, welches der Kranke auf dem Schoße liegen hatte, unversehens losging.

28. Die Bäuerin in Frohnau.

In den dreißiger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts, als das Berggebäude „himmlisches Heer“ bei Cunersdorf noch 1400 Flgr. vierteljährliche Ausbeute für den Kuz gab, baute auch eine Bäuerin

in Frohnau als Gewerkin an jenem Gebäude mit und ward dadurch in kurzer Zeit sehr reich, wußte aber nicht im Glücke mäßig zu sein und trieb allerlei Unfug der Verschwendung. So z. B. badete sie sich täglich in dem teuersten Weine, den sie aufzutreiben wußte, und um nun denselben nicht umkommen zu lassen, so gab sie ihn, mit Semmelbrocken vermischt, den Armen als Kaltschale zu trinken. Diese wußten nicht, was die Bäuerin erst mit dem Weine gemacht hatte, aßen mit vieler Lust und dankten der reichen Geberin viel tausend Mal für die köstliche Erquickung. Aber als sie die Badegeschichte erfuhren, da ekelte sie und warfen der übermütigen Bäuerin die Fenster ein und sangen Spottlieder auf sie, so daß sie sich nicht mehr öffentlich sehen lassen durfte.

Übrigens muß sie auch noch andere recht unziemliche Dinge verübt haben, denn der Klerus war darüber so erzürnt, daß er Gott öffentlich bat, den Bergseggen zu vermindern.

Ein Andenken an diese Bäuerin ist das Berggebäude „die Bäuerin“ am Schottenberge, welches sie aufgenommen haben soll.

29. Der Jäger ohne Kopf im Hofbusch bei Schlettau.

In dem Hofbusch bei Schlettau, durch den der Weg nach Unter-Hermannsdorf führt, läßt sich bei Nacht oft ein gespenstiger Jäger ohne Kopf sehen. Er soll vor alter Zeit die Armen, welche sich das dürre Reißholz sammelten, oft unbarmherzig mißhandelt haben, und zur Strafe nach seinem Tode nun umgehen müssen. Rechtliche Leute läßt er ungeneckt, aber die Holzdiebe hat er schon oft in Todesangst gejagt und bisweilen festgebant, so daß sie Stunden lang an einer Stelle stehen bleiben mußten.

30. Der Kirchbau in Crottendorf.

Als man in Crottendorf bei Annaberg die Kirche bauen wollte, hatte man da, wo sie jetzt steht, das Zimmerwerk zugehauen und den Grund gelegt. Der Teufel aber — warum? wußte niemand, — wollte die Kirche dort nicht erbauen lassen und schleppte allnächtlich das zugehauene Gebälke von da weit hinauf in das oberste Ende des Dorfes, so daß die Bauleute früh ihre liebe Not hatten, ehe sie dasselbe wieder an den bestimmten Platz brachten. Endlich weihte ein Geistlicher das Holz und nun konnte der Teufel kein Splitterchen mehr forttragen.

31. Der Geldbrunnen auf dem Fichtelberge bei Wiesenthal.

Abraham Musch, ein alter frommer Hutmann in Wiesenthal, traf einst oben auf dem Fichtelsberge einen überaus schönen Brunnen, dessen Grund und Boden wie lauter Goldflammen leuchtete, und da er sich niedergesetzt hatte und diesen schönen Goldquell betrachtete, sah er auf der einen Seite desselben ein schönes buntes Vöglein, auf der andern Seite aber einen Mönch mit einem offenen Buche sitzen. Darüber erschrocken, lief der Hutmann davon und hat seit der Zeit den Brunnen nie wieder gefunden.

32. Der Jungferngrund bei Wiesenthal.

Dieser Grund am Fichtelberge soll seinen Namen von zwei Jungfern haben, welche sich oftmals im Neumond sehen lassen. Es sind Schwestern; die eine spielt auf der Laute und die andere windet einen Kranz. Wer sie eigentlich sind, weiß niemand.

Den Wiesenthalern dient der Jungferngrund auch als Wetterprophet. Denn, wenn der Himmel über demselben hell ist, so wird — ob es auch sonst allenthalben trübe sieht — zuverlässig schönes Wetter; wenn aber der Jungferngrund voll Nebel ist, so sagt man: Die Jungfern trocknen ihre Wäsche! und dann folgt kalte oder nasse Witterung.

33. Das Zwergloch im Scheibenberge.

An der Morgenseite des Scheibenberges befindet sich eine unbedeutende Höhle, das Zwergloch genannt. Darinnen wohnten, der Sage nach, sonst viele Zwerge, deren König Dronomossan hieß. Sie waren nicht über zwei Schuh lang und trugen recht bunte Röckchen und Höschen. Es schien ihr größtes Vergnügen zu sein, die Leute zu necken; sie taten aber auch manchem viel Gutes und halfen vorzüglich frommen und armen Leuten.

Einst, im Winter, ging ein armes Mädchen aus Schlettau in den am Fuße des Scheibenberges gelegenen Wald, um Holz zu holen. Da begegnete ihr ein kleines Männchen mit einer goldnen Krone auf dem Haupte, das war Dronomossan. Er grüßte das Mädchen und rief gar kläglich: Ach, du liebe Maid, nimm mich in deinen Tragkorb! Ich bin so müd' und es schneit und ist so kalt und ich weiß mir keine Herberge! D'rum nimm mich mit zu dir in dein Haus!

Das Mädchen kannte den Zwergkönig zwar nicht, aber da er gar zu flehentlich bat, so setzte sie ihn in ihren Tragkorb und deckte ihre Schürze über ihn, damit es ihm nicht auf den Kopf schneien möchte. Darauf nahm sie den Korb auf den Rücken und trat den Rückweg an. Aber das Männchen in dem Korbe war zentnerschwer und sie mußte alle Kräfte zusammennehmen, daß sie die Last nicht niederdrückte.

Als sie nach Hause gekommen, setzte sie den Tragkorb keuchend ab und wollte nach dem Männchen darin sehen und deckte die Schürze ab. Aber — wer schildert ihr freudiges Staunen? — das Männchen war fort und statt seiner lag in dem Tragkorbe ein großer Klumpen gediegenen Silbers!

34. Der Name der Stadt Elterlein.

Diese Stadt soll, vor ihrer Zerstörung durch die Hussiten 1429, Quedlinburg am Walde geheissen haben, dann aber von einer kleinen offenen Kapelle am Ausgange des sächsisch-böhmischen großen Waldes, in welcher täglich ein Pater, aus dem Cisterzienserkloster zu Grünhain, eine Dankmesse für die Reisenden wegen glücklicher Zurücklegung

des gefährlichen Weges durch den Wald am Altärlein lesen mußte, den Namen Altärlein erhalten haben, woraus späterhin Elterlein geworden ist.

35. Die Kutte bei Elterlein.

Ein Grünhainer Pater empfand auf dem Wege zur Kapelle, wo er seines Amtes warten wollte, große Hitze und setzte sich im Walde nieder, um zu verkühlen und auszuruhen, aber im Niedersetzen berührte ihn etwas von hinten so unfaßt, daß er vor Schmerz laut aufschrie. Er untersuchte den Boden und fand - einen starken Zacken gewachsenen Silbers, der drei Zoll lang aus der Erde hervorstand. Um die Stelle sicher zu bezeichnen, zog er seine Kutte aus und legte sie darüber. Dann eilte er in vollem Laufe nach Grünhain zurück und erzählte seinen freudigen Fund dem Abte. Bald darauf ward an der mit der Kutte bezeichneten Stelle ein regelmäßiges Berggebäude angelegt, welches lange Zeit gute Ausbeute gab und noch jetzt die Kutte heißt.

36. Die große Glocke in Geyer.

Von der großen Glocke in dem Bergstädtchen Geyer, welche einsam auf einem alten viereckigen Turme an der Kirche hängt, erzählt die Sage, daß dieselbe auf dem Geyersberge, an dessen Fuße die Stadt liegt, durch eine Sau mehrere Ellen tief unter der Erde hervor ausgewühlt und von den Bürgern, welche sich dieses Fundes freuten, aufgehängt worden sei, aber nicht eher einen reinen und vollen Klang gegeben habe, als bis ein Priester sie zu ihrer heiligen Bestimmung feierlich eingeweiht.

Im Jahre 1455 zersprang diese große Glocke von dem heftigen Sturmläuten, womit man auch in Geyer den Prinzenräuber Kunz von Kauffungen verfolgte, wurde aber auf Befehl und Kosten Kurfürst Friedrichs, des Vaters der Prinzen, sogleich umgegossen und der Prinzenraub darauf abgebildet, wie heute noch zu sehen.

37. Sechs Brüder bei Geyer.

Im Jahre 1632, als kaiserliche Truppen von der Burg Scharfenstein die ganze Umgegend durchstreiften und plünderten, war es einem Trupp herzhafter Burschen aus Elterlein und Zwönitz gelungen, in der Nähe von Scharfenstein sechs Oesterreicher, im dichten Wald schlafend, zu überfallen und gefangen zu nehmen. Was nun mit den Gefangenen zu beginnen sei, darunter entstand unter den Siegern heftiger Streit. Die von Elterlein meinten, daß es das beste sei, sie sämtlich tot zu schlagen; die von Zwönitz wollten nichts davon wissen und brachten es dahin, daß man zuletzt beschloß, sie zur Armee zu bringen. So zogen sie fort.

Als sie in die Nähe von Geyer kamen, erhob sich der Streit von neuem, und weil die Elterleiner mit Gewalt drohten, so wurden die Zwönitzer voll Ärger und schieden von ihnen, die Gefangenen ihrem Schicksale überlassend.

Dieses war ein trauriges. Denn kaum waren die Zwöniger im Walde verschwunden, da fielen die mordlustigen Elterleiner über die wehrlosen Opfer ihrer Wut her und ermordeten fünf Oesterreicher auf die grausamste Weise; den sechsten aber warfen sie in ein tiefes Loch, in welchem ihn die Vorübergehenden noch am andern Tage jammern hörten.

Zum Gedächtnis dieser Greuelthat heißt jene Stelle der Wiesen bei Geyer noch jetzt: sechs Brüder, ohne daß man bestimmen kann, ob wirklich die sechs unglücklichen Oesterreicher Brüder gewesen sind.

38. Der alte Turm in Tannenberg.

Nah bei den Rittergutsgebäuden des Dorfes Tannenberg bei Geyer steht ein uralter viereckiger Turm. Seine starken Mauern sind noch jetzt an die 30 Ellen hoch und von einem Wassergraben umgeben. Viel erzählt man von ihm, aber wenig Zusammenhängendes.

In uralter Zeit soll einmal ein Graf, der Besitzer dieser Gegend, eine große Jagd gehalten und sich dabei verirrt haben und mit seinem Rosse in einen Sumpf gesunken sein. Dem Tode nahe, wäre er noch von den Jägern gerettet worden und hätte zum Andenken den Turm erbaut.

Jetzt noch soll in dem Turme der Geist eines der späteren Besitzer spuken, aber warum? weiß niemand. Auch wollen alte Holzhacker und Bergleute den Baum wissen, wo die Seele dieses unglücklichen Spukers eingespündet sein soll. Es wäre sonst ein eiserner Reif um den Baum gelegt gewesen, um die Seele recht festzuhalten, aber die Holzdiebe hätten zuletzt auch den Reif gestohlen.

39. Die Schatzkammer im Greifenstein.

In einem der Felsen des Greifensteins soll eine kleine Höhle oder Kammer sein, darinnen das Gold und Silber in Menge aufgehäuft liegt.

Vor dieser Höhle grasten einst zwei Mägde, deren eine sich öfters von dem Loche aus mit Namen rufen hörte. Sie ging hinein mit der Bedingung, daß ihr, wenn sie schreien würde, die andere zu Hilfe kommen sollte, und fand bald im Hintergrunde der Höhle einen großen Kasten voll Gold und Silber, welche ein großer zottiger Hund bewachte. Sie zitterte, als sie das Ungetüm erblickte, und wollte eilends umkehren; aber da eine dumpfe Stimme ihr gebot, mit dem Golde ihr Grastuch zu füllen, so faßte sie sich ein Herz und raffte das Tuch in Eile voll. Indessen aber verengte sich der Eingang der Höhle immer mehr, und die Magd, welche darüber in große Angst geriet, rief die außenstehende um Hilfe. Da sprang der Hund auf sie los, scharrte das Gold aus ihrem Grastuche wieder heraus und heulte dann fürchterlich.

Zum Glück war die andere Magd herzhast genug, daß sie ihre Freundin noch herauszog. Dieselbe aber war vor Schreck fast tot und ist drei Tage nachher gestorben.

40. Der Gevattersmann von Greifenstein.

Vor langer Zeit lebte in Geyer ein armer Häuer, namens Hans, der war blutarm und hatte ein schwangeres Weib und viele Kinder und wußte sich oftmals keinen Bissen Brot. Am größten aber war seine Not am Sylvesterabende, als die Niederkunft seines Weibes auf wenig Stunden nahe war und er weder eine warme Stube, noch sonsteine Erquickung, ja nicht einmal eine Wehmutter für sie hatte.

Er eilte hinaus, eine erfahrene Muhme zu holen, verirrte sich aber bei dem gräßlichen Schneegestöber von dem Wege und kam, durch tiefe Wehen sich mühsam durcharbeitend, zuletzt an die Felsenschichten des Greifensteins. Erschrocken wollte er umkehren, als der Berggeist ihm erschien und mit freundlichem Blick ihn also ansprach: „Eile, glücklicher Vater! Gott hat dein Weib mit drei holden Knäblein gesegnet! Wenn du nicht dawider bist, will ich dein Gevatter sein!“ — Da verließ Hansen die Furcht und er antwortete: In Gottes Namen magst du mein Gevatter sein, aber wie tue ich dir die Stunde der Taufweihe kund? — Wie nun der Berggeist lächelnd sagte, daß er ohnedem kommen würde zur rechten Zeit, da verließ sich Hans darauf und eilte heim. Sein Weib hatte ihm drei holde Knäblein geboren.

Am andern Tage, als alles zur Taufe bereitet war, da ließ auch der Gevattersmann vom Greifenstein nicht auf sich warten. Er erschien in Häuerkleidung und übte das fromme Werk mit inniger Andacht; als die heilige Handlung vorüber war, da schenkte er Hansen einen Schlägel und ein Eisen und sprach: „Lieber Gevatter, bete und arbeite! Wo du mit diesem Gezäh einschlägst, da wirst du reiche Ausbeute finden, und dann denke allemal an Gott und deinen Gevattersmann.“ — Darauf verschwand er; seine Worte aber trafen ein. Hans ward ein reicher Mann und soll die Siebenhöfe bei Geyer gebaut haben.

41. Die Entstehung von Jahnsbach bei Thum.

Ein Wandersmann, namens Jahn, irrte bei Nacht in der Gegend des Greifensteins im Walde umher. Da trat ihm plötzlich eine zwerghafte Geistergestalt entgegen und winkte, ihm zu folgen. Nicht ohne Grauen folgte Jahn. Über Stock und Stein führte ihn der Zwerg, bis sie endlich an eine Höhle kamen, die sich, sobald sie eintraten, mächtig erweiterte, und ein prächtiges Ansehen gewann. Die Wände waren von Silber, die Tische und Stühle von Gold. Tausend krySTALLENE Leuchter mit langen Kerzen verbreiteten einen blendenden Glanz über das ganze Gewölbe. Zwölf Männer in stattlichen Rittergewändern und mit langen Bärten saßen an einer langen Tafel und speisten. Der Zwerg lud den erstaunten Jahn ein, sich zu setzen und am Mahle teil zu nehmen. Der Hunger besiegte die Schüchternheit, — Jahn setzte sich und aß und trank was ihm der Zwerg bot. Noch nie hatte er so köstlich getafelt; er ward erquickt und allmählich getrostet und frohen Mutes. Die zwölf Männer schienen sich über ihn zu freuen und geboten dem Zwerge sein Ränzeln zu füllen. Mit





Das arme Kind
im Gottesdienste von G. K. Aufst. in

herzlichem Danke schied Jahn von seinen gastfreien Wirten. Der Zwerg führte ihn aus der Höhle, welche, wie Jahn jetzt bemerkte, im Greifensteine war, und geleitete ihn auf die Straße, welche nach Böhmen führte und auf welcher Jahn sich nicht mehr verirren konnte. Dann verschwand er.

Als nun Jahn sein Kännel auspackte, um zu sehen, womit ihn die freigiebigen Geister beschenkt hatten, da fand er in demselben eine ziemliche Anzahl Barren gediegenen Goldes und Silbers. Voller Freuden gelobte er, dasselbe recht gut anzuwenden. Er baute also in der Gegend des Freiwaldes bei Thum mehrere Häuser, welche er armen Leuten ohne Mietzins überließ, und tat auch sonst allerlei Gutes an Kranken und Armen.

Später, als die Zahl der Häuser sich vermehrte und ein ganzes Dorf daraus entstand, war dasselbe ihm zum Andenken Jahnsbach genannt.

42. Der St. Annenbrunnen bei Niederzwönitz.

Westlich vom Dorfe Niederzwönitz, auf einer mit Wald umgebenen Wiese, quellen mehrere Brunnen, deren einige mineralische Heilkraft besitzen sollen. Der vorzüglichste unter ihnen heißt der St. Annenbrunnen. Wie er zu dem letzteren Namen gekommen, erzählt folgende Sage:

Annchen, die dreizehnjährige Tochter des Jägers zu Niederzwönitz, war seit dem fünften Jahre durch die Blattern erblindet. Ihr Vater, der sie, als sein einzig Kind, über die Maßen zärtlich liebte, fragte allenthalben um Rat und schonte keine Kosten, um seinem Kinde von dem großen Uebel zu helfen: aber umsonst. Niemand konnte ihr das Augenlicht wiedergeben.

Dennoch haderte das fromme Mädchen nicht mit Gott, sondern betete alltäglich zu ihm und der heiligen Anna mit freudiger Zuversicht, daß ihrem Unglück ein Ende kommen werde.

Da, in der Nacht des St. Annentages (26. Juli), erschien ihr im Traume die heilige Anna in himmlischer Herrlichkeit, ergriff sie bei der Hand und führte sie hinaus in den Streitwald, wo auf moorigem Wiesengrunde ein Brunnlein quoll, und deutete auf das Wasser und auf Annchens Augen, segnete sie und verschwand.

Als am Morgen das blinde Mägdlein ihrem Vater erzählte, was ihr geträumt hatte, da ward derselbe voller Freuden, denn er erkannte in dem Traume die Verheißung naher wunderbarer Hilfe. Sonder Säumen führte er sie hinaus in den Streitwald zu dem Brunnen auf der moorigen Wiese, den er gar wohl kannte, in dem er aber nie solche Heilkraft geahnt hatte.

Annchen wusch sich die Augen mit dem Wasser des Quells und ward wieder sehend. Ihr Vater dankte Gott auf den Knien und gelobte, an jenem Brunnen der heiligen Anna eine Kapelle zu erbauen. Noch in demselben Jahre erfüllte er das Gelübde.

Dieses begab sich im Jahre 1498. — Die Kapelle scheint bald wieder verfallen zu sein, aber den St. Annenbrunnen rühmt man noch heute als Heilquelle.

43. Die St. Blasiuskirche zu Niederzönitz.

Diese kleine, nahe bei der Stadt Zönitz gelegene Kirche, in welcher nur noch bei Begräbnissen und wenigen Festtagen gepredigt wird, soll ein Hufschmied aus Niederzönitz, zur Strafe viehischer Sodomiterei habe erbauen müssen. Zum schmachvollen Gedächtnis des Gründers hängen (ob jetzt noch?) inwendig über der Türe an einem Brette fünf vergoldete Hufeisen; fünf, weil er sein Verbrechen fünf Jahre lang soll getrieben haben.

44. Reglers Pflaster in Schneeberg.

Im Jahre 1493 lebte in Schneeberg ein Mann, namens Hans Regler, durch den Bergbau reich, aber nicht klug geworden. Denn, so gern er Wiß machte, so sehr verunglückte ihm derselbe.

Einst äußerte er in öffentlicher Gesellschaft, in seinem Streben, als wüßig zu erscheinen, die Worte: „Es gibt der frommen Weiber in Schneeberg so wenig, daß man sie alle zusammen auf einen Karren aus der Stadt fahren könne, und dabei werde vielleicht der Karren nicht einmal voll.“

Als dies mehrere Frauen erfuhren, verklagten sie Regler beim Stadtrichter Veit Illgen. Die Frau Stadtrichterin mochte wohl auch sich darüber geärgert und ihren Gemahl gegen Regler aufgehetzt haben, denn letzterer wurde verhaftet und verurteilt: „daß er zur Strafe für seine losen Reden die zwischen dem Klausberge und dem Schneeberge befindliche Pfüze ausschütten und pflastern sollte“. Dieses war aber keine Kleinigkeit, denn er brauchte über hundert Fuhren Steine, wofür er weiter nichts hatte, als daß jenes Pflaster noch heut, ihm zum Gedächtnis, Reglers Pflaster heißt.

45. Christoph Schürer in Schneeberg.

Als im sechszehnten Jahrhundert der Bergsegen des Obererzgebirges jährlich sich verminderte und überall ein Wehgeschrei über den Silberräuber (so oder Kobold nannte man das taube Erz, welches von bösen Berggeistern oder Kobolden herrühren sollte) sich erhob, da kam Christoph Schürer, eines Apotheker Sohn aus Westfalen, landesflüchtig seines evangelischen Glaubens wegen, nach Schneeberg, wo er, als ein in der Chemie und Naturlehre wohl-erfahrener Mann, bald eine Anstellung bei den Hutten fand. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft gewann er die Liebe Annas, der Tochter des Hüttenmeisters Rau, und bald auch durch sein einnehmendes Betragen das Jawort ihres Vaters, so daß die Hochzeit auf das nächste Bergfest bestimmt wurde.

Ehe aber das Bergfest kam, drohte Schürers Unstern alle seine Hoffnungen zu vernichten. Nämlich in seiner Forschgier war er auf den Gedanken geraten, den vielverufenen Kobold, den verhaßten Silberräuber, durch chemische Zubereitungen zu etwas Nützlichem umzugestalten. Er machte demnach insgeheim in einer Schmelzhütte

in Oberschlema vielfache Versuche und trieb es damit oft die ganze Nacht hindurch so eifrig, daß er bald in den Verdacht der Alchymisterei und Schwarzkünstlerei geriet.

Als daher aus Platten in Böhmen, wo er sich bei seinem frühern Aufenthalte daselbst durch seinen Glauben Feinde und durch seine Kenntnisse und sein Ansehen Neider gemacht hatte, mehrfache Klagen einliefen, daß er ein Zauberer, Dieb und Glaspantierer gewesen sei, und man seine Auslieferung forderte, gebot der Bergmeister, ihn zu verhaften.

Eben war Schürer in der Schmelzhütte mit seinen Versuchen beschäftigt, da kam der Frohn, ihn festzunehmen, fand aber die äußere Thür verschlossen, was er dem Bergmeister meldete. Diesen, so wie den Hüttenmeister Rau und einige Geschworene trieb jetzt die Neugier mitzugehen.

Die Thür ward aufgesprengt und mit freudfunkelnden Augen trat der gesuchte Verbrecher den Eintretenden entgegen. Aber wie staunte er, als der Frohn ihn griff und ihm die Handschellen anzwang! Wie erschrak er, als ihn die Bergherren mit Vorwürfen überhäufsten und ihn einen Zauberer, Dieb und Pantierer schalteten!

„Männer — rief er, schnell sich fassend, mit fester Stimme, — Männer prüfen, ehe sie entscheiden! Meint ihr, ich treibe bösen Unfug hier mit schwarzer Kunst, so tretet her! Seht, dies wollte ich gewinnen, und, Gott sei Dank, endlich ist's gelungen! Ich meine, es soll dem Lande von großem Nutzen sein!“ — Mit diesen Worten reichte er ihnen eine Mulde voll feinen schönblauen Staubmehles hin.

Die Burgherren staunten und begehrten zu wissen, wie und woraus er solche schöne Farbe bereitet habe. Schürer zeigte ihnen alles willig und reinigte sich so von dem Verdachte, daß er ein Schwarzkünstler sei. Auch machte es dem Bergmeister so große Freude, daß derselbe versprach, alles zu tun, um Schürers Unschuld gegen die Anklagen der Böhmen zu erweisen.

Dies gelang auch dem wackern Manne bald und Schürer erhielt nun seine Freiheit wieder und kam durch die Erfindung der schönen blauen Farbe, die man anfangs nur blaues Wunder, später aber Schmalte nannte, zu großen Ehren, und als das Bergfest gekommen war, wurde er des Hüttenmeisters glücklicher Eidam.

46. Die Teufelswand bei Eibenstock.

In der Teufels- oder Steinwand, welche zwischen Eibenstock und Unterblauenthal am linken Ufer der Bockau, unweit von ihrem Einflusse in die Mulde, liegt, befindet sich eine große Höhle, von der die Sage folgendes erzählt:

Zehn reiche Bösewichter hatten sich vereinigt, alle gute und gangbare Münze an sich zu bringen, sie in fremden Ländern mit jüdischem Gewinn gegen schlechte umzutauschen und diese ins Land zurück und nach und nach unter die Leute zu bringen, was ihnen auch recht wohl gelang. In diesen Geschäften fuhren sie einst auch mit einem Wagen voll Geld dem Böhmer Walde zu und gedachten

vor Einbruch der Nacht eine Herberge zu erreichen. Da überraschte sie aber ein mörderisches Ungewitter und sie sandten die Knechte aus, ein Obdach zu suchen. Bald brachte einer von diesen die Nachricht, daß nicht fern von der Straße auf einer Anhöhe ein unbewohntes Schloß stehe, darinnen sie das Gewitter abwarten könnten. Weil nun der Wagen nicht wohl mit dahin gebracht werden konnte, so ließen die Herren ihre Knechte bei demselben und gingen selbst aber in das Schloß. Hier fanden sie nur ein einziges Gemach, das sie vor dem Regen notdürftig schützte. In diesem stand eine morsche Tafel, daran setzten sie sich und begannen von ihren bösen Plänen zu reden. Da plötzlich wurde das Gewitter heftiger, ein dreifacher Wetterschlag klirrte. Die Burg stürzte zusammen und aus ihren Trümmern stieg ein gespaltener Felsen hervor.

Die Knechte lagen betäubt unter dem Wagen. Als sie erwachten, schien der Mond hell durch die gelichteten Wolken. Sie sahen nach dem Wagen und erschrakten, denn das Geld darauf war verschwunden. Es schlug Mitternacht. Mit dem letzten Schlage trat eine lichte Gestalt unter sie, welche ihnen zu folgen gebot. Zitternd gehorchten sie und kamen an einen hohen Felsen, in dessen Inneres eine steinerne Tür führte, welche, sobald sie die geistliche Gestalt berührte, mit lautem Krachen aufsprang. Sie traten in ein Gewölbe; dort saßen die zehn Herren schweigend und totbleich und zählten feuriges Geld. Die Knechte zitterten. „Geht hin und sagt, was ihr gesehen!“ sprach der Geist. „Diese zehn Unholde, eure Herren, müssen so lange hier das brennende Geld zählen, bis ein Mann, welcher zehn Armen uneigennützig Wohltaten erwies, mit dem wunderselten Kraute Lunaria den Felsen berührt, dies Gewölbe öffnet und alles Geld mit sich nimmt. Solches gebt männiglich kund zur Warnung!“ — Der Geist verschwand und die Knechte lagen unter dem Wagen!

Zu gewissen Zeiten soll in dem Felsen ein mächtiges Getöse gehört werden und sich seit einigen Jahren sehr vermehren.

47. Der Name der Stadt Zwickau.

In der Gegend um Zwickau soll im neunten Jahrhundert eine Fürstin Schwanhildis geherrscht und sowohl dem Kaiser Karl dem Großen, als auch seinem Sohne Karl so gute Hilfe gegen die Wenden geleistet haben, daß die Stadt ihr zu Ehren Schwanenfeld (Cygnavia, Cycnea) genannt wurde. An diese Fürstin Schwanhildis erinnerte auch ihr Bild, das nebst mehreren anderen Bildern, außen am alten Rathaus zu sehen war und die Unterschrift führte:

Der letzte Zweig aus Cygni Geschlecht,
Jungfrau Schwanhild, die herrschet recht,
und weil nach ihr kein Erbe war,
kam ihr Land an's Römisch-Reich gar.

Anno Christi 809.

Eine andere Sage erzählt, daß der Kaiser bei der Erbauung der Stadt habe drei Schwäne schwimmen sehen und daher der Stadt den Namen Schwanenfeld gegeben.

Von Kaiser Heinrich I. Zeiten hieß sie Zwickau, welcher Name aus dem Lateinischen Cycnea oder Cygnavia entstanden ist, von den

Chronisten aber mit unglücklicher Mühe durch folgende Sagen erklärt wird.

1) Als Kaiser Heinrich die Stadt besah, und sie viel kleiner fand, als er angegeben und befohlen hatte, habe er gesagt: Cycnea, Cycnea, du bist gar sehr verzwick! Du sollst fürder Zwickau heißen!

2) Kaiser Heinrich III. habe den Zwickauern, wegen der ihm gegen den böhmischen Herzog Birestislav geleisteten Hilfe, in einem Gnadenbriefe erlaubt, als rittermäßige Bürger Zwickelbärte zu tragen, und von diesen Zwickelbärten sei die Stadt Zwickau genannt worden.

48. Der Riese Einheer in Zwickau.

In den Kriegen Kaiser Karls des Jüngeren (des Sohnes Karls des Großen) mit den Wenden erschien in Zwickau, wo Schwanhildis regierte, ein Riese, aus Turgau gebürtig, der mit wider die Wenden auszog. Er wadete über alle Wasser, bedurfte keiner Brücke, zog sein Pferd bei dem Schwanze nach und sagte: „Nun, Gesell, mußt du auch nach!“ Er mähete die Leute wie Gras nieder, hing sie dann an den Spieß und trug sie über die Achseln wie Hasen oder Füchse. Da er wieder heim kam und seine Gesellen und Nachbarn fragten, was er ausgerichtet hätte, sagte er unmutig und zornig: „Was soll ich von diesen Fröschelein sagen? Ich trug ihrer sieben oder acht am Spieße über die Achsel; weiß nicht, was sie zucken; ist der Mühe nicht wert, daß der Kaiser so viel Volks wider derlei Kröten und Würmer zusammengebracht.“ — Das muß ein Goliath gewesen sein!

49. Gottes Speise bei Zwickau.

Bei Zwickau auf einem Dorfe schickten einst Eltern ihren Sohn, einen muntern Knaben, in den Wald, die Ochsen, welche da auf der Weide waren, heimzutreiben. Aber die Nacht überraschte den Knaben und es erhob sich ein solch mörderisches Schneewetter, daß er nicht aus dem Walde zu kommen wußte. Als nun der Knabe am andern Tage immer noch nicht nach Hause kam, gerieten seine Eltern in große Angst und konnten doch vor dem großen Schnee nicht in den Wald. Am dritten Tage erst, nachdem der Schnee zum Teil abgeflossen, gingen sie hinaus, den Knaben zu suchen und fanden ihn endlich an einem sonnigen Hügel sitzen, wo gar kein Schnee lag. Freundlich lachte er seine Eltern an, und als sie ihn fragten, warum er nicht heimgekommen, antwortete er, daß er habe warten wollen, bis es Abend würde. Er wußte nicht, daß schon ein Tag vergangen war, und als man ihn ferner fragte, ob er etwas gegessen hätte, erwiderte er, es sei ein Mann zu ihm gekommen, der ihm Käse und Brot gegeben habe.

Also ist dieser Knabe ohne Zweifel durch einen Engel Gottes gespeist und erhalten worden.

50. Der böse Brunnen bei Marienthal.

Etwa eine Stunde von Zwickau, zwischen Marienthal und

Königswalda, findet man an einem abwegsamem Orte im Gehölze, welcher das tiefe Tal heißt, einiges altes Mauerwerk, das man für Ruinen eines ehemaligen Raubschlosses hält. Neben diesem ist ein sehr tiefer, ausgemauerter Brunnen, welcher der böse Brunnen genannt wird, weil bei demselben die Geister zweier Mädchen, welche ihren Bruder vergiftet haben, irrgen sollen.

51. Der Galgenbaum bei Blankenhain.

Auf dem Rittergute Blankenhain bei Werdau diente einst ein ehrlicher und braver Hirtenjunge, namens Liebhold, dem aber die Knechte und Mägde gehässig waren, weil er, sobald er von denselben etwas sah, was wider den Willen seiner lieben Herrin, der Edelfrau, war, ihr solches immer sogleich anzeigte. Als daher einmal der gnädigen Frau ein goldenes Kettchen weggekommen war, ergriff das gottlose Gesinde die günstige Gelegenheit, den armen Jungen zu verderben; der gewissenloseste unter den Knechten ging hin zur Herrin und zeigte Liebholden als den Dieb an, den er über der Tat betroffen habe.

Die Edelfrau übergab den Angeklagten den Gerichten, welche ihn nach vielfachem Verhöre, wie hoch er auch seine Unschuld beteuerte, auf den falschen Schwur seines Anklägers zum Strange verdammten.

Nach wenigen Tagen wurde das Urteil vollzogen. Unter dem wimmernden Geläut der Sünderglocke führte man den armen Liebhold hinaus vor das Dorf, wo ein großer Balken mit einem Arme oben als Galgen aufgerichtet war. Noch einmal, ehe er in den Tod ging, betete er zu Gott, daß er seine Unschuld rechtfertigen möge und dann, zu den Umstehenden gewendet, rief er: „Der mich angeklagt hat, der hat einen falschen Eid geschworen. Denn, so wahr ich unschuldig bin, so wahr wird dieser Balken, welcher mein Galgen sein soll, nach meinem Tode anfangen zu grünen und Zweige treiben, und Jahrhunderte hindurch als ein frischer Baum bewundert werden.“ — Hierauf wendete er sich zum Henker und litt mit frommer Zuversicht auf jenseits den unverdienten schmachvollen Tod.

Und als das nächste Frühjahr kam, da gab Gott die Unschuld Liebholds an den Tag. Der Balken des Galgens wurde grün und trieb Zweige, so wie es Liebhold vorhergesagt hatte.

Die Edelfrau ward darüber voll Unruhe und gebot, den mein-eidigen Knecht zu verhaften. Aber ehe die Häsher denselben erreichten, hatte er sich im Koberbache ertränkt.

Noch in demselben Jahre ward der wahre Dieb entdeckt. Es wurden mehrere, nahe am Rittergute stehende, hohe Erlen umgeschlagen, und auf einer derselben fand man ein Dohlenest und darinnen das gestohlene goldene Kettchen der Edelfrau. —

Der Galgenbaum, jetzt ein starker und hoher Baum, ist heute noch bei Blankenhain zu sehen.

52. Dedo der Feiste in Wechselburg.

In der Schloßkirche zu Wechselburg steht die Bildsäule Dedo des Feisten, welcher ein Sohn Otto des Reichen und Graf zu Rochlitz

war, und im Jahre 1174 das Augustinerkloster zu Zschillen stiftete. Derselbe soll übermäßig fett gewesen sein. Darum, als ihn der Kaiser Heinrich VI. aufforderte, ihn auf einer Reise nach Italien zu begleiten, da war der gute Herr voll Bekümmernis, wie er bei seiner lästigen Feistheit die weite Reise machen möchte, und entschloß sich zuletzt, von einem Wundarzt sich das hinderliche Fett aus dem Leibe schneiden zu lassen. Dies geschah denn auch in Zschillen (so hieß damals Wechselburg), aber leider mit so unglücklichem Erfolg, daß er wenige Tage darauf, am 16. August des Jahres 1199, unter schrecklichen Schmerzen seinen Geist aufgab.

53. Der irrgewordene Redner in Geithain.

Als Kaiser Karl V. nach Mühlberg zog und durch das Städtchen Geithain kam, wollten ihn der Rat und die Bürgerschaft nach Gebühr empfangen und beauftragten den Stadtschreiber, das Wort zu führen. Derselbe war dazu gern bereit, sich für einen vortrefflichen Redner dünkend, und wie der Kaiser kam und ihm die Ratsherren entgegen gingen und einen Fußfall taten, da trat er mit großer Zuversicht vor und begann: „Enädigster Herr Kaiser, kaiserliche Majestät! Der Stadt Geithain Bürgermeister und Rat sind froh und haben gern gehört, daß Euer kaiserliche Majestät — und — und — und seid Gott willkommen, lieber Junker!“

Die Todesangst des irrgewordenen Redners und dann seine Freude, sich noch so rasch gerettet zu haben, der hochklingende Anfang und der herabkollernde Schluß, dies machte dem Kaiser großen Spaß und er lachte aus Herzensgrunde. Den Stadtschreiber machte es fast unsterblich, indem Kamprad die Schnurre in seine Leisniger Chronik einzeichnete.

54. Die Halssteine am Rathause in Rolditz.

Am Rathause in Rolditz hingen sonst ein Paar halbrunde Steine, die eine eiserne Kette zusammenhielt. Davon geht die Sage, daß solche den bösen Weibern, welche ihre Männer geschlagen hätten, wären um den Hals gehängt worden, und daß die Weiber mit diesem Schandgeschmeide hätten eine Zeit lang auf dem Markte vor dem Rathause herumgehen müssen.

55. Der Mönch auf dem Kreuze in Waldheim.

In grauer Zeit vor Waldheims Entstehung stand auf der Stelle wo später ein Augustinerkloster und seit 1716 die Strafanstalt steht, das uralte Kloster Baldersbalda, welches so zeitig wieder einging, daß schon im elften Jahrhundert kaum noch Spuren davon zu finden waren.

In der letzten Zeit des Klosters lebte darin ein Mönch, der war ein verruchter Bösewicht. Seine eigene Schwester hatte er zu sündiger Blutschande gezwungen. Sie genas eines Kindes und brachte ihm dasselbe mit lautem Jammer und harten Vorwürfen. Da stellte er sich, als rührte ihn ihr Schicksal, und tröstete sie und versprach, sie

in einen stillen Ort zu führen, wo sie mit dem Kinde leben könnte, vor den Augen der schmähsüchtigen Welt gesichert. Er führte aber die arglos Folgende in den Wald unweit des Klosters, dorthin, wo sonst das Kreuz in der Oberstadt war (bis zum Brande 1831 der Kreuzweg). Hier zückte er hastig seinen Dolch und stach ihn in das schuldlose Herzchen des Kindes, und als die unglückliche Mutter das sterbende Kindchen ihm zu entwenden suchte, da stieß er auch ihr den Dolch in die Brust. Zu Tode getroffen sank sie nieder; ihre letzten Worte verfluchten den Mörder, daß er nicht eher die Ruhe im Grabe finden sollte, als bis ein Toter, der im Leben noch größere Greuel als er verübt hätte, über den Mordplatz getragen würde.

Jahrhunderte waren vergangen und der Fluch lastete noch immer auf dem heillosen Mönche. Um Mitternacht sah man oft seinen Schatten, wimmernd und seufzend, einen blutigen Dolch in der Knochenhand, auf dem Kreuze irrgen, und jedermann wich bei nächtlicher Weile dem verrufenen Plage aus. Da starb einmal in Waldheim ein Bösewicht, Abschaum der Menschheit, der Hölle pflichtig durch jedes Verbrechen. Sein Name war verflucht; die Sage hat sich gescheut, ihn zu nennen. Am Abende seines Begräbnistages wandelten zwei Schatten vom Kreuze nach dem Friedhofe. Seitdem hat niemand den Mönch wieder gesehen.

56. Der Mayen- oder Hahnborn in Leisnig.

In früherer Zeit zog einmal nach Leisnig ein Hauptmann vom Lande, welcher eine einzige Tochter hatte. Diese sah alltäglich, von der Stadtmauer in der Vorstadt Neusorge herab, einen sehr ärmlich gekleideten, aber gar wohl gestalteten Jüngling gehen, der ihr so wohl gefiel, daß sie ihn von Herzen gern geheiratet hätte. Einstmals rief sie ihm zu, ob er nicht eine Leiter herbeischaffen möchte, daß sie auf selbiger hinunter steigen könne, um mit ihm zu reden. Der Jüngling, namens Martin Hahn, der Tagarbeit verrichtete, erfüllte sogleich ihren Wunsch, und sie stieg herab und eröffnete ihm wohlmeinend ihr Gemüt, daß sie, wenn er sich verheiraten wollte, gern sein Weib werden möchte, und obgleich Hahn ihr mit Bedauern entgegenete, daß solches ihr Herr Vater nicht würde geschehen lassen, weil er so ein armer Bursch und sie dagegen ein reiches adeliges Fräulein sei, so überredete sie ihn doch, zum Oberpfarrer zu gehen und denselben um seine Vermittlung zu bitten. Der wackere geistliche Herr war auch willig, mit dem Hauptmann zu sprechen und tat es schon am nächsten Morgen, aber leider mit üblem Erfolge. Der adelstolze Hauptmann schwur zornig, daß er lieber seine Tochter erschießen wollte, ehe er das geschehen lasse. Dies schreckte aber das liebende Mädchen nicht, sondern trieb sie nur zu raschem Entschluß. Sie gab dem Jünglinge einen Speziestaler und trug ihm auf, dafür im Weinkeller einige Kannen Wein, auch etwas Semmel zu kaufen und dann an den Mayenborn zu kommen, wo sie seiner warten wollte. Als dieses nun geschehen, trauten sie sich selbst in Gottes Namen an diesem Brunnen, verlobten und verbanden sich, nie wieder von einander zu lassen. Darauf ging der Jüngling wieder zum Oberpfarrer und erzählte ihm, was geschehen. Dieser berichtete es an das

Konfistorium, und bald bekam der Hauptmann Befehl, bei Leib- und Lebensstrafe sich an seiner Tochter nicht zu vergreifen, weil vor Gott ein Mensch so gut als der andere sei. Der Oberpfarrer aber erhielt Befehl, dieses verlobte Paar in der Kirche vor den Altar stellen zu lassen und ohne weitere Trauung über sie den Segen zu sprechen. Solches alles geschah, und es ist eine glückliche Ehe geworden und der Hauptmann zuletzt wohlzufrieden damit gewesen.

Von dieser Zeit an ist der Mayenborn der Hahnborn und der Berg der Hahnberg genannt worden.

57. Der Totenborn bei Leisnig.

In der Vorstadt Neusorge in Leisnig befindet sich in einer kleinen Vertiefung am Färbebache ein gewölbter Brunnen mit klarem und wohlschmeckendem Wasser, welcher der Totenborn heißt; warum? das erzählt die folgende Sage.

Vor alter Zeit hielt sich in dieser Gegend eine vornehme Prinzessin auf und auch ein Prinz. Beide waren gleich schön, beide liebten einander gleich innig und kamen oft im grünen Wald heimlich zusammen.

Einst hatten sie sich einander an obenerwähnten Brunnen bestellt, der damals noch ganz mit dichter Waldung umgeben war. Die Prinzessin traf zur bestimmten Zeit daselbst ein und wartete auf ihren Geliebten, als aber eine Stunde verging und derselbe immer noch nicht kam, da meinte sie, er werde diesmal vielleicht nicht kommen und legte ihren Schleier und Mantel hin, damit er, wenn er ja noch käme, daran erkennen möchte, daß sie dagewesen. Hierauf ging sie.

Nicht lange nachher kam der Prinz an den Brunnen und fand sein Liebchen nicht, wohl aber ihren Schleier und Mantel, auf welchem ein junger Bär lag. Darüber geriet er in große Angst, denn er meinte, der alte Bär habe seine Geliebte umgebracht. Er rief sie jammernd mit Namen, aber keine Antwort erfreute ihn. Da ward er von ihrem Tode überzeugt, zog seinen Dolch aus dem Gürtel und stach sich denselben tief in's Herz. Tot sank er am Brunnen nieder, sein Blut rann in hellen Tropfen auf den weißen Schleier seiner Geliebten.

Ehe der Abend kam, erfuhr die Prinzessin das Schreckliche und weinte nicht. Aber sie ging ernst und schweigend alsbald hinaus an den Brunnen, wo die vielgeliebte Leiche lag, küßte noch einmal seine kalten Lippen, zog den Dolch aus seinem Herzen und drückte ihn mit schmerzlicher Freude in das ihre.

Seitdem heißt der Brunnen dort der Totenborn.

58. Der Melinenborn bei Leisnig.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte in Leisnig eine Witwe, Meline genannt, mit zwei Töchtern. Diese wurden allgemein als Zauberinnen und Hexen gefürchtet und ihnen aus Furcht vor Feindschaft von allen Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Gelagen

Speise und Wein geschickt und sonst Guttaten erzeugt. Endlich aber wurden sie zur Haft gebracht und im November 1615 lebendig verbrannt. Bei ihrem Tode sollen schwarze Raben um und aus dem Feuer geflogen sein. Weil sie nun bei dem Borne am Minkwitzer Meßwege auf einer Wiese sollen mit dem bösen Geiste Umgang gehabt haben, so erhielt der Born den Nameu Melinenborn.

59. Die bösen Söhne in Leisnig.

An der Stadtkirche zu Leisnig war sonst ein Mann aus Stein gehauen zu sehen, welcher beide Arme in die Seiten stemmte. Neben ihm stand auf jeder Seite ein Knabe, dem eine Kröte aus dem Munde kroch. Dies sollen seine Söhne gewesen sein und ihn, den Vater, oft arg verspottet, ja sogar ihm in's Angesicht gespeit haben. Deshalb habe Gott sie hart gestraft und giftige und abscheuliche Kröten aus ihrem Munde wachsen lassen.

60. Die sieben Köpfe in Leisnig.

Am Niedertore in Leisnig waren sonst, ob jetzt noch, weiß ich nicht, sieben steinerne Köpfe zu sehen. Davon erzählt die Sage:

In Leisnig lebte vor alter Zeit ein Mädchen von hohem Stande und großem Reichtum, welches alle Freier zurückwies mit der heuchlerischen Versicherung, daß sie als Jungfrau sterben wolle. Weil nun damals die Ehelosigkeit als ein Verdienst galt, so stand sie lange Zeit bei jedermann in großen Ehren. Aber endlich, als sie schon hoch bei Jahren war, kam der Ruf ihrer Keuschheit in jähligen Verfall. Denn es ward offenbar und stadtkundig, daß sie mit sechs Männern zugleich gebuhlt hatte. Weil sie nun die ganze Stadt so frech belogen und so unzüchtig gelebt hatte, mußte sie zur Strafe das Niedertor und die Stadtmauer bauen und die sieben Köpfe, zu ihrer ewigen Schande, in Stein hauen lassen. Der Kopf nach dem Lichtenberge zu stellt ihren Kopf, die andern sechs die ihrer Buhler vor.

61. Der Reiter in Kieselbach.

Im Frühjahr 1639 kam ein schwedischer Reiter in das Dorf Kieselbach bei Leisnig, der hatte sich fest gemacht und trieb, im Vertrauen auf seine Festigkeit, allerlei Unfug. Aber die Bauern sahen da nicht müßig zu, sondern fielen in Menge über ihn her, schlugen ihn mit Ärten und Dreschlegeln tot und scharrten ihn ein wenig in die Erde. Des Nachts aber kroch der Erschlagene wieder heraus, wurde jedoch bald wieder gefangen und nochmals tot gedroschen. Leibhaftig ist er hierauf zwar nicht wieder auferstanden, aber sein Geist spukt noch jetzt. Er sitzt um Mitternacht im Dorfe am Wege auf einem Stocke und ärgert die Vorübergehenden durch allerhand unanständige Gebärden.

62. Die Regelschieber in Döbeln.

In dem staatlichen Hause zunächst dem alten Obertorturme in

Döbeln ist ein denkwürdiges Wahrzeichen zu sehen, von dem man Folgendes erzählt:

Einst erbten zwei Brüder dies Haus von ihrem Vater, und weil demselben der Tod also rasch überkommen war, daß er seinen letzten Willen nicht aufzeichnen konnte, so wurden die beiden Brüder uneins und stritten heftig mit einander, denn jeder wollte das Haus allein besitzen. Zuletzt beschlossen sie, den Streit auf der Regelbahn zu entscheiden, so daß, wer mehr Regel schieben würde, den Alleinbesitz des Hauses haben sollte. Das Glück entschied für den ältern Bruder, der des schönen Gewinnes wohl nicht wert war, denn er verhöhnte seinen armen Bruder, daß er nun kein Erbe habe, und ärgerte ihn mit allerlei garstigen Reden und achtete es wenig, daß sich derselbe in der Verzweiflung die Haare ausraufte. Ja, er stieß ihn des Abends aus dem Hause und schlug die Thür hinter ihm zu mit teuflischem Hohngelächter. Am Morgen aber fand er ihn tot vor der Thür, mit entstelltem Antlitz und blutigem Kleid. Er hatte sich die Brust mit seinem Gurtmesser durchstoßen.

Zur Erinnerung an diese traurige Begebenheit und zur Warnung für unbesonnene Spieler ließ der Rat im Innern des Hauses zu ebener Erde zwei steinerne Hände mit Kugeln und in dem Pfeiler steinerne Regel einmauern. An der äußern Wand des Hauses aber wurden zwei steinerne Köpfe angebracht, von denen der Eine, welcher den des ältern Bruders vorstellt, mit dicken Backen und fröhlichen Augen gegen Morgen über die Mulde hinschaut. Auf dem andern aber, dessen abgekehrtes und betrübtes Gesicht ihn als den Kopf des unglücklichen Selbstmörders bezeichnet, liegen zwei Hände, als wollte er sich die Haare ausraufen. An dem Gerüst der Haustür steht die Jahreszahl 1504.

63. Der Abt im Handwerkschause zu Roßwein.

Als Roßwein noch zu dem Kloster Zelle gehörte, hieß das jetzige Handwerkschause der Tuchmacher in Roßwein das Abthaus und war die Amtswohnung der Äbte. Wie nun 1544 das Kloster aufgehoben ward, schenkte der letzte Abt, Andreas Schmiedewald, das Abthaus, anstatt es zum Nutzen der Kirche zu verwenden, seinem Bruder, dem Bürgermeister Anton Schmiedewald, von dem es 1565 an die Tuchmacherinnung kam.

Seit langen Zeiten aber spuckt es in dem Hanse und lärmt oft fürchterlich. Das ist der Geist des Abtes Schmiedewald, welcher keine Ruhe finden kann, weil er das Haus der Kirche entfremdet hat. Oft hat man ihn auf dem Bodenraume, wo der Trauer der Tuchmacherinnung (die Traueranzüge der Bahrenträger) bewahrt wird, sitzen sehen, ohne daß etwas Wichtiges darauf erfolgte. Wenn er aber den Trauer sichtbar bewegt, dann stirbt binnen drei Tagen ein Tuchmachermeister.

64. Die Eule in Leipzig.

Im Hofe eines Hauses auf der Petersstraße zu Leipzig ist in

einer kleinen Nische eine steinerne Eule zu sehen, die ist das Wahrzeichen einer argen Geschichte, welche sich vor Alters dort zugetragen hat.

Es war nämlich einmal ein Haushüter oder Schließer in dem Hause, welcher so verschlafen war, daß er beim besten Willen nicht erwachte, wie stark auch die Inwohnenden, wenn sie nachts zu Hause kamen, an die Tür donnerten. Weil dieselben nun, und oft bei schlimmem Wetter lange harren mußten, ehe der verschlafene Schließer ihnen öffnete, so beschwerten sie sich gemeinschaftlich bei dem Hausherrn und brachten es dahin, daß derselbe dem Schließer drohte, ihn beim nächsten Versehen aus dem Dienste zu jagen.

Darüber war der arme Schließer voll Kummernis und sann hin und her, wie er sich munter erhalten möchte, konnte aber nichts ersinnen. Weinend sah er die Nacht nahen; um Mitternacht aber kam ihm ungehoffte Hilfe. Denn zu ihm trat in schlichter Tracht, damit er nicht zu sehr erschrecken möchte, und mit freundlichem Gruße der Fürst der Hölle und bot ihm seine Dienste an, und versprach ihm, jede Nacht in Gestalt einer Eule für ihn zu wachen und ihn zu wecken, so oft jemand Einlaß begehrte. Dafür verlange er vor der Hand gar nichts und nach zehn Jahren erst nur die Seele des Schließers. Dieser sträubte sich lange gegen solchen unchristlichen Vertrag, zuletzt aber siegte doch die Lust, ruhig und sorgenlos sich satt schlafen zu können und er willigte ein. Bald war die Übereinkunft auch schriftlich gemacht.

Dieselbe Nacht noch trat der Teufel als Eule seinen Dienst an und verwaltete ihn so wohl, daß der Schließer bald ebenso viel Lob als früher Tadel erntete und sich recht gut dabei befand. Leider aber nahm es mit ihm ein trauriges Ende.

Eines Morgens fand man ihn erwürgt in seinem Bette. Die zehn Jahre waren um; der Teufel hatte ihm das Leben nicht gestundet.

65. Der Name der Stadt Oschaz.

Ein neues Städtchen wurde erbaut. Der König und seine Gemahlin sahen vom nahen Berge auf die schmucken Häuser und hatten ihre Freude daran. Da aber die Stadt noch keinen Namen hatte, so sagte der König: „Liebes Weib, sage, wie sollen wir diese neue Stadt nennen? So, wie du sagst, soll sie heißen.“ Dies dünkte der Königin scherzig und sie lächelte und sann und konnte nichts ersinnen, wollte also diese Ehre ablehnen und begann: „Oschaz.“ — Da rief der König schnell: „Nun schön, so soll sie heißen!“ Und die Stadt ward Oschaz genannt.

66. Das Blutzeichen in Wurzen.

Im Jahre 1616 ist in Wurzen zu mehreren Malen Speise, als Wasserbrei, Erbsen, Milchmus, Grütze und Brot in Blut verwandelt worden. Dasselbe war wahrhaftiges Blut, färbte schön rot, und ließ sich, wenn man es auf die Hand strich, nicht wieder abwischen. Die

ganze Stadt geriet darüber in Bestürzung und hielt es für ein gräßliches Vorzeichen. M. Kaspar Rothe, der Diakonus des Ortes, bestrich mit dem Blute ein Tuch und bewahrte es zum Gedächtnis auf.

Aber obgleich Wurzen später viel Unglück traf, so ist doch in Schöttgens Wurzner Chronik nicht zu finden, daß derselbe jemals wieder auf dieses bedeutungsvolle Blutzzeichen zurückwies.

67. Die Magd beim Nix bei Leipzig.

In einem Dorfe bei Leipzig trug sich's einmal zu, daß eine Dienstmagd, vielleicht beim Baden, unter das Wasser zu einem Nix kam. Sie diente demselben drei Jahre lang und hatte es recht gut, wenig Arbeit, viel zu essen und zu trinken, aber eins mochte ihr doch nicht gefallen, nämlich daß all ihr Essen ungesalzen war. Deshalb zog sie auch wieder weg; doch wurde sie nie mehr froh, sondern war immer so für sich und traurig und sagte oftmals: „Nach dieser Zeit habe ich nicht über sieben Jahre zu leben, davon bleiben mir jetzt noch drei.“ Und dies hat auch zugetroffen.

68. Das Nixweibchen bei Leipzig.

Sonst hat sich bei Leipzig auf der Straße oftmals ein Nixweibchen sehen lassen. Es ging unter andern Bauersweibern mit dem Tragkorbe auf den Wochenmarkt, um den Hausbedarf einzukaufen. In der Kleidung unterschied es sich dadurch, daß seine Unterkleider jederzeit zwei Hände breit naß waren. Ubrigens redete es mit niemandem, grüßte und dankte auch niemandem auf der Straße, wußte aber beim Einkauf so gut wie andere Weiber zu dingen und zu handeln.

Einmal gingen ihr auf ihrem Rückwege zweie nach. Diese haben gesehen, wie sie an einem kleinen Wasser ihren Tragkorb niederlegte und wie derselbe, während sie in das Wasser tauchte, augenblicklich verschwand.

69. Das Wasserrecht bei Leipzig.

Von vielen Flüssen und Seen erzählt man, daß sie jährlich ein Opfer haben müßten und diese gemeine Sage ist auch bei Leipzig unter dem Volke laut. Unweit der Stadt, wo die Elster und Pleiße sich vereinigt, pflegt im Sommer das junge Volk zu baden, aber das Wasser hat da einen betrüglischen Lauf, zuweilen Untiefen, zuweilen Sandbänke, besonders an einem Ort, welcher das Studentenbad heißt. Dort verlangt das Wasser alle Jahre einen Menschen, den zieht die Wassernixe hinunter. Und dies ist das Wasserrecht, welches sich bis jetzt fast jeden Sommer gültig gemacht hat.

70. Der Saukrieg in Mügeln.

Im Jahre 1558 erhob sich eine Unruhe zwischen Johann von Haugwitz, Bischof in Wurzen und Hans von Karlowitz.

Dieser kam mit seinem Volk nach Mügeln und trieb das Schloß- und Stadtvieh von der Weide. Das meiste aber waren Schweine, deren gegen siebenhundert gewesen sein sollen. Weil nun bald wieder Friede ward, ohne daß es weiter zu einem Angriff kam, so wurde der Streit im Scherz der Saukrieg genannt.

71. Das Kind auf dem Apfel in Leipzig.

Am hallischen Pfortchen sieht man ein Kind auf einem Apfel in Stein gehauen zum Andenken, daß einst ein Kind, für sein Alter sehr klug, auf der Gasse auf einen Apfel getreten und sich zum allgemeinen Bedauern zu Tode gefallen habe.

72. Der Pfaffe in Markranstädt.

Johannes Limmer, Pfaffe zu Markranstädt, lästerte einstmals auf der Kanzel Dr. Luthern und seine evangelische Lehre mit ungehörlicher, heftiger Rede. Dafür strafte ihn Gott, denn als er am andern Morgen erwachte, war seine Zunge gelähmt und seine Augen geblendet. Hierdurch kam er zur Erkenntnis seiner Unbill und lernte die evangelische Lehre schätzen und nahm dieselbe im Jahre 1545 an, worauf er die Sprache und das Augenlicht wieder erhielt. Dafür dankte er nun Gott und ermahnte die Leute mit Vorhaltung seines eigenen Beispiels, daß sie möchten niemanden des Glaubens wegen lästern und die besser gereinigte Lehre annehmen, und verharrte in diesem frommen Eifer bis an seinen Tod, der im Jahre 1553 erfolgte.

73. Das Rätselhafte in Wurzen.

Schöttgens Chronik von Wurzen sagt: Wurzen hat (im Jahre 1717) 110 Feuerstätten, aber keine Kirche, keine Pfarre, keine Schule, keine Schmiede. Ferner, wenn die Wurzener in die Kirche gehen sollen, laufen sie zum Tore hinaus. Endlich ist gar ein Dach in Wurzen, welches weder Gott, noch Mensch, noch Teufel gemacht hat. Wie geht das zu?

Die Kirche, Pfarre, Schule und Schmiede liegen nicht in der Stadt, sondern vor den Toren; daher müssen allerdings die Wurzener, wenn sie in die Kirche gehen sollen, zum Tore hinaus laufen. Das wunderbare Dach endlich ist das sogenannte Storchsneß auf dem, bei dem Wenzelstore befindlichen Turme, welches ein Mann, namens Nachtigall gebaut hat.

74. Die sechs Teufelskünstler in Leisnig.

Der Kupferschmied Johann Richter aus Leisnig, der im siebzehnten Jahrhundert lebte, kam auf seiner Wanderschaft nach Prag. Hier geriet er in eine Gesellschaft junger Männer, die, um Teufelskünste zu erlernen, sich auf einen Kreuzweg begab. Hier legten sie sich in einem Kreise, einander mit den Füßen berührend, mit dem Gesicht auf die Erde und erwarteten nun das Verlangte.

Richter aber nahm daran nicht teil, sondern entfernte sich. Später erfuhr er, daß sie allerlei Künste an den Tag gegeben und Dinge bewirkt hätten, die andern nicht möglich gewesen waren; aber er hörte auch, daß sie im Verlauf von anderthalb Jahren alle schändlich um das Leben gekommen waren. Er dankte Gott, daß er ihm von dieser bösen Gesellschaft geholfen und ließ die sechs bösen Gesellen, wie sie im Kreise auf der Erde liegen, zum Gedächtnis in Stein aushauen, wie es vor dem Obertore in Leisnig an einem Scheuntore zu sehen ist.

75. Die drei Brote der Ponikau auf Otterwisch.

Vor Zeiten gehörten die Güter Otterwisch, Belgern und Beulwitz der Familie von Ponikau. Als einst eine Wöchnerin in dieser Familie eine nächtliche Zwerghochzeit in ihrer Wohnstube aufnahm und feiern ließ, empfing sie zum Dank drei Brotchen mit der Weisung, daß die Ponikauische Familie, so lange sie diese Brotchen verwahre, glücklich sein werde. Man ließ deshalb diese wertvollen Unterpfänder entweder vermauern oder in die Kirchturmknöpfe legen. Im dreißigjährigen Kriege wurden aber die Gebäude eingäschert, die Brotchen gingen verloren und mit ihnen auch der Familie nach und nach die Güter.

76. Strafe der Gartendiebe in Leisnig.

Vor dem Obertore Leisnigs stand am Teiche ein 12 Ellen hoher gezimmerter Baum, oben mit einem langen Arm, an dem ein Korb ohne Boden hing. Durch diesen ließ man Gartendiebe zur Strafe ins Wasser fallen.

77. Das große Kirchtor zu St. Mathäi in Leisnig.

Wenn man in dem einen Schwibbogenpfeiler etwas heimlich redet, hört es der auf der andern Seite Stehende ganz deutlich, der aber in der Mitte steht, nicht einen Laut.

78. Der Leichenzug in Leisnig.

Am 26. Juni 1685 hat man abends zwischen 9 und 10 Uhr in Leisnig hinter der Baderei, am ersten Rundel der Stadtmauer, eine Mannsperson, in weiße Leinwand gekleidet, ausgehen und ihr ungefähr auf neun Häuser Länge sechs Männer mit einer Totenbahre, darauf einen schwarzen Sarg, folgen sehen; sie setzten nieder und der weißgekleidete Mann ging zum dritten Rundel hinter dem Kornhause, wo er still stand; die sechs Männer mit dem Sarge folgten ihm nach und setzten abermals nieder. Darauf nahmen zwei Träger ein weißes Tuch, das bei dem weißgekleideten Manne gelegen, und breiteten es über den Sarg. Anfangs hat das nur eine Person, dann aber vier Personen gesehen. Zwei Personen gingen auf die gegenüber gelegene Viehweide, um die Erscheinung besser zu beschauen und

sahen, daß viele Personen wie Totengerippe, aber mit langen Haaren, nach Art einer Leichenprozession hergingen.

79. Der Bettelborn in Leipzig.

Der Brunnen vor dem grimmaischen Tore in Leipzig, nahe der Johannisgasse, stand von jeher im Rufe, daß sein Wasser ganz vorzüglich sei, daher es so viele Menschen holten, daß er fast erschöpft wurde. Um dies zu verhüten, hatte der Stadtrat dazu eine Wache gestellt, oder, wie andere erzählen, ihn verschlossen. Da man aber das Wasser nicht gern entbehren wollte, baten oder bettelten viele, davon schöpfen zu dürfen, daher sein Name.

80. Die Kartaunenkugel auf dem Gottesacker in Leipzig.

Es war am 3. August 1540, als der Böttcherobermeister Veid in Leipzig sich des erquickenden Regens freute, den nach langer anhaltender Dürre die Gewitterwolken niederströmten. Dorchen aber, seine einzige Tochter, noch unverständig, die sich vor des Donners klirrenden Schlägen fürchtete und in ihrer Angst den Spruch betete: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen. Dein Spruch, mein Kind, sprach gerührt der Vater, erinnert mich an den armen Nachbar, der mir durch seine Zank- und Streitsucht das Leben sehr schwer gemacht hat, jetzt aber halbnackend und krank in einer kalten Bodenkammer liegt, an ihm will ich diese Lehre üben. Der wackere Veid ging und fand den Unglücklichen, wie er eben seinen einzigen Sohn Traugott, der, trotz dem drückendsten Mangel und der Härte des Vaters, doch treulich bei ihm ausgehalten, segnete und — verschied. Veid ließ seinen geschiedenen Nachbar, der einst sehr wohlhabend gewesen war, anständig begraben und nahm Traugott zu sich. Er und Dorchen lebten bald wie gute Geschwister und lernten, als Traugott ein tüchtiger Böttchergeselle geworden war, sich herzlich lieben. Meister Veid bemerkte es und war es zufrieden; wollte aber auch dem fleißigen Pflege- und künftigen Schwiegersohne die Arbeit erleichtern und nahm noch einen Gesellen an, der seit einigen Jahren unter den kaiserlichen Völkern gedient hatte und ganz roh geworden war. Dieser ward bald Traugotts ungestümer Nebenbuhler. Unerwartet kam der Kurfürst Johann Friedrich als Feind vor Leipzig und Herzog Moriz bot alle junge Mannschaft zur Verteidigung auf. Auch die beiden Böttchergesellen traten in die Reihen, und ein unglückliches Schicksal machte den rohen Gesellen zu Traugotts Kampfnachbar. Kaum hatte jener diesen hohnlächelnd neben sich wahrgenommen, als in ihm auch schon der Entschluß fest stand, sich seinen Nebenbuhler, bereits mit Dorchen durch des sterbenden Vaters Hand verlobt, vom Halse zu schaffen, was auch bald in der Dämmerung durch unbemerkten Meuchelmord geschah. Der Feind vor den Toren zog ab und der Mörder stürmte nach der Wohnung seines Meisters, um Dorchen mit der Nachricht, daß ihr Geliebter gefallen sei, fügsamer in seine Werbung zu machen.

Aber hier trat ihm ein Ereignis entgegen, daß ihn und seine Rohheit mit Schrecken erfüllte, denn als Traugotts Geist unter seinem Mordmesser entfloß, hatte eine 48pfündige Kartauenenkugel in Dorchens Stube geschlagen und ihr einen Arm genommen. Als der böse Gefelle das Mädchen in ihrem Blute und Jammer erblickte, verließ er hastig das Haus und kehrte nimmer wieder. Dorchens wurde geheilt und lebte in stiller Trauer und geräuschloser Frömmigkeit noch einige fünfzig Jahre. Am 1. Februar 1599 starb sie, ward mit großer Feierlichkeit beerdigt und die Kugel, die sie so unglücklich machte, in der Wand des Gottesackers über ihrem Grabe eingemauert, wo sie noch jetzt zu sehen ist.

81. Der Tod in Wurzen.

Im Februar 1707 ritt ein schwedischer Soldat, namens Andreas Stahl, seines Fähnrichs Pferde bei dem Gerichte herum, damit sie nicht stätig würden. Als er wieder nach der Stadt zurückkehren wollte, kam ein langer Mann zu ihm, der gar kauderwelsch ausgesehen und eine große Sense in der Hand führte. Der Soldat fragte ihn, wo er hin wolle. Nach Wurzen, war die Antwort. Was er da zu schaffen habe, frug der Soldat weiter. Ich bin der Tod, entgegnete der Mann, und obgleich ich vor hundert Jahren in Wurzen ziemlich reine Arbeit gemacht habe, will ich es doch dies Jahr eben so machen. Kannst diese Nachricht den Leuten hinterbringen, daß sie sich auf meine Ankunft vorbereiten. Mit diesen Worten verließ der Tod den Soldaten und dieser ritt in die Stadt, erzählte, was ihm begegnet, seinem Wirte, Meister Jakob Plutz, und dieser meldete es den 7. März auf dem Rathause; auch seinem Major berichtete der Soldat die gehabte Erscheinung und erbot sich, die Wahrheit derselben mit einem Eide zu bekräftigen! Aber das Jahr 1707 verging und der Tod kam nicht nach Wurzen.

82. Der Polzschner See bei Lommazsch.

Zur Zeit Kaiser Heinrich des Voglers nannte man die Sorbenden Dalemincier, und die Gegend des Meißnerlandes, wo die überwundenen Wenden wohnten, Dalemincia, auf wendisch Glomacia, oder Lomatia, Lommizsch, daher das Städtchen Lommazsch seinen Namen hat. Eine Viertelstunde davon war ein Brunnen, Glomiz genannt, zu dem die Wenden von allen Orten wallfahrteten. Dieser Brunnen hieß später der Polzschner See. Bei ihm sollen die abscheulichen Gözenbilder der Wenden gestanden und ihre Priester Zauberei und Beschwörung des Brunnens getrieben haben, der alsdann ein Zeichen von sich gab, indem auf seiner Oberfläche entweder Weizen und Eicheln, oder Blut und Asche schwammen. Erstere bedeuteten ein glückliches, letztere ein unglückliches Jahr. Dabei opferte man den Gözen einen Fremdling durch Verbrennen, wobei das Volk große Andacht zeigte. Durch diesen Gözendienst ist die Stadt Lommazsch sehr in Aufnahme gekommen.

83. Wilhelm Cocles und Bischof Benno.

Wilhelm, Markgraf zu Meißen, wollte dem Bistume Meißen manches entziehen. Da erschien ihm der 1106 verstorbene Bischof Benno mehrmals im Traume und drohte ihm. Da Wilhelm darauf nicht achtete, sondern seinen Willen ausführte, erschien ihm Benno abermals und forderte, daß er dem Stifte alles wieder erstatte. Man überredete aber den Markgraf, von diesem Traume nichts zu halten, und Benno erschien ihm zum drittenmal, in der Hand eine brennende Fackel, mit der er ihn ins Auge stieß. Wilhelm erwachte vom Traume und war — auf einem Auge geblendet, daher er den Namen Cocles oder der Einäugige erhalten. Darauf soll er dem Altare Trinitatis, bei dem er begraben liegt, zwei Lehne gestiftet haben.

84. Das Kruzifix zu Döhlen.

Die Kirche des Dorfes Döhlen, zwei Stunden südwestlich von Dresden, war im Mittelalter ein vielbesuchter Wallfahrtsort, weil auf ihrem Altar ein wundertätiges Kruzifix stand. Dasselbe war einst, neben mehreren Trümmern einer zerstörten Kirche, von den angeschwollenen Fluten der Weißeritz herbeigeführt und bis auf die ziemlich hochgelegenen Stufen des Kirchhofes geschwemmt worden. Man hob es auf und stellte es feierlich auf den Altar, wo es in der Folge viel Wunder, namentlich Krankenheilungen bewirkte.

85. Martin Rünzelmann in Döhlen.

In demselben Dorfe Döhlen war in den Jahren 1535 bis 1569 Martin Rünzelmann Pfarrer. Er galt weit und breit als der mächtigste Teufelsbanner und Wunderdokter und ward als solcher oft in fremde Länder berufen. So heilte er unter andern einen reichen böhmischen Grafen, der vom Teufel besessen war. Dabei war er keineswegs geldsüchtig, sondern der Lohn, den er für seine Kuren verlangte, bestand meist nur in einigen jungen Obstbäumen und Pflanzfreibern. Diese pflanzte und pflanzte er teils selbst, teils gab er sie seinen Pfarrkindern. Überhaupt tat er alles, um die deutsche Obstbaumzucht zu vervollkommen, und um dieses großen Verdienstes willen ehrt noch jetzt Döhlen und die Umgegend sein Andenken.

86. Aufkommen des Bergbaues bei Scharfenberg.

Im Jahre 1225 jagte Markgraf Heinrich der Erlauchte in der Gegend von Scharfenberg. Da stieß sein Roß mit dem Hufe einen Stein auf, der so schön funkelte und glänzte, daß der Markgraf abstieg und ihn aufhob. Nachher ließ er denselben in Freiberg untersuchen, und siehe, es war gutes Silbererz.

So soll der Scharfenberger Bergbau aufgekommen sein.

87. Der Nixenstein bei Strehla.

Unweit Strehla an der Elbe ragt ein großer Felsstein weit in den Strom hinüber. Dieser Fels heißt der Nixenstein, weil ein Nix mit seiner Frau dort wohnt. Wenn der Neumond auf den Felsen scheint, sieht man den Nix darauf sitzen und arbeiten, auch wohl die Nixin Wäsche bleichen und trocknen. Sobald aber jemand ihnen auf fünfzig Schritte naht, huschen sie in den Elbstrom.

Die Schiffer weichen dem Nixensteine ängstlich aus, denn jedes Jahr verunglückt dort wenigstens ein Mensch im Wasser.

Auch erzählt man noch folgendes Märchen:

Einstmals kam ein Mann nach Strehla zur Wehmutter und bat sie dringend, ihm zu folgen. Die Frau faßte sich ein Herz und ging mit ihm. Der Mann führte sie durch Nacht und Nebel zum Nixenstein hinaus und schlug mit seinem Stocke daran. Der Fels tat sich auf und sie traten in ein stattliches Zimmer, wo auf einem weichen Bette eine Frau in Kindesnöten lag. Der Nix winkte der Hebamme, ihren Beruf an der Kreiserin zu üben und verließ das Gemach. Als die Wöchnerin der Hilfe nicht mehr bedurfte, kam er zurück, hielt der Hebamme einen mit Goldstücken gefüllten Korb hin und sagte: Was dein Lohn ist, das nimm dir! Da nahm sich die Hebamme so viel, als sie mit gutem Gewissen verlangen konnte und dankte viel tausend Mal. Dessen freute sich der Nix und lobte sie und sagte: Daran tust du wohl, daß du nicht mehr nimmst. Hättest du zu viel genommen, wäre dir's übel bekommen. Das Wenige reicht hin zu deinem Glück!

Hierauf führte er sie nach Strehla zurück. Das Goldstück aber, welches die Hebamme sich genommen, bewies sich recht brauchbar; denn wie oft sie es ausgab, immer kam es binnen drei Stunden in ihre Tasche zurück.

88. Bruder Weiberfeind in Pirna.

Im Jahre 1503 lebte in Pirna ein Mönch, den seine Konfratres den Bruder Weiberfeind nannten, weil er dem weiblichen Geschlechte spinnegram war. Er pflegte, so oft ein Mädchen getauft wurde, voll Ärger zu sagen: Erst getauft, dann ersäuft! und wäre es auf ihn angekommen, so hätte er gewiß alle Mädchen in der Elbe ersäuft. Für diesen Haß, dessen Ursache niemand erforschen konnte, strafte ihn das Geschick, und was er den Mädchen gewünscht, das ward ihm zu teil. Denn als er einstmals auf der Elbbrücke stand und, auf das Geländer gelehnt, in das Wasser hinabblickte, da brachen die Stäbe des Geländers, er stürzte hinab und kam in den Wellen um.

89. Dieß Grünrad von Großenhain.

In der Fehde des Markgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange gegen den Markgrafen Hans von Brandenburg war Großenhain in großer Not. Die Stadt ward von den Brandenburgern hart

bedrängt, litt Mangel an Lebensmitteln, und der Markgraf Friedrich, auf den sie ihre letzte Hoffnung setzte, war durch die Stellung des Feindes gänzlich von ihr abgeschnitten. Nur zwischen Ergebung auf Gnade und Ungnade oder Tod blieb die Wahl.

Da stellte sich ein mutiger Jüngling, namens Diez Grünrad, der Altgefelle der Tuchmacher, an die Spitze seiner Mitgesellen, deren Zahl an die dreihundert betrug, tat mit ihnen einen Ausfall gegen die Feinde, schlug sie in die Flucht und eroberte das Hauptpanier derselben. So ward die Stadt gerettet.

Markgraf Friedrich ehrte den Mut der wackeren Tuchknappen und belohnte ihre Treue, indem er der Tuchmacherinnung die eroberte feindliche Fahne schenkte. Dieselbe ging zwar in einer Feuersbrunst verloren, aber noch heute hat die Innung das Recht, eine Fahne zu führen, und ihr mit dem sächsischen Wappen geschmücktes Panier genießt noch jetzt bei feierlichen Aufzügen die Ehre militärischer Begrüßung.

90. Der Erlpeter in Pirna.

Von Pirna abendwärts quillt der sogenannte Gesundheitsbrunnen, von dem die Sage erzählt, daß einst ein Viehhirtenjunge, mit dem Auschlage behaftet, daraus getrunken, sich mit seinem Wasser gewaschen und die schönste Haut bekommen haben soll. Nun bedienten sich desselben viele Kranke und wurde er im Herbst 1687 mit einem Behältnis umschlossen und mit steinernem Gewölbe versehen. Um das Jahr 1670 entstand die Gewohnheit, alljährlich an der Mittwoch nach Pfingsten einen Spaziergang zu diesem Brunnen zu machen, wo es dann mit Musizieren, Tanzen, Singen und Schießen sehr lustig herging. Unter den Wallfahrern befanden sich Adelige und Bürger aus Dresden, und nannte man dies Fest pirnaische Wallfahrten. Sonst stand über dem Brunnen eine steinerne Tafel eingemauert mit der Aufschrift „Deut. VIII. — Hüte: Dich: Und: Vergiß: Deines: Gottes: Nicht, der dir Wasser aus dem harten Felsen gibt. George Dinkel ad D M J 1541.“ Das Brunnenwasser lief durch eine Flasche, welche eine steinerne männliche Figur unter dem rechten Arme hielt, über welcher zu lesen war:

Der ehrliche Peter bin ich genannt,
Armen Leuten wohl bekannt,
Wer nicht Geld hat in seiner Tasche,
Der trinkt mit mir aus meiner Flasche.

Aus dem ehrlichen Peter ist später in der Volkssprache der Erlpeter geworden.

91. Der Dresdner Mönch.

Den 22. April 1694 ist es sehr unheimlich im hiesigen Schlosse gewesen und hat sich der Dresdner Mönch als Anzeiger des Todes einer hohen Person sehen lassen. 1698 den 5. Oktober hat der Mönch die Wachen auf der Festung so sehr geplagt, daß sie von allen Posten einander zu Hilfe geschrien und ein Soldat fast in den

Graben herabgeworfen worden, den Leutnant, der die Kunde getan, hat es ebenfalls attackiert. Es wär' ein solcher Lärm geworden, daß man die Trommel wollte rühren lassen und keiner mehr die Wache verrichten. Die Veranlassung zu der Sage vom Mönche sollen Figuren auf dem Turme der alten Kreuzkirche gegeben haben, wo auf der einen Ecke Jesus, auf der anderen ein Engel und auf den andern Teufel in Mönchskleidung standen.

92. Das Weiberregiment in Dresden.

An einem Hause auf der Moritzstraße (das 1833 dem Herrn Hofrat Kreißig gehörte) war sonst ein steinernes Bild, aus Stein gehauen, zu sehen, das einen auf Händen und Füßen kriechenden Mann vorstellte, auf dem die Frau ritt und ihn mit Zügel und Peitsche lenkte! 1714 wurde bei einer Reparatur das Bild weggenommen, und in den damals Bogelrischen Garten auf der Ziegelgasse, vor dem Pirnaischen Tore, versetzt; da später dieser Garten ganz verbaut worden, ist das Wahrzeichen verschollen oder verloren gegangen.

93. Das Bäcker mädchen in Pirna.

Die Tochter eines Bäckers mußte täglich Brot ins Mönchskloster schaffen, wofür sie das Geld in Empfang nahm. Einstmals kam sie nicht zurück, und als der Vater die Mönche fragte, versicherten diese, daß sie mit dem Gelde fortgegangen sei. Ein betrunkenener Zimmermann aber war in der Klosterkirche eingeschlafen. Um Mitternacht erwachte er durch ein verworrenes Geräusch von männlichen und einer klagenden weiblichen Stimme und sah, wie zwei Mönche das Mädchen geschleppt bringen und — erstechen. Wegen solcher Schandtath ward das Kloster aufgehoben. Ein Stein mit dem Bilde bezeichnet noch heute das Haus ihres Vaters auf der Langengasse.

94. Das Brückenmännchen in Dresden.

Ehe noch die Brücke die jezige Ansicht erhielt, sah man nicht weit vom Kruzifix an einem äußeren Bogen derselben das sogenannte Brückenmännchen, welches den Baumeister der Brücke, Matthias Fotius, in Stein gehauen, vorstellen soll. Jetzt ist es unter dem vierten Schwibbogen von Alt- nach Neustadt-Dresden zu sehen und hat die Gestalt eines gebückten Männchens, mit untergestemten Armen, zusammengeschlossenen Füßen und tief in die Augen gezogenem Mützchen.

95. Die Goldschmiedsfrau in Dresden.

In dem Hause hinter der Frauenkirche Nr. 532 war sonst auf einem steinernen Austritte im ersten Stockwerke eine Frau mit fünf Kindern, deren eins auf dem Kopfe, drei auf den Füßen um die Mutter herum standen, in Stein gehauen zu sehen. Das Monument soll zum Andenken einer von den Toten wiedererstandenen Goldschmiedsfrau errichtet worden sein!

96. Die Drangerie in Dresden.

August II., König von Polen, schickte eine Gesellschaft Gelehrter nach Afrika, die aus den Wäldern von Tripolis 400, an Wurzeln und Ästen abgehauene Drangeriestämme für den König zum Drechseln mitbrachten. Dieser wünschte sie zum Treiben zu bringen, und der Versuch gelang mit 100 Stück, welche nun die berühmte Dresdner Drangerie bildeten.

97. Der geflügelte Saturn in Dresden

ist von Stein in mehr als Lebensgröße an dem Eckhause in Neustadt, an der östlichen Seite der Brücke, zu sehen, zum Andenken des großen Brandes in Neustadt-Dresden 1685, von Balthasar Permoser aus Bayern, gestorben 1732, errichtet.

98. Der Queckbrunnen in Dresden.

Eine Dresdner Bürgersfrau, die bereits viele Jahre in unfruchtbarer Ehe gelebt hatte, zog in die Nähe dieses kleinen, unansehnlichen Brunnens, aus dem sie nun täglich trank. Bald nachher fühlte sie sich schwanger, und als sie ihren Zustand den Nachbarinnen und Freundinnen mitteilte, breitete sich die Sage aus, daß dieser Brunnen die weibliche Unfruchtbarkeit aufhebe. Dies veranlaßte den Herzog Georg, manche sagen auf Befehl des Papstes, über diesen Brunnen eine Kapelle zu bauen. Der Brunnen erhielt den Namen Queckborn, weil Queck so viel als munter, frisch bedeute, und die Kapelle ward der lieben Frau zum Queckborn geweiht. Meilenweit her kamen Weiber, um aus diesem Brunnen zu trinken. Da aber bei diesen Wallfahrten sich bald Unfug und Unsittlichkeit einmischte, ward die Kapelle auf Befehl des Herzogs wieder abgetragen und der Brunnen nur übermauert. Zum Andenken an die wundertätige Kraft desselben steht noch jetzt an der Spitze des Bornhäuschens ein Storch mit einem Kind im Schnabel.

99. Der Schatz im Broitschenberge bei Budissin.

Im Broitschenberge bei Budissin soll gegen die Spree zu eine verrufene Höhle sein, in die einstmals ein Bauer ziemlich weit hinein gegangen und an eine verschlossene Türe gekommen. Weil ihn aber Grausen anwandelte, sei er ohne weiteres Nachforschen wieder umgekehrt. In dieser Höhle läßt die Sage einen großen Schatz vergraben liegen und erzählt, daß darin ein großer, von Kerzen erhellter Saal sei, in dem an einer langen Tafel die Geister des Berges sitzen und zur ewigen Strafe in Haufen Goldes wühlen müssen. Vor längerer Zeit soll hier des Nachts ein kleines graues Männlein, mit langem schneeweißen Barte, bemerkt worden sein. Dies hörte ein gewisser Reichard aus dem Dorfe Seidau und beschloß, die Sache genau zu untersuchen. In einer finstern stürmischen Nacht machte er sich, nachdem er von den Seinen rührend Abschied genommen hatte, auf den Weg. Kaum hatte er die Spitze des Berges erreicht, so stand auch schon das graue Männlein vor ihm. So mutig Reichard

erst gewesen war, so verzagt war er nun, doch erholte er sich bald wieder und fragte das Männlein, wer es sei und was es hier zu tun habe. Ich bin, erwiderte es mit froher Hast, ein Geist aus diesem Berge, und bin, um eines Versehens willen, von den andern Berggeistern verdammt, hundert Jahre lang allnächtlich diesen Berg auf- und abzustiegen, bis meine Stunde der Erlösung kommt; und du, fuhr es fort, bist bestimmt mich zu erlösen; das geschieht, wenn du allein den ungeheuern Schatz, in diesem Berge verborgen, heben wirst. Dies allein zu tun aber weigerte sich Reichard hartnäckig. Da erlaubte es das Männlein, daß er seinen Bruder den Vorfall entdecken und ihn zur Hebung des Schatzes mitbringen könnte. Sie versahen sich mit den nötigen Werkzeugen und bestiegen in der nächsten Mitternacht den Berg. Das Männlein empfing sie, gebot ihnen aber, wenn Stimmen aus der Tiefe sie fragen würden, was sie mit dem Schatze machen wollten, ja nicht zu antworten und sich durch Drohungen nicht erschrecken zu lassen. Die Brüder fingen an zu graben und fanden, wornach sich ihre Seele sehnte, den Schatz. Als sie ihn aber heben wollten, erscholl aus der Tiefe eine furchtbare Stimme. Die Schatzgräber schwiegen. Die Stimme drohte, sie zu töten, wenn sie nicht Antwort gäben. Da ward Reichards Bruder doch ängstlich und antwortete, daß sie sich damit ein frohes Leben zu verschaffen gedächten, und der Schatz — sank mit donnerndem Gepolter in die Tiefe!

Seit dieser Zeit hat der unglückliche Geist noch keine Erlösung gefunden.

100. Die Kohlen am Proitschenberge.

Einst spielten Kinder armer Eltern an diesem Berge und fanden einen Haufen Kohlen. Da sie die Armut ihrer Eltern kannten, dachten sie klug genug, von diesen Kohlen so viel mitzunehmen, als sie fortbringen könnten, in der Meinung, daß sie doch wohl zu etwas brauchbar sein könnten. Da die Eltern sich darüber, als ein gutes Brennmaterial, freuten, nahmen die Kinder ein Körbchen und holten den Überrest der Kohlen nach Hause. Einige Tage später wollten diese Leute sich der Kohlen zum Brennen bedienen und fanden einen großen Haufen — Goldstücke.

101. Die St. Michaelskirche in Budissin.

Als die Hussiten vor Bauzen oder Budissin lagen, sollen etliche Weiber Pech geschmolzen und damit viel Feinde am Eselsberge getötet haben. Die Feinde zogen ab und man schrieb den erhaltenen Schutz dem Engel Michael zu und erbaute ihm zu Ehren eine Kirche, die man nach seinem Namen nannte. Auch wurde verordnet, Gott alljährlich für diesen Sieg feierlich zu danken, Messen zu lesen, feierliche Prozessionen zu halten und das Te deum zu singen.

102. Die Blutflecken an der großen Mühle in Budissin.

Am Fuße des Proitschenberges, nahe am rechten Ufer der Spree, liegt die sogenannte große Mühle mit sechszehn Gängen. An ihrer

Mauer, oben nicht weit unter dem Dachsimse, sieht man eine Menge Blutflecken, von denen die Sage folgendes erzählt:

Als die Mühle gebaut wurde, traf der Bauherr mit dem Teufel eine Übereinkunft, nach welcher der Teufel sich verpflichtete, dem Müller beim Baue zu helfen, der Müller aber dem Teufel das Privilegium einräumte, auf dem sechszehnten Gange Pferdeäpfel mahlen zu dürfen und zwar, ohne daß ihn darin jemand stören sollte. Als nun die Mühle mit Teufels Hilfe fertig war, schüttete der Müller auf fünfzehn Gänge Getreide und der Teufel auf seinen sechszehnten Gang Pferdeäpfel. So hatten sie es lange Zeit in gutem Frieden getrieben, als der Müller einen neuen Knappen annahm, welcher ein vorwitziger und unfolgsamer Gesell war. Denn ob gleich es der Meister ihm streng verboten, schüttete er dennoch auf den sechszehnten Gang Getreide und schmälerte so das Recht des Teufels. Dieser aber mochte dies nicht leiden und ward zornig, faßte den Mühlknappen und warf ihn zur Strafe außen an die Mauer, so daß er alsbald tot blieb. — Davon rühren jene Blutflecken her.

103. Der Verräter Peter Preschwitz in Budissin.

Im Jahre 1429 belagerten die Hussiten die Stadt Budissin mit großer Macht und stürmten am Burckardstage acht Stunden lang von vier Seiten, konnten aber die Stadt nicht nehmen. Daher war ihnen das gottlose Anerbieten des Stadtschreibers, Peter Preschwitz, um eine gewisse Summe Geldes die Stadt ihnen zu verraten, gar willkommen und sie versprachen dem Verräter das Geld gern. Noch gab er ihnen ein Zeichen, damit sie bei der Eroberung sein am Markte gelegenes Haus schonen möchten; nämlich, er legte an alle Fenster desselben große neue Ziegelsteine. Nun harrte er der günstigen Stunde.

Aber leider, ehe ihm diese kam, hatte die Stadt mit den Feinden sich verglichen und dieselben durch ein ansehnliches Brandgeld befriedigt, so daß sie von dannen zogen, nachdem sie noch Preschwitzens Verräterei dem Räte der Stadt offenbart hatten. Sogleich wurde Preschwitz verhaftet und, da sein Verbrechen erwiesen war, um den Ring geschleift und dann auf dem Markte gevierteilt und an jeglichem Tore ein Viertel aufgehängt.

An der höchsten Spitze des Schwibbogens, in dem Tore, auf welchem der Nickelsturm steht, sieht man einen steinernen Mannskopf. Das ist der Kopf des verräterischen Preschwitz, zur Warnung dort aufgestellt.

104. Der Teufelsstein bei Pliskowitz.

Bei Pliskowitz, einer alten wendischen Opferstätte, ist auf einem großen Steine ein Eindruck zu sehen, den der Teufel, als er auf diesen Steine gefressen, zurückgelassen haben soll.

105. Entstehung und Name der Stadt Budissin.

Im Jahre 958 gründete ein böhmischer Burggraf Wenzeslaus einen Ort, unschlüssig, ob es ein Dorf oder eine Stadt werden sollte.

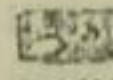
Die Gemahlin des Burggrafen aber war gesegneten Leibes und saß an einem grünen Raine dort, wo jetzt das Laurentor ist, und sah dem Baue zu. Da trat ihr Gemahl zu ihr und fragte sie um ihren Rat, ob er den neuen Ort zu einer Stadt erheben sollte. Hierauf antwortete sie in böhmischer Sprache: Opannotham budissin Buditae pinue thonista, d. i. auf deutsch: O lieber Herr, wird das ein Sohn sein, das ich in meinem Leibe trage, so soll dies auch eine Stadt werden!

Als sie nun Gott mit einem jungen Sohne erfreut hatte, so ward der Ort zu einer Stadt erhoben, und nach den böhmischen Worten: Bude syn? (d. h. wird es ein Sohn?) Budissin genannt.

106. Die Sensen im tiefen Grunde der sächsischen Schweiz.

Ganz in der Nähe der schönen Wasserfälle, welche das Waizdorfer Wasser und den Grundbach im tiefen oder Hohensteiner Grunde der sächsischen Schweiz bilden, findet man zwei in den Felsen gehauene Sensen und darunter die Jahreszahl 1699, zur Erinnerung an ein seltsames, trauriges Ereignis der Vorzeit. Es forderten sich nämlich zwei junge Bauernburschen eines Mädchens wegen -- auf Sensen. Das Duell ging vor sich und einer der Kämpfenden fand hier seinen Tod und sein Grab! Die Unvernunft findet doch in jedem Stande Mittel sich zu zeigen.

107. Das Schneider- und das Pfaffenloch in der sächsischen Schweiz.

 Ganz nahe bei der berühmten Felsenhöhle, der Ruhstall genannt, befindet sich in einer anderen Felsenwand das Schneiderloch mit einer angemalten Scheere, in das hinauf zu steigen Mühe kostet. Hier soll in früher Zeit ein Haupträuber, seines Handwerks ein Schneider, sich lange verborgen haben, endlich aber doch noch entdeckt worden sein. Unweit davon sieht man eine ähnliche Höhle, die aber zu besteigen gefährlich ist. In ihr soll sich im Hussitenkriege ein katholischer Geistlicher des Dorfes Lichtenstein versteckt haben, als seine hussitisch gesinnten Kirchkinder ihn verfolgten und töten wollten. Daher heiße die Höhle das Pfaffenloch. Endlich fanden sie ihn und stürzten ihn in eine tiefe Kluft, die davon noch heute die Pfaffenkluft genannt wird.

108. Die Totenknochen bei Rathen.

Nah bei den Ruinen des Schlosses Altrathen an der Elbe hat man viele Totenknochen gefunden, über deren Dasein an diesem Orte eine zweifache Sage geht. Die jüngere schreibt sie den Bürgern Pirnas zu, welche sich 1639 vor den unmenschlichen Grausamkeiten der Schweden unter ihrem General Banner, die in Pirna verübt worden, hierher flüchteten und eine Zeit lang hier lebten, wo viele starben. Die ältere und wahrscheinlichere Sage meint, daß diese

Totengebeine aus der Zeit der Kriege mit den Sorben herrühren. Diese hatten die feste Burg inne, weil sie solche selbst erbaut hatten und Ratin nannten. In einer Urkunde von 1468 hieß sie der Ratin. Auf die große Festigkeit der Burg vertrauend, wurden die Sorben in ihrer Bewachung nachlässig und von den Deutschen überfallen. Vor Schreck und Verzweiflung stürzten sie sich bei der alten Brücke in den Abgrund. Da man nun den sonst so tapfern Sorben solche Feigheit nicht mit Recht zutrauen kann, so muß man annehmen, daß die Gebeine sowohl von Sorben als Deutschen, die hier im hartnäckigen Kampfe um die Burg fielen, herrühren.

109. Das Kreuz bei dem Diebskeller in der sächsischen Schweiz.

Als die Schweden 1639 auch in diesen Gegenden die Menschen quälten, verfolgten sie auch ein junges Mädchen bis in diese Felsen. Sie flüchtete sich auf einen derselben, und hoffte hier sicher zu sein, aber vergebens, denn tierische Lust machte ihre Verfolger unermüdlich. Schon waren sie ihr so nahe, daß sie dieselbe oben am Rande des Felsens ergreifen konnten; da stürzte sie sich entschlossen von ihm hinab und fand in der schauerlichen Tiefe ihren Tod und ihr Grab. Zum Andenken an diese traurige Begebenheit hieben die Einwohner ihres Ortes ein Kreuz in den Felsen. In neuerer Zeit ist zwar ein Teil des Felsens mit dem Kreuze abgesprengt, aber an der frischen Wand das Kreuz mit Recht wieder erneuert worden.

110. Zigeuner in Sachsen.

Im Jahre 1418 kamen die ersten Zigeuner, die man gemeinhin Landdiebe nannte, nach Meißen und Leipzig, von wo sie aber bald wieder vertrieben wurden. Die Sage erzählt, daß man ums Jahr 1348 den Juden Schuld gegeben, die Brunnen vergiftet zu haben, und sie dafür ohne Unterschied erschlagen und verbrannt hätte, namentlich in Erfurt über Tausend, daß die übrigen in Wüsteneien, Höhlen und Wälder geflohen wären und sich daselbst sehr vermehrt hätten. Nach fünfzig Jahren, als die Verfolgungen aufgehört, sollen sie wieder zum Vorschein gekommen sein, und weil eben der Hussitenkrieg tobte, auf die List verfallen, sich einen Hauptmann, namens Zundel, zu wählen. Sie gaben vor, daß ihre Vorfahren in Egypten gewohnt, aber von da vertrieben worden wären, weil sie nicht an die Jungfrau Maria und ihren Sohn glauben wollten. Sie rühmten sich ihrer alten Kunst: Feuer zu versprechen und aus den Handlinien zu wahrsagen. Der Pöbel benutzte und bezahlte ihnen ihre Lügen oft teuer. Nach und nach sollen sie wieder in Dörfer und Städte aufgenommen worden und einige in jüdischer Kleidung erschienen, einige aber bei dem unständigen, liederlichen Leben geblieben sein. Daß sie nicht verraten würden, bildeten sie sich aus dem Hebräischen und Deutschen eine besondere Sprache, zu der sie einige neue Wörter erdichteten. Von ihrer Anwesenheit in Sachsen findet man mehrere Spuren.

111. Der steinerne Rumpf ohne Kopf.

In der Kirche zu Neukirch bei Rössen soll ein Denkmal des Kunz von Rauffungen sein, der da begraben läge. Da man aber des Prinzenräubers Grab bis jetzt nicht gewiß kennt und schwerlich erlaubt worden sein dürfte, ihm ein Monument zu errichten, so ist diese Sage wohl auch nichts, als — Sage.

112. Domtürme in Meissen

waren sonst drei höckerige, davon der eine noch steht. Als Kaiser Karl V. wegen des Sieges über Johann Friedrich und dessen Gefangennehmung bei Mühlberg hier das Te deum singen ließ, soll ein Blitz aus hellem Himmel in die zwei nebeneinanderstehenden Türme geschlagen und sie zerstört haben.

113. Kroaten und Tartaren in Sachsen.

In dem Bärenwalder Turmknopfe, 1662 aufgesetzt und 1732 wieder abgenommen, fand sich in einer Schrift die Bemerkung: „Zu welcher Zeit auch Landeshohe Obrigkeit gewesen: Johann Georg II. Churfürst zu Sachsen, welcher große Beliebung zu fremden Völkern jederzeit hat, dannenher Croaten weiße Tartaren, und viel barbarische Nation um sich leidet, welches nicht gut.“

114. Der Apotheker in Pirna

soll die unerhörte Freiheit gehabt haben, aus seinem Hause eine sogenannte Hintertüre durch die Festungsmauer auch außer der Stadt anlegen zu dürfen. Die Veranlassung soll, wie Christian Heckel in seinem „pirnaischen Elend“ erzählt, folgendes gewesen sein. Als 1639 der schwedische General-Feldmarschall Banner Pirna inne hatte und nach unsäglichen Bedrückungen, Ausplünderungen und Plackereien bei seinem Abzuge noch niederbrennen wollte, lebte in der Stadt der Apotheker Theophilus Jacobäer, der von seinen Mitbürgern der Nehemias der Stadt genannt wurde. Er tat nämlich mit mehreren Bürgern dem feindlichen General einen Fußfall, daß er die Stadt mit Brand verschonen möge! Banner aber wies sie zornig von sich und nun zog fast das ganze Stadtvolk hinaus und übers Wasser. Jacobäer weilte noch in seinem Hause und räumte noch einige übriggelassene Brocken in den Keller, da tut ihm der schwedische Oberst Samuel Osterling, ein geborener Sachse, den Antrag, zu der kurfürstlichen Frau Witwe nach der Lichtenburg zu reisen, dieser das Elend und die angedrohte gänzliche Verwüstung der Stadt vorzustellen und sie zu vermögen, bei dem schwedischen General eine Fürbitte zu tun. Jacobäer hielt erst diesen Antrag für eine List, ihn aus der Stadt zu entfernen, da aber der Oberst ihm sein Leibpferd und seinen Siegelring übergab, unternahm er den gefährlichen Weg und ließ sich des nachts über die Elbe setzen. Finsternis und Regen machten ihm zwar die Reise beschwerlich, aber er achtete es nicht. Bei Dresden wurde er von den kurfürstlichen

Truppen gefangen und für einen Spion gehalten. Der Rittmeister Junghanns aber kannte ihn schon früher als einen ehrlichen Mann und ließ ihn durch einige Reiter als Gefangenen nach Dresden führen, wo er durch den Obersten Schlieben vor den Kurfürsten und von diesem zu Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht Frauen Magdalenen Sybille, mit der Königin von Schweden verwandt, gebracht wurde, und diese — unterschrieb einen in Eil gestellten Brief willig und eilig an Bannern. Jacobäer säumte nicht, damit zurückzukehren. Als er aber bei Ropitz über die Elbe will, ist weder ein Kahn noch ein Mann zu sehen. Da gewahrt er einen Jungen mit einem Fischkahnlein, den will er brauchen und das Pferd am Zügel beiher schwimmen lassen. Da sie vom Lande abgestoßen, kömmt ein Wirbel und harter Wind, das Pferd reißet, und Jacobäer ist in Gefahr zu erjaufen; darum schickt er aufwärts in die Poste nach einem großen Gefäße und kommt in einer halben Stunde über und geht noch mit einem Vornehmen des Rates hinaus nach der Zehist zu Bannern. Da dieser den Brief empfängt, spricht er mit Bestürzung zu ihm: Bist du der Leichtfertige, der das Werk getrieben hat? Dann fuhr er brausend fort: bei dem Kommandanten in der Stadt sollt ihr Antwort haben. Dieser aber sagt: Ihr leichtfertigen Leute seid nicht wert, daß ihr einen solchen guten Akkord bekommt (es sollten nämlich nur die Tore, Türme der Festung, das Salzhaus und einige andere öffentliche Gebäude nach Kriegsgebrauch verbrannt, die Stadt aber verschont werden), ich muß auch noch meine Gebühr, zum wenigsten 4 oder 500 Reichstaler und die Glocken haben. Er drohte ferner, Jacobäern und zwei Bürgermeister als Geißeln mitzunehmen; aber sie alle entgingen ihm durch eine List des Ersteren und der Kommandant Tschwitzko mußte leer abziehen. Die Türme und Tore wurden abgebrannt, aber der wackere Oberst Osterling selbst trieb die Bürger an, fleißig zu löschen, und hat auch das Feuer der Stadt weiter keinen Schaden getan. Dieser Theophilus Jacobäer ist den 29. Juli 1759 verstorben; durch ihn ist die Stadt von gänzlicher Verwüstung gerettet worden. Außer anderen Ehrenbezeugungen, Monumenten und dergleichen soll er auch anfangs erwähntes Recht der Türe erhalten haben.

115. Das Mönchsloch.

Der Mönchsstein ist ein senkrechter hoher Felsen bei den Ruinen des Alt-Rathen in der sächsischen Schweiz, und darin ein Loch, das man von der Elbe aus sehen kann und welches das Mönchsloch heißt. Die Sage erzählt, daß ein Mönch zu der Strafe verurteilt worden sei, darin zu wohnen, was aber, da es nur 5 Fuß breit und lang und 6 Fuß hoch ist, wohl unmöglich ist. Da die Höhlung ausgehauen und mit einem Türfalze versehen ist, vermutet man, daß es zum Schutze eines lauernden Burgwärters eingerichtet worden sei.

116. Das Häuschen auf dem Winterberge

in der sächsischen Schweiz dient als Denkmal eines merkwürdigen Ereignisses in der Geschichte der sächsischen Fürsten. Kurfürst August

kehrte von der Kaiserkrönung Ferdinand I. über Prag zurück und hielt nebst dem Kurprinzen Christian auf diesen Gebirgen eine Jagd, bei der es besonders auf einen ungewöhnlich großen und schönen (einige sagen auch weißen) Hirsch abgesehen war. August stellte sich in der Nähe der hohen Wände und ließ sich den Hirsch zutreiben. Dieser aber, mit den Felsensteigen wohlbekannt, suchte einen Ausweg zur Flucht auf einen hohen Felsen, der gegen 30 Schritte im Umfange hatte und sich über einen Abgrund von mehreren hundert Ellen erhob, und zu dem ein kaum eine Elle breiter Fußsteig führte. Bis dahin hatte der Kurfürst den Hirsch verfolgt und stand auf diesem gefährlichen Wege mit angelegter Burschbüchse, als der Hirsch, auf's äußerste getrieben, Miene machte, umzukehren. Geschah das, so stürzte er den Fürst zerschmettert in den Abgrund. Aber August verlor in dieser so augenscheinlichen Lebensgefahr nicht die Besinnung, sondern legte sein Gewehr auf den Hirsch mit den Worten an: Entweder ich treffe dich, oder du bringst mich ums Leben, und schoß so glücklich, daß der Hirsch zu Tode getroffen in die Tiefe stürzte. Zur Erinnerung ließ später der Kurprinz an dem Orte, wo sein Vater beim Schusse stand eine steinerne Tafel mit dem Kurfürstlichen Wappen und der Jahreszahl 1558 befestigen und auf dem Felsen darüber den Namen Augustus, 1558 eingraben, auf der fünfzehn Ellen höheren Felsenfläche aber ein kleines Jagdhaus erbauen und auf die Spitze des runden Daches des Hirsches Gemeiße befestigen. Leider hat Leichtsinns- und Raubsucht Häuschen und Tafel sehr ruiniert.

117. Der heilige Antonius in Leuben bei Oschag.

Beim Eintritte in den Herrenhof in Leuben sieht man rechter Hand ein Gebäude, das ehemals eine Kapelle war, in der der heilige Antonius verehrt und die Rittergutsbesitzer beerdigt wurden. Lange hatte sich die Bildsäule des Heiligen in einem Winkel erhalten, bis man sie endlich in das darüber angebrachte Blockhaus versetzte und nun Maurer und Zimmerleute ihre Arbeit begannen, um aus der Kapelle ein Wirtschaftshaus, namentlich einen Schüttboden, zu machen. Aber der Heilige fing an, des nachts bis 1 Uhr zu poltern. Man hörte Hämmern und Lärmen an den Mauern, und wenn die Arbeiter früh wieder zu ihrer Arbeit kamen, fanden sie alles durcheinander geworfen. Als eines Tages das Gesinde des Herrenhofes in die Schenke gegangen war, schleppte Hans, der betrunkene Schafknecht, das Heiligenbild herbei und trieb damit allerhand Gespötte. Um Mitternacht gingen die Schwärmer nach Hause und der Schafknecht zu seinen Schafen, um bei ihnen in der Horde zu übernachten. Der Weg führte ihn bei der ehemaligen Kapelle vorbei; plötzlich stand der gemißhandelte Heilige vor ihm und versetzte ihm so viele und derbe Faustschläge, daß Hans lange Zeit einen geschwollenen Kopf hatte. Später wurde das Heiligenbild begraben und die Spukereien hatten ein Ende. Nach einiger Zeit fand sich dazu die Aufklärung. Einige der Arbeiter selbst gruben nachts in der Kapelle nach Schätzen, daher die Unordnung. Als Hans in der Schenke seinen Spott mit

dem Heiligen hatte, war auch ein Katholik zugegen, der sich dann heimlich fortlich und seinen verhöhten Heiligen mit Faustschlägen an dem Spötter rächte.

118. Der Obelisk

auf einem Bergabhange bei Dehna, unfern Bauzen, mit dem Buchstaben B 1725 bezeichnet, ist von dem Ortsbesitzer Dr. Brescius zum Andenken an den wendischen Gott Flinz, dessen Bild man hier verehrt haben soll, errichtet worden.

119. Die Lauengasse in Budissin.

Wo sich diese befindet, soll sonst eine große dicke Wildnis gewesen sein, in der Bäume von drei Klastern Umfang gestanden, und sich, außer andern wilden Tieren, auch Löwen aufgehalten haben. Da man sonst die Löwen auch Leuen nannte, soll davon die Gasse den Namen Leuen-, später Lauengasse erhalten haben.

120. Das Diakonat zu Pausa.

Im Jahre 1572 wurde zu Pausa der erste Diakonus angestellt, welcher aber erst 1583 eine eigene Amtswohnung erhielt und zwar durch einen Totschlag. Nämlich Wolf Schaufel, ein Bauer aus dem dreiviertel Stunde von Pausa gelegenen, jetzt dem Fürsten von Greiz gehörigen Dorfe Bernsgrün, hatte einen Bürger von Pausa erschlagen und wurde vom Kurfürsten zu 60 Fl. Strafe verurteilt. Dieses Blutgeld erbat sich der Rat von Pausa und kaufte dafür ein armseliges Häuschen zur Amtswohnung für den Diakonus. Später, als dasselbe doch zu klein und wandelbar erschien, ward es verkauft, und dafür ein anderes geräumigeres Haus am Markte gekauft. Von diesem ging die Sage, daß darin drei Jungfern, Schwestern, welche ihre Schätze darin vergraben hätten, bei Nacht umgingen und namentlich auf dem oberen Boden ihr Unwesen trieben. Im Jahre 1822 brannte der größte Teil der Stadt und auch das Diakonat mit ab. Beim Aufbau vernachlässigte man dasselbe so lange, daß man am Ende den Stall des zur Pfarrwohnung angekauften Gasthauses als Wohnung für den Diakonus einrichten mußte, welche freilich sehr feucht und sonnen- und mondenscheinlos ist.

Die Diakonatwohnung in Pausa war also erst eine für Blutgeld erkaufte Hütte, dann der verrufene Spukplatz dreier Jungfern und zuletzt ein ehemaliger Pferdestall.

Ginge nun die alte Sage: Diaconus Pausanus nunquam moritur, d. h. alle Diakonen in Pausa werden weiter versetzt, so wäre es wohl bei obenerwähnten Umständen leicht möglich, daß es am Ende einmal an Bewerbern um dieses Amt fehlen könnte.

121. Kaiser Karls V. Bildnis

in der Kirche zu Terisau kam durch eine Laune desselben zuerst an den dortigen Pfarrer Georg Särgel, dem es, warscheinlich von dem

Engländer Woyt gemalt, der Kaiser schenkte, als er 1547, auf seinem Zuge gegen Johann Friedrich den Großmütigen, bei ihm übernachtete. Der Pfarrer verehrte es der Kirche, wo es zum Andenken an das kaiserliche Nachtlager aufbewahrt wird.

122. Nikolaus List,

gewöhnlich nur Nickel List genannt, einer der berühmtesten Räuber am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, lebte in Beutha unweit Hartenstein unter der Firma eines Gastwirts. Bei seiner Gefangennahme schoß er zwei Hartensteiner nieder, ward aber doch ergriffen, den 22. Mai 1699 gerädert, geköpft und dann verbrannt. Sein Haus machte man der Erde gleich und setzte darauf eine Schandsäule. Die erschossenen Bürger aber erhielten Denksteine mit Inschriften.

123. Die Steinschrift in Wildenfels.

Auf der Gräfllich Solmischen Bibliothek in Wildenfels verwahrt man vier uralte Steine mit Inschriften, deutscher Fraktur ähnlich, die dem Meißnischen Markgrafen Herrmann, der ungefähr 1031 in einer Fehde gegen die Sorbenwenden blieb, gelten sollen. Hofrat Adelong hat sie für echt erklärt und so würden sie das älteste Denkmal der oberjächsischen Mundart sein.

124. Der Ritter Herrmann

soll auf einem Berge, der Sommerstein oder Knochen genannt, unweit Schlettau nordwestlich eine Burg besessen haben, von der man noch Spuren finden will. Nahe dabei westlich legte er im Tale ein Dorf an und nannte es Herrmannsdorf. Seinen drei Söhnen gefielen diese ländlichen Ansiedelungen und sie erbauten sich, morgenwärts vom väterlichen Schlosse, ebenfalls Dörfer und nannten sie nach ihren Namen Walter, Simon und Conrad: Waltersdorf, Simonsdorf, daraus der spätere Name Sehma, und Conradsdorf, daraus später Cunersdorf entstanden.

125. Der krumme Schuß in Zwickau.

Als 1546 Ferdinand König von Böhmen und Herzog Moriz von Sachsen Zwickau belagerten, ist aus der Stadt mit einem Stück (Kanone) durch beide Kirchthüren geschossen worden. Die Kirche liegt der Stadt fast zwischen Morgen und Mittag, die Thüren aber gehen gegen Mittag und Mitternacht. Bei der mittäglichen Thüre liegt ein Berg vor und die mitternächtliche geht ganz und gar nicht gegen die Stadt. Darum haben die Alten gemeint, daß diesen Schuß ein Zauberer getan habe, welcher gewußt, daß eben zur selben Zeit sich in der Kirche viel vornehme Herren aufgehalten, und sind darum auch keine neuen Thüren gemacht, sondern nur Brettlein vor die Löcher genagelt worden.

126. Entdeckung der Schneeberger Silberbergwerke.

In der ehemals sehr wilden und fürchterlichen Gegend wurde einstmals große Försterei gehalten und dabei den Gießbacher Mühlen, den Schlemaer Hammerleuten und andern Einwohnern Holz angewiesen. Einer der Anwesenden hatte sein Pferd an einen Baum gebunden. Dieses ward ungeduldig und scharrte die Erde, wobei es eine Gilbe, d. h. gelbweißes Silbererz, in der Dammerde entblößte und so Veranlassung gab, daselbst Bergbau auf Silber zu treiben. Zur Erinnerung daran soll vor Zeiten bei der St. Georgenzeche ein aufgenietetes Hufeisen zu sehen gewesen sein.

127. Das Jagdschloß Grillenburg

im Tharandter Walde, 1558 vom Kurfürst August erbaut, gibt in Zimmern verschiedene Reime zu lesen, darunter auch folgende, welche die eigentliche Bestimmung des Schlosses kund geben:

Ich bin genannt die Grillenburg,
Darauf geschieht gar mancher Schlurg.
Gedanken und schwere Phantasien
Legt man auf diesem Hause bei.
Mit Jagen, fahen Hirsch und Schwein,
Vertreibt man hier die Zeit allein.
Wer nun hat Grillen und Mucke,
der laß sie hinter sich zurucke zc.

128. Dr. Fausts Höllenzwang.

So nennt die Sage ein Buch, in dem die Kunst gelehrt werde, Geister zu zitieren, ja selbst den Teufel sich dienstbar zu machen, was der berühmte Dr. Faust auch mit Hilfe dieses Buches bewirkt habe. Es haben schon viele Freunde der sogenannten schwarzen Kunst vergeblich gesucht, indem sie den Dornenstrauch nicht wissen, unter dem es hinter dem Chemnitzer Schlosse, am Wege nach dem Rüdowald, vergraben sein soll.

129. Das Lutherglas in der Kirche zu Ebersdorf.

In der Kirche zu Ebersdorf wird das Glas gezeigt, welches Dr. Luther dem Dr. Jonas schenkte, mit der Aufschrift:

Dem lieben Dr. Jonas
schenkt Dr. Luther ein schön Glas;
Das lehrt sie alle beide fein,
daß sie zerbrechliche Gläser seyn.

Das Glas ist aber unecht, denn das rechte steht entweder in Halle oder Nürnberg.

130. Der Schatz im Schlosse Rabenstein.

Ein ehemaliger Besitzer des Schlosses von Carlowitz, der sehr mißgestaltet gewesen, soll in ihm an einem unbekanntem Orte eine

Pfanne voll Geld vergraben haben, mit dem Bannspruche, daß ein Besitzer des Schlosses aus seiner Familie, ebenso bucklich, wie er, den Schatz finden und heben soll.

131. Die Scheuer in Callenberg,

wo Kunz von Kauffungen, dem das Dorf gehörte, die Strickleitern fertigen ließ, womit er das Altenburger Schloß erstieg, um daraus die Prinzen Ernst und Albrecht zu rauben, ist längst zerstört, der Platz aber mit einer Denktafel bezeichnet, deren Schrift mit der Zeit unleserlich geworden. Diesem Abel half ein vogtländischer Schulmeister, der hier seine Verwandten besuchte, ab, und dichtete folgende Inschrift:

Hier knüpfte Leitern der Teufelskerl
Kunz Kauffung zu rauben des Landes Perl.
Hans Schwalbe dazu ihm war bereit,
Gelobt sey Gott in Ewigkeit.

132. Der Wunderbrunnen.

Auf dem Biel- oder Böhlberge bei Annaberg soll ein Brunnen sein, den aber nicht jedermann finden und sehen könnte, der bald da wäre, bald aber wieder verschwinde, und bei dem eine Jungfer säße. (Wahrscheinlich Pfützen vom Regenwasser, die bald wieder austrocknen.)

133. Entdeckung des Buchholzer Bergbaues.

Als 1496 ein Fischer in der Sehma unterhalb Buchholz fischen wollte, stirrte er am Ufer, um das Wasser trübe zu machen. Durch die verursachte Erschütterung brach ein Stück Ufer ein und entblößte einen reichen Silbergang. Weil das am Vorabend des heiligen Frohnleichnamstages geschah, hat das neue Bergwerk den Namen Frohnleichnamstollen erhalten.

134. Die Domkanzel in Freiberg

gibt zu der Sage Anlaß, daß ein Meister und sein Geselle jeder eine Kanzel gebaut habe, die des Gesellen aber besser geraten sei, worüber der Meister so zornig geworden, daß er ihn erschlagen habe. Noch jetzt kann kein Prediger auf des Gesellen Kanzel auftreten, der Sage nach wegen jener Greuelthat, der Wahrheit nach aber, weil es ihre Bauart, ihr Standpunkt und der Mangel eines Rückhaltes nicht gestattet.

135. Die Lutherlinde in Ringethal.

Auf dem Kirchhose in Ringethal, einem Dorfe bei Mittweida, stehen vier ungeheure Linden, die eine wahre Naturseltenheit sind.

Die größte davon mißt 11 Ellen im Umfange und heißt die Lutherlinde, weil, nach einer allgemein verbreiteten Sage, Luther unter, einige sagen sogar auf derselben gepredigt haben soll, weil ihm entweder der dortige Priester die Kirche nicht öffnete, oder weil diese die Menge Zuhörer nicht fassen konnte. Wegen dieser Begebenheit, obgleich einige an ihrer Wahrheit zweifeln, wird jährlich zu Fastnacht eine Gedächtnispredigt gehalten.

136. Das Raubschloß bei Ringethal.

Das Raubschloß oder die alte Burg ist eine künstliche, aber sehr natürlich nachgeahmte Ruine in den Schloßumgebungen von Ringethal. An diesem Plage hat früher höchst wahrscheinlich die kleine Gottesburg, oder vor ungefähr 800 Jahren die Burg Grunado oder Gozne gestanden; andere halten es für die Burgwart Rochlini. Wenigstens haben hier im Mittelalter Ritter ihr Wesen getrieben, wie man aus den Doppelwällen und Gräben und aus hier gefundenen Pfeilspitzen, Schwertklingen, einem unterirdischen Gange und dergleichen schließen darf.

137. Strobelts guter Rat.

Georg Strobelt war gegen das Jahr 1534 Hüttenreuter und Schmelzer in Schneeberg. Einst ließ er in der nahe bei der Hütte gelegenen Mühle mahlen, und konnte von seiner Hütte aus alles sehen, was in der Mühle vorging. Hier sah er aber mehr als ihm lieb war. — Strobelt sah nämlich seinen Sack mit Getreide in der Mühle nicht weit von der Türe stehen und wurde den Meister gewahr, daß er seine Meze aus dem Sacke nahm. Dagegen war nun aber nichts einzuwenden: Denn was sich gebührt, das muß auch sein. — Kaum hatte aber der Meister seine Meze weggenommen und solche in seinen Sack geschüttet, als die Frau Meisterin kam und gleichfalls die Meze für ihren lieben Mann entnahm, eher zu viel als zu wenig. Dies waren also zwei Mezen. Es hatte aber die Frau Meisterin kaum diese zweite Meze an sich genommen, als der Knappe, indem er für den Meister ebenfalls die Meze nahm, einen deutlichen Beweis gab, daß er sein Handwerk verstehe.

Dieses dreimalige Mezen sah Strobelt, als der Eigentümer des Getreides, aus seiner Hütte mit an, und schlich sich nun, unerkannt, ebenfalls hinüber in die Mühle, wo er ein Gleiches tat und seine Meze versteckte, dann aber heimlich zur Hütte zurückkehrte und nun den Müller bat, sein Korn zu mahlen. Als dieser nun den Sack ansah, wunderte er sich darüber, daß es so wenig Korn auf einen Scheffel wäre. Da sprach Strobelt mit lachendem Munde: Lieber Meister! Es geht mit diesem wenigen Korn ganz natürlich zu. Erst habt Ihr gemetzt, dann Eure Frau, und dann Euer Knecht. Dieses habe ich gesehen und gedacht, daß, was Eurer Frau und Eurem Knecht recht wäre, mir auch erlaubt sei. Nun will ich euch den Rat geben: Laßt Eurer Frau und Eurem Knecht ihre Mezen wieder in den Sack schütten, dann will ich dieses auch tun und Ihr werdet dann in Eurer Rechnung wohl bestehen.

Dieser Rat war zu treffend, als daß ihn der Müller nicht hätte befolgen sollen, und der ziemlich kleingewordene Sack ward wieder groß.

138. Armenspende in Rückmarsdorf.

Im Jahre 1508 oder 1509 wurde ein Fräulein von Brandenstein, aus dem Hause Dölkau plötzlich krank. Caspar von Weisbach, der hier wohnte, und der Ortspfarrer ließen ihr die beste Pflege angedeihen und sie genas. Zum Dank vermachte sie der Gemeinde zweiundsiebzig Acker Holz, davon jeder Nachbar eine, der Pfarrer aber vier Kabeln oder Teile erhält, dafür muß aber die Gemeinde jährlich einmal die Armen nach gewisser Vorschrift, dergleichen auch den Pfarrer, Schulmeister und die Gerichtspersonen speisen. Die Kosten dazu bringen die Holzbesitzer teils in Naturbeiträgen, teils in Gelde auf; der Pfarrer war verpflichtet, am Montage der Michaelismesse eine Messe zu lesen, eine Predigt zu halten, und den Armen die Füße zu waschen; der Bader von Markranstädt hatte die Armen vor Empfang der Spende an einem steinernen Wassertröge zu schröpfen, zu salben, die Haare zu verschneiden und die Schadhafte zu verbinden. Die Reformation hat diese Stiftung verändert und veredelt, der Pfarrer hält eine Predigt und die Gemeinde speiset jährlich die Armen im Gemeindehause je dreißig und dreißig mit Brühsuppe, Erbsen, Fleisch, Brot und Bier. Pfarrer, Schulmeister und Gerichten speisen zuletzt. Die Weiber sind reihum je vier und vier Wirtinnen und vier Aufwärter kochen und teilen aus. Auf solche Weise wurden 1750 gegen 400 Arme gespeiset.

139. Das Monument

am Dohnaischen Schlage in Dresden soll daran erinnern, wie der Stadtrat am 27. Mai 1640 höhern Orts klagte, daß die Soldaten die armen Bauersleute vor den Toren plündern, niederwerfen, schlagen, und sogar eine Frau darniedergestoßen hätten.

140. Die Venus in Budissin.

Wo jetzt das Schloß Ortenburg steht, soll sonst ein Sögentempel und darin die Bildsäule eines schönen Weibes, mit einem Myrtenkranze um den Leib, eine Rose im Munde, einer brennenden Fackel auf der Brust, stehend auf einem Wägelchen, von zwei schwarzen Schwänen gezogen, gestanden haben. Bei der Erbauung des Schlosses ist alles von Grund aus zerstört worden.

141. Der Kellner aus Mittweida.

Dieser soll, als den Nonnen des Klosters Mariental bei Wurzen 1523 die Lust ankam, zu entfliehen, eine derselben entführt haben und zur Strafe, auf Befehl Herzog Georgs geköpft und gespiest worden sein.

142. Bergbau bei Leisnig.

An dem sogenannten Harlingsberge bei Leisnig soll ehemals ein Versuch mit Bergbau gemacht worden und der Ruz noch als ein Wahrzeichen zu sehen, auch daselbst, und in dem dabei fließenden Görnizbach Goldkörner gefunden worden sein! 1530 soll ein Eseltreiber (es wurden in Leisnig Mülleresel gehalten) eine starke Zäh unscheinbares, doch echtes Gold in einem Hohlwege gefunden und es um seinen Hut, wie die Zinnarbeiter mit den Zinnschnüren tun, geschlungen haben. Ein Goldschmied hab' es ihm betrüglich abpartieret, darauf in demselben Getriebe geschürft, aber weder Gang noch Flöz gefunden.

143. Tutta von Duba

war die Tochter des letzten Grafen von Duba, von dessen Schlosse Ultrathen in der sächsischen Schweiz noch Ruinen zu sehen sein sollen. Diese sollte nach des Vaters Willen den König von Böhmen, Wentislaus, heiraten, und ließ sie malen, um dem Bräutigam ihr Bildnis zu schicken. Tutta aber verliebte sich in den Maler. Um nun öfters den barschen Reden des Vaters auszuweichen und über ihr Schicksal ungestört nachdenken zu können, ging sie oft zu dem Einsiedler Otto im Ottowalder Grunde, der von ihm den Namen trägt, und brachte ihm Nahrung. Einstmals von ihm zurückgekehrt, geht sie auf sein Anraten in die Kirche zu beten. Da erhob sich ein Gewitter und ein Blitz entzündete die Kirche. Der Maler eilte herbei, rettete sie — und erhielt sie zum Weibe.

144. Die Kirche in Hohenwuffen

bei Oschatz steht mitten in einer alten Schanze von 300 Schritten Umfang, die ehemals, ja noch im dreißigjährigen Kriege, als Festung diente, und noch jetzt findet man Erdwälle, Gräben, den bedeckten Weg, das Glacis, größtenteils in gutem Stande. Vor Alters war das Dorf der Hauptpanie (Zupania) Wossen oder Wuffin, daher auch sein jetziger Name.

145. Die Leonhardskapelle bei Seelitz.

Diese Kapelle soll die älteste im Lande und von Ludger oder Leodegoir dem Märtyrer, der ums Jahr 1000 den Sorben das Christentum predigte, gestiftet worden sein. Sie ward sehr bald ein berühmter Wallfahrtsort und die Wallfahrer sollen sich da, wo jetzt Mittweida steht, gelagert und in einem Wirtshause zur Andacht vorbereitet und so Veranlassung zur Entstehung der Stadt Mittweida gegeben haben.

146. Der Teufelsgrund bei Drachenau.

In diesem schauerlichen, grausenhaften Waldtale soll der Teufel aus Wut über die fortschreitenden Christenbekehrungen unter die Bäume gefahren und ihrer viele entwurzelt haben.





Ein langer Tag

1. Die lange Schicht zu Ehrenfriedersdorf.

(Noch heute heißt die Hauptzusammenkunft der Bergknappschaft zu Ehrenfriedersdorf die lange Schicht, zum Andenken an nacherzählte Begebenheit 1507 und 1568.)

„Glück auf! Herzliebste, weine nicht,
Gott wird's zum Besten wenden;
er läßt gewiß die schwere Pflicht
mich sonder Leid vollenden.
In wenig Tagen wirst als Braut
du mir auf ewig angetraut!
D'rum sei nur guten Mutes;
Gott will mit uns nur Gutes.“

So tröstete die schöne Braut
Oswald,¹⁾ der junge Häuer;
die aber weint' und schluchzte laut:
„Du denkst, die Hochzeitsfeier
sei nah? Mir ahnt's, sie ist noch weit,
weit drüben in der Ewigkeit;
zum Brautbett wird die Bahre,
der Grabstein zum Altare.“

Sie bat ihn ängstlich, daß er nicht
heut' mit zur Grube fahre.
Der wack're Häuer aber spricht:
„Davor mich Gott bewahre!
Mich ruft die Pflicht. Ein schlechter Mann,
der den Beruf setzt hintenan,
und aus der Liebe Ketten
nicht mag die Ehre retten.“

Da, Annchen,²⁾ wein' dich lieber blind,
als daß du solltest sehen,
wie auf der Gasse jedes Kind
mich ehrlos würde schmähen.
Horch, Anne, horch, 's schlägt Mitternacht!
Glück auf! bald ist die Schicht³⁾ vollbracht,
und magst in meinen Nöten
für mich zum Himmel beten.“

1) Oswald Barthel, Häuer oder Bergarbeiter mit Schlägel und Eisen.

2) Anna Baumwald, eines wohlhabenden Obersteigers Tochter.

3) Schicht ist die Arbeitszeit der Bergleute, gewöhnlich acht Stunden lang.

D'rauf zündet er das Grubenlicht,¹⁾
und küßt sie dreimal innig,
und Annchen schaut ihm in's Gesicht,
und drückt die Hand ihm sinnig:
„Gesund fahr' aus! Glück auf, Glück auf!“
Er geht, und eilt im raschen Lauf
zur Kirche, daß zum Werke
das Abendmahl ihn stärke.

Er fuhr mit an „zum guten Glück“;²⁾
die Häuer wollten's wagen,
in nächster Schicht, — ein schweres Stück!
ein Ort d'rin durchzuschlagen,³⁾
und darum kam die fromme Schaar
noch einmal vor der Todesfahr
bei Nacht in die Kapelle,
und waren schon zur Stelle.

Sie grüßten ernst und feierlich,
und reichten sich die Hände,
und stärkten zu dem Wagnis sich
am heil'gen Sakramente.
Und wie nun so für diese Welt
ein jeglicher sein Haus bestellt,
da hörten sie vom weiten
das Häuerglöcklein⁴⁾ läuten.

D'rauf mit erhobenem Gemüt
Gehn sie zu ihrer Grube,
und singen noch ein frommes Lied
dort in der Hutmannsstube,⁵⁾
und bau'n auf Gott, was auch geschäh',
und greifen rüstig zum Gezäh:⁶⁾
Glück auf, Glück auf, ihr Brüder!
und fahren mutig nieder.

Der Steiger⁷⁾ fuhr voran und sprach:
„Gott möge uns bewahren,
daß wir gesamt heut' zu Mittag
gesund zu Tage⁸⁾ fahren.“

1) Grubenlicht ist eine Lampe oder ein Licht und steckt in der Grubenblende, d. i. in einer kleinen hölzernen Laterne.

2) Gutes Glück, eine Fundgrube auf dem Sauberge bei Ehrenfriedersdorf.

3) Ein Ort durchschlagen, einen Durchschlag machen, heißt in einen alten Schacht, Stollen u. s. w. durchbrechen.

4) Häuerglöcklein. Sein Läuten dient den Bergleuten zum Signal, das erste Mal, sich auf den Weg zur Grube zu machen, das zweite Mal, bei der Grube zu sein.

5) Hutmannsstube. Der Hutmann, Hüter wohnt im Huthaus, Zechenhaus, d. i. ein Gebäude, in oder bei dem sich der Schacht befindet, wo auch die Bergleute vor dem Ein- und nach dem Ausfahren beten und singen.

6) Gezäh, Werkzeug, welches der Hutmann verwahren, hüten muß.

7) Steiger sind vielfach verschiedene Aufseher über sämtliche Arbeiter.

8) Tage ist alles auf der Oberfläche der Erde. Zu Tage, außer der Grube, oben auf der Erde.

Walt's Gott! Sie fahren ruhig fort,
bis in die Teufe vor das Ort;¹⁾
„Gott möge uns bewachen,
wenn wir den Durchschlag machen.“

Das Ort war fern vom Tageschacht²⁾
in völlig Land getrieben.
Der alte Steiger war als Wacht
vorn in der Strecke³⁾ blieben.
Da hört er, wie's zweimal mit Macht
laut in der Firstenzimm'ring⁴⁾ kracht,
und ruft im wilden Schrecke
den Häuern in der Strecke:

„Hilf, Jesu Christ! 's macht einen Bruch⁵⁾;
habt ihr's gehört, wie's krachte?
Rasch rettet euch noch zeitig g'nug
hinauf zum Tageschachte!“
Er schreit's und steigt die Fahrt⁶⁾ voran,
die Häuer folgen Mann für Mann,
den Tagschacht zu gewinnen
und lebend zu entrinnen.

Und kommen glücklich oben an,
und danken auf den Knien,
dem Himmel, der sie dem nah'n
Verderben ließ entfliehen.
Denn unten poltert's fürchterlich,
die Erde bebt; als wollten sich
in ihren Eingeweiden
die Elemente streiten.

furcht

„Horcht“, spricht der Steiger, „wie das kracht,
wie's grollt und rollt und hollert,
nicht anders, als wie wenn der Schacht
wär' in die Teuf' gekollert.
Dankt Gott, daß er in der Gefahr
ein treuer Hort und Hutmann war!
Beschädigt ist doch keiner?
Ha, oder fehlt gar einer?“

Die Häuer blicken ernst herum,
beim Schein der Grubenlichter
beleuchten sie sich bang und stumm
die erdigen Gesichter.

1) Das Ort, das Ende eines Stollens oder einer Strecke, wo die Häuer weiter arbeiten. Teufe, bergmännisch für Tiefe.

2) Tageschacht, der erste Schacht zunächst der Oberfläche der Erde.

3) Strecke, ein zu verschiedenen Zwecken getriebener Gang, worin sich das Arbeitsort befindet.

4) First, Firste, Förste des Orts ist die Decke eines Stollens oder einer Strecke.

5) Bruch heißt das Zusammenbrechen des Gesteins in einer Grube.

6) Fahrt, bergmännisch für Leiter.

„O Jesu Christ, du Herr der Welt!
's fehlt einer, Barthels Oswald fehlt!
Der hat den Tod tief unten
Vor Ort im Bruch gefunden.“

Und alle steh'n vor Schrecken bleich,
und jammern ohne Ende.
Da spricht der Steiger: „Fasset euch
und rühret eure Hände.
Mir nach, zur Teufe vor das Ort!
Vielleicht ist Rettung möglich dort.“
Er sprach's. Sie fuhren wieder
behend zur Strecke nieder.

Bald konnten sie nicht weiter fort,
's war Schacht und First zerrüttet,
Die Strecke unten und das Ort
war Lachtern¹⁾ hoch verschüttet.
Und Oswald? „Der muß drunten sein!“
Die Häuer blicken traurig drein.
„Er grad', der Jüngsten einer,
kam um, sonst weiter keiner!“

Der Steiger weint: „Was sollen wir
der Jungfer Anne sagen,
wenn nach Oswalden sie bei mir
wird heute mittag fragen?
Auf, grabt zur Teufe, daß wir ihn
vielleicht noch aus dem Grabe zieh'n.
Meld einer dem Geschwornen²⁾
das Schicksal des Verlornen.“ —

Der Berggeschworne kommt und spricht:
„Laßt nur nicht ab mit Graben!“
Man gräbt, doch nach von oben bricht,
was sie gewältigt³⁾ haben.
Es kommt der Tag, es kommt die Nacht,
der Schacht war noch nicht fortgebracht:
nachstürzt's von allen Seiten
und droht den Arbeitsleuten.

Die Bergart war allzu gebrech,
der Bruch ward immer schlimmer.
Sie warfen ihr Gezähe weg,
und machten Schicht auf immer.
Verlassen blieb der Schacht fortan,
kein Häuer fuhr mehr auf ihm an,
und Oswald hatte drunten
sein frühes Grab gefunden.

1) Lachter, bergmännisches Maß, 80 Zoll.

2) Geschworne veranstaltet den speziellen Bau und Haushalt bei jeder Grube.

3) Gewältigen, ausgraben, wegschaffen.

Und Anna bei der Trauermähr
sank tief erschreckt zur Erde.
Die Häuer standen um sie her
mit kläglicher Gebärde.
Und als das Jammern endlich sie
wach wieder aus der Ohnmacht schrie,
da frag sie dumpf die Häuer:
„Wo ist, wo ist mein Freier?“

Wo ist mein Bräutigam? — (Ja,) 's ist klar,
ich weiß es wohl, den haben
sie mir, weil er mein Liebster war,
tief in das Ort begraben.
Hinweg, hinweg, treulose Brut!
Bei Gott verklagt euch Oswalds Blut.
Bei Gott? — Ha, das ist's eben,
es kann, 's kann keinen geben!“

D'rauf kühlte ihres Wahnsinns Wut
ein Strom von bittern Zähren:
„O nein, was Gott im Himmel tut,
muß sich stets wohl bewähren.
Ihr guten Leute, seht mir's nach,
was ich im Wahnwiz zu euch sprach.
Nicht soll mein töricht Schelten
euch eure Treu' vergelten.“

Sie sprach's, und schloß sich weinend ein
in ihre stille Kammer,
und saß drei Tage d'rin allein,
allein mit ihrem Jammer,
und weint' und klagt' und härmte sich:
am vierten Tage aber schlich
sie in der Dämm' rungshelle
zur finstern Grabkapelle.

Und hing den Brautkranz drinnen auf
bei frost'gen Totenkranzen,
und sprach: „Herr Gott, nimm mich hinauf,
wo all die Sternlein glänzen!
Dem Liebsten droben nur allein
will ich getraut im Himmel sein, —
mein Herz soll nie erkalten.“ —
Sie sprach's, und hat's gehalten.

Die Grube „zu dem guten Glück“
blieb lange Zeit verlassen,
da hieß sie reicher Silberblick¹⁾
in Angriff wieder fassen.

1) Silberblick, ein Anbruch von silberhaltigem Erze oder gebiegenem Silber.

Schon war es einundsechzig Jahr',
seitdem der Schacht verbrochen war,
da faßte man donlätig¹⁾
ihn auf, und ward durchschlätig. —

Die Oswalds Schicht einst mitgemacht,
die Häuer und die Steiger,
sie schliefen längst im kalten Schacht
ein knappes Lachter saiger.
Nur einer, Vater Balzer, kroch
bergfertig²⁾ hier zu Tage noch,
bereit, dort einzufahren,
wo seine Freunde waren.

Er saß einst vor dem Zechenhaus
— schon dunkelte der Abend —,
und wegte stumpfe Tzscherper³⁾ aus,
sich an der Mailuft labend.
Da rannte von der Raue⁴⁾ her
ein junger Häu'r, und eilte sehr,
und war's ihm anzusehen,
daß wichtiges geschehen.

„Glückauf!“ rief er dem Alten zu,
und wollte rasch vorüber.
Doch Balzer frug: „Was eilest du?
Komm doch einmal herüber!“
Der Häuer spricht: „Kann heut' nicht sein,
muß zum Bergmeister⁵⁾ rasch hinein.
Gar wichtige Geschichten
hab' ich ihm zu berichten.“

„Sie haben einen Häuer jetzt,
tief in der Strecke unten,
ganz unverwest und unverlezt
und unvermodert funden.
Die Häuer kennen all' ihn nicht,
weiß Gott, wie lang er drinnen liegt!“
So rief der Bergarbeiter,
„Glückauf!“ und eilte weiter.

Und Balzer hört die Wundermähr,
und ruft mit freud'gem Beben:
„O, lieber Gott! Wenn's Oswald wär',
wenn ich in diesem Leben

1) Donlätig, d. i. einen schiefen Winkel mit dem Horizonte bildend. Saiger, senkrecht.

2) Bergfertig ist der Bergmann, wenn er Krankheit halber nicht mehr anfahren kann.

3) Tzscherper, ein Schnitzmesser mit drei Zoll langer Klinge und drei Zoll langem Hefte, zum Zuschneiden der Helme an den Werkzeugen.

4) Raue, ein kleines hölzernes Gebäude über dem Schachte, damit der Regen nicht hineinfalle.

5) Bergmeister ist Vorsigender im Bergamte.

den alten Freund noch einmal säh'!" —
Da tragen ihn und sein Gezäh
die Häuer von der Grube
Schon in die Hutmannsstube.

Sie säubern ihn. Der Alte drängt
sich zitternd zu dem Toten.
„Ja, Oswald!“ häscht er; mächtig zwingt
die Freude ihm den Oden.
Da frug der Steiger vielerlei,
wer und woher der Tote sei,
und wann der Bruch geschehen,
und ob er's mit gesehen?

Hierauf erzählt's der Alte ihm
mit ehrlichem Gesichte.
Der Steiger wartet ungestüm
auf's Ende der Geschichte.
und Balzer schließt: „Die Braut lebt noch!
Die alte Anne kennt ihr doch?
— schier neunzig wird sie heuer —
die hatte ihn zum Freier.“

Die Häuer hören's tiefbewegt,
und bringen bald die Kunde
in's Städtlein, und in kurzem trägt
sie jedermann im Munde.
Der Ruf wird im Gebirge wach,
fern strömt's her zum Begräbnistag
aus Dörfern und aus Städten,
dem Zuge beizutreten.

Vom Zechenhaus am Sauberg trug
den Toten man zu Grabe,
und hinter'm Sarg im Leichenzug
wankt Balzer krumm am Stabe.
Das ganze Bergamt im Geschmeid'
gab einem Häuer das Geleit.
So festlich kann auf Erden
kein Fürst begraben werden.

Wie zwängten in des Kirchhofs Raum,
wie drängten sich die Massen!
Der Gottesacker konnte kaum
Die Bergbeamten fassen.
Am Grabe öffnet man den Sarg,
der die versteinte Leiche barg.
Was konnt' in so viel Jahren,
sie also frisch bewahren? —

Er lag wie einer, der sich freut
auf fröhliche Genesung,

holdlächelnd da; an Leib und Kleid
kein Zeichen der Verwesung.
Und jeglicher erkennt es an,
daß Gott ein Wunder hier getan;
da plötzlich in der Menge
entsteht ein wild Gedränge,

Und tausend Stimmen werden laut:
„Platz, Platz für Jungfer Annen!“
und jeder weicht der treuen Braut,
und tausend Tränen rannen.
Sie wankt zum Sarg des Liebsten hin,
und stürzt sich schluchzend über ihn:
„Ich bin dir treu geblieben,
bald bin ich bei dir drüben.“

„Schlaf wohl, Herzliebster, gute Nacht!
bald werd ich dir vereinet;
du bliebst gar lang, gar lang im Schacht, —
hab' viel um dich geweinet. —
Ihr Leute, seht, ich bin die Braut, —
im Himmel werden wir getraut.
Schafft mir aus der Kapelle
den Brautkranz rasch zur Stelle!“

Der Küster sprang und holte ihn;
sie schlang ihn in die Haare.
Wie stimmte sein verdorrtes Grün
zur Trauung an der Bahre!
Wie ist ihr Haar so silberweiß,
wie ist so gelb das Myrtenreis!
Ihr Leib ist alt; — ihr Lieben
ist ewig jung geblieben! —

Sie drückt ihm heiß, sie küßt ihm warm
die kalten, harten Wangen:
„Tu' auf, Herzliebster deinen Arm,
die Liebste zu empfangen! —
Glückauf, ihr Englein, seid begrüßt!
Tragt mich dahin, wo's besser ist;
tragt auf der Totenbahre
uns beide zum Altare!“

Sie sprach's. Ein leiser Todesschmerz
durchbebte ihre Glieder,
stillbebend brach ihr treues Herz,
sie sank am Sarge nieder.
Und alles weint und jammert laut;
tot trug man heim die treue Braut.
Der Sarg bei lautem Jammer
sank in die kühle Kammer. — —

Wie strömt's dem Gottesacker zu,
wie wallt's nach dreien Tagen,
die treue Anne ward zur Ruh'
beim Bräutigam getragen.
Ein zweiter Sarg schwankt hintennach,
der alte Balzer drinnen lag. —
Weint nicht! Der Tod vereinte
ihn ja mit seinem Freunde.

Er machte Schicht. So ganz allein,
was sollt' er noch zu Tage?
„Glückauf, Oswald!“ Sanft schlief er ein,
sanft sonder Schmerz und Klage.
Die Engel haben d'rauf die Braut
dem Bräut'gam droben angetraut.
Zum Altar muß die Beiden
der Freund doch auch geleiten. —

Sie schlummern sanft, die wackern Drei,
in ihren kalten Betten.
Jahrhunderte sind schon vorbei,
noch ehrt man ihre Stätten,
und wenn von Oswalds langer Schicht
ein Ehrenfriedersdorfer spricht,
sieht man gewiß in Zähren
sein Auge sich verklären.

2. Das Zauberschloß im Windberge im Plauenschen Grund.

(Der Windberg, zwei Stunden südlich von Dresden, ist der höchste Punkt dieser Gegend. In seiner Nähe liegen die Dörfer Burgk, Döhlen und Deuben.)

Von der Schenke in Deuben zu Hause nach Burgk,
Unter'm Arme die staubige Geige,
schlich Görg, der Fiedler, verdrießlich und sacht
in der mondhellen zweiten Pfingstfeiertagsnacht
auf vielemals gegangnem Steige.

Görg war ein gar drolliger, schnurr'ger Patron
und überall gerne gesehen,
war jedem gefällig, und war wo ein Reihn,
da mußte auch Rothkopf's Görg mit sein,
durch's Fiedeln die Lust zu erhöhen.

Er war auch nicht teuer mit seiner Musik,
ließ kaum sich die Saiten bezahlen,
und waren die Beutel der Tänzer auch leer,
er fiedelte, bis sich auf weiteres mehr
die liebenden Pärchen empfahlen.

Heut' hat er wieder mal' sechs Stunden gezeigt
um wenige spärliche Dreier,
da fiel's unterwegs auf einmal ihm ein,
es müßte wohl morgen gefällig schon sein
die noch nicht erfiedelte Steuer.

Heut' wenig Verdienst, und die Steuer so nah',
das lag ihm gar lästig im Sinne.
Drum schlich er nach Haus so verdrießlich und sacht
und sann und sann, wie er noch in der Nacht
die Steuer sich ehrlich gewinne.

So kam er zum Windberg mit schwerem Gemüt,
und dachte: „Besinn' dich doch, Görg!
Hm, soll nicht im Windberg ein Zauberschloß sein?
Wüßt' den Weg ich, gewiß, es erbarmten sich mein
die kleinen gutmütigen Zwerge.“

Und er steht, stierblickend auf kahles Gestein,
und stußet und staunet; denn, Wunder!
der Fels wird lebendig und bildet ein Tor,
d'raus krabbelt ein aschgraues Männchen hervor,
mit Augen wie glühender Zunder.

Das Männchen grüßt Görgen und reicht ihm die Hand
und fragt ihn: „Verstehst du zu zeigen?“
Und Görg hat ein gutes Gewissen und spricht
sonder Schrecken und Furcht: „Virtuos bin ich nicht, —
doch, Freundchen das wird sich wohl zeigen.“

„Nun gut“, spricht das Männchen, „so folg' mir getrost,
dein harren die Geister im Berge,
und nimm dich zusammen, und wenn man dich fragt,
was dein Lohn ist, da schweig'. Jetzt rasch, eh's tagt!“
Und ruhig folgte ihm Görg.

Sie gingen durch Felsen, bergauf und bergab,
das Männchen und Görg im Dunkeln,
und kamen zuletzt an ein eisernes Tor,
da lag ein gewaltiger Riegel davor,
verzieret mit sieben Karfunkeln.

Da wurde es Görgen doch enger um's Herz,
denn er dachte: „Gefällt deine Geige
den Geistern, so darfst du nicht wieder zurück,
wo nicht, so kostet's dich gar das Genick,
auf jeden Fall geht es zur Neige.“

Sein Führer schlug d'rauf mit dem Stecken an's Tor,
es hob sich der mächtige Riegel.

Sie gingen hinein, und fürchterlich
erkrachten die Angeln, es schlossen sich
jach wieder die eisernen Flügel.

Was sah nun der Fiedler? — Ein prächtiges Schloß,
von Silber die Türme und Mauern,
die Fenster Demanten, die Dächer Smaragd,
unzählige Fackeln durchstrahlten die Nacht,
und erfüllten den Fiedler mit Schauern.

Er stand wie vernichtet, und wollte das Schloß
neugierig sich näher beschauen,
da zog ihn sein Führer zum riesigen Saal;
dort harrten schon sein in unsäglichlicher Zahl
die niedlichen Herren und Frauen.

Die Wände des Saales erschienen wie Duft,
von würzigen Blumen durchwoben,
kristallene Lampen übergossen den Saal
und die seltsamen Tänzer mit blendendem Strahl
von den Seiten, von unten und oben.

Fünf Spannen kaum waren die Männerchen lang
im altdeutschen Rittergewande,
die Frauchen noch kleiner, mit Schleiern im Haar,
im blumendurchwobenen Seidentalar
mit perlenumrändelter Kante.

Als Görg mit der Geige hinein in den Kreis
der festlichen Geister gekommen,
da wies ihn sein Führer zum goldnen Ramin,
und sagte: „Nun, Fiedler, beginne, beginn'!
und nur hübsch zusammen genommen!“

Görg stimmte die Saiten mit zitternder Hand,
und straffte und wickelte den Bogen,
und spielt' einen Walzer. Der Reigen begann,
es hüpfen possierlich saalab und saalan
die Pärchen, gleich schaukelnden Wogen.

Das war ein Gewimmel, ein Jubel und Tanz,
wie Görg noch niemals gesehen.
Er merkte sogleich, daß sein treffliches Spiel
den tanzenden Herrchen und Frauchen gefiel,
und schien's immer besser zu gehen.

Er geigt, so hat er noch niemals gegeigt,
denn himmlische Töne entgleiten
und Weisen, wie Görg sie selbst nicht verstand,
unter seiner noch nie so schnell fingernden Hand
den alten zerfiedelten Saiten.

D'rob freut er sich höchlichst und geigte d'rauf los,
doch fand er mit großem Bedauern,
daß die webelnden Zwerge in lustigen Reihn,
wohl zweimal so schwer zu ermüden noch sein,
als drüben in Deuben die Bauern.

Es war ihm, als hätt er seit Stunden gegeigt,
ihm schmerzten die Finger und Hände,
Die Quinte zerschrazte, die Quarte zersprang,
der Tanz währte Görden so fürchterlich lang,
er erwartete sehnlichst das Ende.

Da (erscholl es vom Hofe wie Hahnengeschrei,
(und) im Nu aufhörte der Reigen,
und einer der Tänzer fragt Görden geschwind:
„Rotköpfiger Fiedler, was hast du verdient?
Sag' an, was begehrt du für's Geigen?“

(Doch) bescheiden hält Görde den Sonntagshut hin
und schweigt, wie sein Führer befohlen.
Und der Zwerg nahm den Hut, und ging zum Kamin
und ergriff eine Schaufel und füllte ihn
bis zum Rande mit glühenden Kohlen.

Und kreischte: „Da, Fiedler, da hast du den Lohn!“
und verschwand in der schweigenden Menge.
Und Görde zerbiß sich die Lippen vor Wut,
daß man ihm zum Danke den Feiertagshut
vom Tharandter Markte versenge.

Da winkt ihn sein Führer zum Saale hinaus,
und führt auf dem nämlichen Wege,
auf dem sie gekommen, ihn wieder zurück,
und verschwand vor Görgens verwundertem Blick
beim Felsen am Deubner Stege.

Der Felsen erhielt seine alte Gestalt.
D'rauf schlugen die Glocken in Döhlen.
„Erst Eins?“ denkt Görde — „das kann ja nicht sein,
ich geigte so lange den Geistern zum Reihn;
's kann wenig zum Tage noch fehlen.“

Er schüttelt ungläubig den Kopf, und meint,
so schnakisch geträumet zu haben;
doch der Hut wird schwer von den Kohlen wie Blei,
und beweiset ihm klar, daß es Wirklichkeit sei,
und er schüttet die Kohlen in Graben.

Und fluchet den Geistern, und stolpert nach Haus
unter heimlicher Sorge und Klage,

und schleudert den Hut, von den Kohlen noch warm,
zu Winkel, und wirft sich dem Schlaf in den Arm,
und schnarchet bis fast zu Mittage.

Und als er erwachte, war wieder der Hut
das erste, woran er gedachte.

Er holt aus dem Winkel ihn wieder, und ei!
er war nicht versengt, war so gut noch wie neu,
daß Görge vor Freude d'rob lachte,

Er beguckt ihn von innen und außen genau,
da blitzt ihm ein Goldstück entgegen,
an Schrift und an Wappen so unbekannt,
wie die Geister der Berge mit zaubernder Hand
sie münzen und stempeln und prägen.

„Ha, ha,“ — denkt Görge, — „nun wird mir's klar;
so — so — das waren die Kohlen?“
Und er eilt mit dem Hute im flüchtigsten Lauf
den steinigten Fußsteig am Windberg hinauf,
aus dem Graben die andern zu holen.

Sie lagen noch alle da, schwarz und verbrannt,
er sammelt sie eilig im Hute,
und schüttelt und rüttelt und schwenket und rollt,
und die Kohlen, o Wunder! sie werden zu Gold,
und Görge — ward's seltsam zu Mute.

Heim eilt er, und küßet die Geige und weint
viel Tränen des Dankes darüber.
„Das Gold? Ja, es langt schon zu Feld und zu Haus!“
D'rauf springt er wie närrisch zur Türe hinaus
und flugs zu dem Nachbar hinüber.

„Gott grüß' euch! Ist Hannchen, ist Hannchen nicht da?
He, Nachbar, nun darf sie mich nehmen?
Und wollt ihr, wird heut' noch die Trauung bestellt,
denn hört nur, nun hab' ich ein Gut und ein Feld,
und ihr braucht euch mein nimmer zu schämen.“

Der Nachbar ruft lächelnd das Mäd'el herein
und wirft es dem Fiedler entgegen:
„Da nehmt sie! Ich geb' ihr als Mitgift dazu
ein Füllen und eine neumelkende Kuh,
Gott schenk' euch Gedeihen und Segen.“

Görg kaufte ein Gütchen und wurde getraut,
und bald auch „Herr Schulze“ betitelt,
war glücklich mit Hannchen, und fragte ihn wer:
Wo tausend, wo habt ihr den Engel denn her?
da sagt' er: „im Windberg erfiedelt!“

3. Vierzehn Nothelfer bei Gottleube.

(Die Sage fällt in's Jahr 1429. Wahrscheinlich aber rührt der Name von einem lange eingegangenen Kapellchen her; denn unter den vierzehn Nothelfern versteht man die zwölf Apostel, die Jungfrau und Johannes den Täufer oder auch Joseph.)

Wie klingt das Lied vom edeln Mut
so süß, wie rauscht es hell und voll!
Schlicht ist das Lied, jedoch es tut
den biedern Herzen ja so wohl.
Was neidet ihr Sparta? Das Vaterland trug,
trotz Sparta, der mutigen Bürger genug.

Das rächende Hussitenheer
zog mordend durch das Sachsenland.
Die Furcht und Angst nahm täglich mehr,
das Elend täglich überhand.
Die Feinde verscheuchten mit Feuer und Schwert
den Bürger und Bauer vom friedlichen Herd.

Schon rauchte weit und breit im Land
manch armes Dorf, manch reiche Stadt,
doch nimmer ward an Mord und Brand
die Rache der Hussiten satt.
Sie dringen stets weiter, in Asche und Blut
zu kühlen des Glaubens entzügelte Wut.

Ein Städtlein lag im engen Tal,
Gottleube, klein und unbekannt,
doch reicher wahrlich tausendmal,
als manches vielgepriesene Land.
Denn Männer ja wohnten und Bürger darin
mit rüstigen Händen und adligem Sinn.

Durch Flüchtige von Liebstadt kam
die Kunde, daß der Feinde Heer
den Weg zu diesem Tale nahm,
und daß es nimmer ferne wär'.
Da nehmen die Bürger ihr Bestes geschwind,
und wollen von dannen mit Weib und Kind.

Ach, eilt, ihr Leute, rettet euch!
Die Feinde rücken schon heran.
Was steht ihr da so starr und bleich?
Was seht ihr euch einander an?
Ha, hört ihr das Tosen, und Lärmen und Schrei'n?
Sie müssen schon drüben am Berge sein!

Und wenn sie schon so nahe sind,
so ist es ja zu spät zur Flucht.
Entschließt euch rasch! Für Weib und Kind
sei denn das letzte noch versucht!

„Wer's mit mir will wagen, der trete hervor,
und halte zum Zeichen die Rechte empor!“

Und freudig stimmt das Volk ihm bei,
und Hand an Hand streckt sich empor,
mit Beifallsruf und Kriegsgeschrei
tritt jeder Bürger kühn hervor,
und fordern, dem Feinde entgegen zu zieh'n,
und keiner gedenket noch ferner an's flieh'n.

„Nein, nein! Das Sterben ist nicht leicht!
Nur wer nicht Weib und Kinder hat,
der folge mir! Ihr andern weicht
rasch mit den euern aus der Stadt!“
Der Burgemeister, er spricht es und nimmt
nur dreizehn (noch,) die sich zum Opfer bestimmt.

Die Bierzehn scheiden ernst und stumm,
und ziehen still zum Tor hinaus,
und blicken sich noch einmal um
nach dem geliebten Vaterhaus,
und sehen die Freunde jenseits flieh'n,
und beten zum Herrgott auf den Knie'n,

Und zieh'n d'rauf das Schwert, und treten
dem Feind entgegen auf der Höh.¹⁾
Der rücket so getrost herauf,
wie wenn er kaum die vierzehn säh',
und es reitet ein feindlicher Führer heran:
„Ja, bettelt nur, Hunde! Ihr müßt doch d'ran!“

In solcher Not gilt's rasche Tat.
Der Burgemeister tritt heran,
mit kriegerischem Waffenstaat
und langem Schwerte angetan:
Doch ihr opfert vergebens ja Blut und Leib,
erst morden sie euch, dann Kind und Weib!

„Erwarte das, du Bube!“ spricht
der Burgemeister ernst. „Wir sind
zum Kampfe da, zum Bitten nicht,
das ginge ja doch in den Wind!“²⁾
Und er springt auf ihn zu und schwingt das Schwert:
tot stürzt der Hussite vom bäumenden Pferd.

Wie das sein Heer von ferne schaut,
da sprengt's herzu mit wilder Wut,
und tobt und braust, und brüllet laut

1) Die noch heute Bierzehn Nothelfer heißt.

2) Der Bürgermeister hatte volles Recht zu dieser Voraussetzung, da mehrere von den Hussiten bedrohte Städte ihre um Gnade bittenden Deputierten hatten niederhauen sehen müssen.

nach Rache für des Führers Blut,
und umringet die Bierzehn so eng und dicht:
„Das sollt ihr uns büßen, verweg'nes Gezücht!“

Wohl dränget arg der Feinde Heer,
und vierzehn ist gar kleine Zahl,
doch ihre Schwerter fallen schwer
und ihre Panzer sind von Stahl.
Schon liegen die Feinde zu Haufen getürmt,
die Bierzehn hat Gott noch gnädig beschirmt.

Doch ärger drängt der Feinde Heer,
und kleiner wird die kleine Zahl,
auch Feindes Schwerter fallen schwer,
auch Feindes Panzer sind von Stahl.
Es sinkt von den Bierzehn wohl hier und dort
tot einer danieder! Der Kampf währt fort,

Wie triefen alle schon von Blut,
wie werden ihre Arme matt!
Und wilder wird der Feinde Wut,
und dichter ihrer Hiebe Saat!
Jetzt sinket der letzte der vierzehn dahin;
die Hufe der Rosse zermalmen ihn!

Den Toten Heil, durch deren Blut
viel Hunderte gerettet sind! —
Der Feind ersah für seine Wut
nicht Mann noch Greis, nicht Weib noch Kind.
Die waren behalten für bessere Zeit,
indes sich die Bierzehn dem Tode geweiht.

Wie klingt das Lied vom edeln Mut
so süß, wie rauscht es hell und voll!
Schlicht ist das Lied, jedoch es tut
dem biedern Herzen ja so wohl.
Was neidet ihr Sparta? Das Vaterland trug,
trotz Sparta, der mutigen Bürger genug.

4. Klotilde von Kriebstein.

(Kriebstein, Schloß bei Waldheim, erbaut 1382 bis 1407, dem Ritter Dietrich von Bernwalde gehörig. Diesen vertrieb daraus Ritter Staupitz von Reichenstein am Fastnachtstage 1416.)

Auf der Kriebsteiner Warte im Dämmerchein
mit Klotilden, der schönsten der Frauen,
stand Ritter Staupitz von Reichenstein,
und schaute hinab auf die Gauen.
Er hatte das Schloß mit Wald und mit Flur
dem Ritter von Bernwald seit Monden nur
nach langem, unrechlichem Streite
genommen zur leidigen Beute.

„Wie dampfen die Täler, wie glühen die Höh'n,
wie rauschet die Ischope im Grunde!
Wie ist's doch hier oben so wonnig und schön,
wie nirgends herum in der Runde!
Solch schönes Besitztum das war es wohl wert,
daß ich seiner um Leben und Sterben begehrt,
und mag es der Dietrich im Herzen
sein Lebtag wohl nimmer verschmerzen.“

„Doch du weinst, Klotilde? Was wandelt dich an?
Magst du dich des Glückes nicht freuen?
Sprich, Weib meines Herzens, was hast du daran
denn wieder einmal zu bereuen?
Was näßt dir die Wange? Was trübt dir den Blick?
Was vergällt dir das neue, das köstliche Glück?
Lieb Liebchen, wie mag sich dein Weinen
mit meinem Vergnügen vereinen?“

„„A, freust dich, mein Staupitz, du freust dich zu früh!
dem Räuber mag's nimmer gedeihen!
Und ob auch der Gau da schön grüne und blüh',
das kann doch mein Herz nicht erfreuen.
Du hast es nicht Rechtens, und zeitig genug
wird kommen der Landgraf¹⁾ mit reißigem Zug,
die Mauern des Schlosses zerbrechen.
Und die Unbill gar fürchterlich rächen.““

„Laß kommen den Landgraf mit reißigem Zug,
laß ihn kommen, die Unbill zu rächen!
Er wird sich den Schädel wohl zeitig genug
an den Kriebsteiner Mauern zerbrechen.
D'rob weine kein Tränlein, d'rob sorge dich nicht!
Nicht fürcht' ich des Landgrafen Zorn und Gericht,
denn in Fehden an allen Weltenden,
kann er jetzt sich nicht rühren, noch wenden.“

So trotzte der Ritter. Sie weinte fort,
und schaut in die Talung hinüber:
„„Ha, Staupitz, gewahrst du die Reißigen dort?
die kommen von Waldheim herüber.
Hilf Jesu Maria! Das ist sein Panier —
der Thüringer Landgraf! — Viel Tausende²⁾ schier!
Wie füllet den Talgrund die Menge
der Feinde mit wildem Gedränge.““

„Beim Himmel, Klotilde, du sahst wohl recht!“
ruft Staupitz. „Die kommen gar frühe.“

1) Friedrich der Streitbare war der Lehnherr Dietrichs von Bernwalde und mußte diesem deshalb zu Hilfe kommen.

2) Der Landgraf hatte die Bürger von Freiberg, Rochlitz und anderen Städten gegen Staupitz aufgeboten.

Und er gebeut lautschreiend dem Brückenknecht,
daß er eilends die Brück' aufziehe,
und den Schützen ruft er, dem reißigen Troß,
und stürmt wie ein Wetter durch Hof und durch Schloß,
und ordnet die alten Getreuen
auf den Mauern in eiserne Reihen.

Schon schwärzte die Erde der Fittig der Nacht,
wild regt sich's tief unten im Tale,
und der Ritter im Panzer hält sorgliche Wacht
am Fenster im gotischen Saale,
und tröstet Klotilden mit männlichem Sinn:
„Laß sie kommen; sie haben des wenig Gewinn!“
Da naht ein Herold der Pforte,
und trompetet', und rufet die Worte:

„Mein Herr, der Landgraf im Thüringer Land,
läßt dem Ritter von Reichenstein melden,
er wäre gekommen mit feindlicher Hand
ihm Unbill und Raub zu vergelten.
Er wollte stürmen das Kriebsteiner Schloß,
und woll' es vernichten mit Mann und mit Roß,
wenn der Ritter nach dreimal drei Tagen
noch würde zu trocken wagen.“

Wie krachte Klotilden in's dumpfe Gehör
des Herolds prophetische Stimme!
Sie weinte wie bitter, sie klagte wie schwer!
Doch der Ritter im männlichen Grimme
rief hinaus zu dem Fenster: „Bermelde dem Herrn,
die Furcht und die Angst sei von Staupigen fern,
er stürme heut' lieber, wie morgen,
ich wolle für's weitere sorgen.“

Flugs d'rauf mit dem kommenden Morgenrot
beginnet der Landgraf zu stürmen,
doch die Zinnen speien Verderben und Tod,
und Leichen zu Haufen sich türmen.
D'rob zagen die Krieger und lassen nach,
und beginnen's erst wieder am folgenden Tag;
doch ob sie auch dreimal es wagen,
sie werden zurückgeschlagen.

Da knirschet der Landgraf in grimmiger Wut:
„Das soll mir, beim Heiland der Welten!
das soll mir der Bube mit Hab' und mit Gut,
mit Leib und mit Leben entgelten!“

D'rauf umstellt er den Kriebstein mit lauerndem Troß,
und denket: In kurzem wohl wird sich in's Schloß
der Hunger, der nagende, schleichen,
und den trotzigen Becken erweichen. —

Drei Monden vergeh'n, und noch immer stolziert
der Ritter gar keck auf den Mauern,
und der Landgraf, so müßig im Lager, verliert
die Lust zu dem Harren und Lauern,
und will schon von dannen, und denket mit List
das Schloß zu erobern zu besserer Frist,
und gebeut seinen Hauptleuten, morgen
für den Abzug in Eile zu sorgen. —

O, daß doch ein Bote den frohen Bericht
den Mannen auf Kriebstein brächte!
Wie schleichen dort oben mit hohlem Gesicht,
wie klagen die Knappen und Knechte!
Der Hunger zerbrach ihren trotzigem Mut:
der Ritter zernirrt sich in Fiebersglut
auf dem Lager; Klotilde mit Beben
kniert weinend und betend daneben.

Und Staupitz will sterben, vom Hunger verzehrt,
und vom rasenden Fieber zerrüttet,
und sie hat nicht den Trunk, den er lechzend begehrt,
das Brot nicht, darum er sie bittet! —
Da entschließt sie sich endlich in schrecklichster Qual,
einen Boten zu senden zum Landgraf in's Tal,
sie wolle um Freiheit und Leben
das Schloß ihm noch heut' übergeben.

Um Mitternacht steigt der Bote in's Tal,
und begehrt mit dem Landgraf zu reden,
und meldet getreu, was Klotilde befahl.
Darauf ist jener betreten,
und staunet und lächelt: „So steht es mit euch?
Blutarm seid ihr droben? Wir glaubten euch reich,
und meinten, es würde das lauern
noch Wochen und Monden lang dauern.“

„Doch, weil wir so freundlich des Staupitzen Weib
die Schwäche des Schlosses verraten,
so will ich an Gut und an Ehre und Leib,
— ich schwör' es bei Gott! — ihr nicht schaden!
So viel, als ihr Rücken zu tragen vermag,
soll sie nehmen, und früh mit dem kommenden Tag
wegziehen nach Lust und Begehren,
und soll es ihr niemand verwehren!“ —

D'rauf, als er den Boten mit solchem Bescheid
zum Schlosse zurücke gesendet,
tut kund er dem Troß, wie zur glücklichen Zeit
der Zug noch so herrlich geendet.
Die erwarten nun freudig beim Becherklang

und Würfelspiele und Siegesgesang
den Morgen, die schönste der Frauen
mit dem Kober auf dem Rücken zu schauen.

Raum graute im Osten der werdende Tag,
da knarrte das Tor auf dem Schlosse.
Klotilde, wie Schatten so bleich und so schwach,
steigt nieder zum feindlichen Trosse.
Wie keucht sie, wie schwankt sie, so schwer und gebückt,
von der Last auf dem Rücken tief niedergedrückt!
Was macht sie so keuchen und schwanken?
Ha, sie trägt ja — den Gatten, den kranken! —

Der Landgraf stutzt, es erfaßt ihn die Wut,
doch wie er die leidenden Züge
der Beiden betrachtet, da stockt ihm das Blut,
da erstickt auf den Lippen die Rüge.
Und Klotilde tritt zu ihm: „Herr Landgraf verzeih't!
Ich habe getan nach eurem Bescheid,
und das Liebst' auf den Rücken genommen,
und bin euch zu danken gekommen.“

Und starr, wie von Marmel, der Landgraf steht
mit fürchterlich drohendem Schweigen,
und sinnet und spricht: „Geht, Dame, geht!
Ihr machet das Herz mir erweichen.
Ich meint' es wohl anders, doch eurer Treu'
und Liebe stand freilich die Deutung frei,
und die schönste, ihr habt sie gefunden,
und die rächende Hand mir gebunden.“

„Nehm't hin euren Gatten: Ihm sei verzieh'n,
verzieh'n seinen Knappen und Knechten!
Nur um euretwillen begnad'ge ich ihn,
und mit Dienern mag Friedrich nicht rechten.“
So sprach er, der wackre. Die Glückliche kniet
vor ihm nieder und weint mit bewegtem Gemüt,
und zieht mit dem Gatten und Mannen,
den Landgraf segnend, von dannen.¹⁾

5. Das Mönchsgeſicht an der Kirche zu Schlettau.

(An der öſtlichen Außenseite der Kirche zu Schlettau befindet sich, etwa acht Ellen von der Erde, ein Stein in der Mauer, der einem Mönchsgeſicht ähnlich ſieht. Nachſtehende Sage fällt ungefähr um das Jahr 1520.)

Im Pfarrhaus zu Schlettau um Mitternacht
ſaß ſinnend der daſige Pater

1) So war nun Friedrich Herr von Kriebſtein, welches ihm ſo ſehr gefiel, daß er den Ritter Dietrich der Nachläſſigkeit in ſeinen Lehnspflichten beſchuldigte und das Schloß für ſich behielt.

Johns Kottne. Da trat ganz leis' und sacht
in's Zimmer ein fremder Confrater,
und frug — es klang so schauerlich —:
„Ehrwürdiger Kottne, kennst du mich?“ —

Der Pater verneint' es in ängstlicher Hast,
den nächtlichen Wandrer zu kennen.
Da begann der bleiche, hohlängige Gast:
„Dir nur, dir will ich mich nennen:
mein Nam' ist Benno. Hundert Jahr
ist's nun, seitdem ich hier Pater war.

Da nahte, Unheil schon dräuend von fern,
der Zug der Hussiten. Wir hörten
mit Schrecken, wie sie in den Häusern des Herrn
Altäre und Bilder zerstörten.
Die Altargewänder, der Kirche Zier,
und die heil'gen Gefäße vergruben wir.

Ein silbern' Krucifix stand noch allein
auf dem Altar. In Hora und Metten
zum Trost in den Angsten bedurften wir sein;
jetzt muß' ich in Eile es retten.
Ein Loch in die Kirchmau'r hatt' ich gemacht,
da mauert' ich's ein um Mitternacht.

Nach Morgen hin, hinter dem Hochaltar,
acht Ellen über der Erden,
da ist die Stelle; sie wird dir klar
durch ein flimmerndes Lichtlein werden,
dort verbarg ich das heilige Gottesbild;
die fromme Arbeit, bald war sie erfüllt.

Denn die Steine, sie fügten so willig sich,
die Heiligen sandten mir Stärke
zur mühevollen Arbeit. Wie freut' ich mich
ob dem herrlich gelungenen Werke!
Es war mein letztes! Der Morgen trug
den Feind heran, der mich erschlug.“ —

Er sprach's. — Grell klirrte ein Donner Schlag,
gleich nächtlichem Wetterleuchten
durchzuckte ein Schein das düst're Gemach. — —
Eins schlug es. Wie Geisterbann scheuchten
die Glockenklänge den seltsamen Gast;
er verschwand in stummer, gespenstiger Hast.

Und Kottne, der fromme Pater, saß,
als hätt' ihn der Donner getroffen,
nachstiert' er erschrocken und leichenblaß

dem Fremdling. Die Thür, noch offen,
läßt deutlich ihn seh'n, wie die Geistergestalt
im luftigen Schweben zum Kirchhof wallt.

Die Ampel verlosch. Nach stillem Gebet
warf Kottne auf's Lager sich nieder,
doch der Schlummer flieht ihn. Ernst vor ihm steht
der Geist und weicht nicht wieder,
bis der grauende Tag durch's Fenster dringt,
und die Mettenglocke vom Turme klingt.

Da zieht den Talar er emsig an,
und eilt zur nahen Kapelle,
dort harret schon seiner der Sakristan,
mit Singulum, Wedel und Schelle:
„Hochwürdiger Vater, was ist mit euch?
Ihr seht so krank, so totenbleich!“

Und Kottne, ohn' Argwohn vertraute fortan
die seltsame Geistergeschichte
dem aufmerksam lauschenden Sakristan,
und fügt noch zum kurzen Berichte
die Mahnung: „Stellt morgen um Mittag euch ein,
mit Hammer und Schlegel zur Hand mir zu sein.“

Ernst sinnend bejaht es der Sakristan:
„An mir soll's nimmer euch fehlen!“
Doch trug er im Herzen den sündigen Plan,
der Kirche das Kleinod zu stehlen.
Schon zeigt' ihm jeglicher Augenblick
in lockendern Bildern des Reichthums Glück. —

Hoch stand der Mond; sein bleiches Licht
übergoß mit magischer Helle
das Städtlein. Da schleicht der Bösewicht
scheu blickend zur nahen Kapelle.
Fahrt, Schlägel und Eisen, die heimlich er trug,
zur gräßlichsten Sünde war's genug!

Sein Gewissen schläft. Leis' legt er die Fahrt
hinter'm Hochaltar an die Mauer,
da flimmert ein Lichtlein von seltsamer Art;
ihn ergreift's, wie Totenschauer.
Doch den Dieb scheucht nimmer das Heilige fort!
„Das leuchtet wie Silber, hier ist der Ort!“

Und er hämmert behend. Bald weicht das Gestein
des Hammers dumpf hallenden Schlägen,
da blinkt ihm im zitternden Mondenschein
das Gottesbild funkelnd entgegen.
„Du,“ — ruft er in frevelndem Übermut, —
„du nüttest mir nichts, doch das Silber ist gut!“

Die alte Mutter Kirche ist reich —
ich arm; was soll ich noch fragen?"
So frevelt der Mund, der Arm hat sogleich
das Bildnis in Trümmer geschlagen.
Doch wehe dir dreimal, Sakristan!
Die Glocken schlagen zum Sturme an. — —

Der fromme Kottne im Schlafe erschrickt,
wild weckt ihn das bange Geläute;
er eilt zum Fenster, und schauernd erblickt
er Licht in dem heil'gen Gebäude,
nicht flackernd wie Feuer, so seltsam bleich
wie Widerschein aus dem höllischen Reich.

Und er eilt hinaus. Da harren schon sein
die Bürger, sich Rats zu erholen:
„Was ist in der Kirche? Welch' seltsamer Schein?
Habt ihr wohl das Läuten befohlen?"
„Nichts weiß ich", spricht Kottne. „Kommt, laßt uns seh'n,
mir ahnt, in der Kirche ist Greuel gescheh'n!"

Ihm trägt — noch fehlet der Sakristan —
ein Bürger Weihwasser entgegen,
und zündet die heiligen Kerzen an,
inbrünstig spricht Kottne den Segen;
so naht der Kapelle der fromme Zug,
der Vater voran, der ein Kreuzifix trug.

Und betend tritt er in's Gotteshaus ein,
und ruft mit gläubigem Herzen:
„Gott, Vater im Himmel, erbarme dich mein!"
und schwenkt die geweihten Kerzen;
da verstummen die Glocken; das Kerzenlicht
fällt auf den zerschmetterten Bösewicht.

Entsetzt vor dem Anblick faßt Kottne ihn an:
„O, Jesu! soll ich's glauben?
Im Blute hier zuckt der Sakristan,
er wollte die Kirche berauben!
Das Silber, der Hammer? — O, Bösewicht,
dich richtete Gott im gerechten Gericht!"

Und jeder bebt, als die Leich' er erkennt,
denn glatt, wie vom Blutrichterschwerte,
war der tückische Schädel vom Kumpfe getrennt,
doch fand der sich nicht an der Erde.
Sie leuchten empor. Da zuckte noch
der Kopf des Verbrechers im Mauerloch.

„So eilt," rief Kottne in stillem Schmerz, —
„die Spuren der Sünde zu decken.

Den Kopf, das Angesicht morgenwärts,
mauert ein. Zum ewigen Schrecken
den Räubern und Dieben schau' er hinaus,
und bewahr' vor Entweihung das Gotteshaus.“

Was der Vater gebot, rasch war's getan.
Hinaus aus der heil'gen Kapelle
tragen zwei der Bürger den Sakristan,
die andern säubern die Stelle,
und Kottne sammelt das heilige Erz;
„Mein Heiland zerschlagen!“ — ihm blutet das Herz. —

Schnell hatte die Kunde das Städtlein erfüllt;
herbei in wildem Gedränge
kommt jetzt und küßt das zerschlagene Bild
der Bürger gläubige Menge.
Der Vater winkt, und siehe, geschwind,
als wär' es zur Zeit, die Metten beginnt.

Der Morgen graut, die Metten ist aus,
bewegt sie alle heimgehen,
doch morgenwärts vom Gotteshaus
bleibt staunend die Menge stehen,
denn außen an der Mauer sah'n
sie das bleiche Gesicht des Sakristan.

Es war versteint. Jahrhunderte sind
seit dem grausen Ereignis vergangen,
doch die Sage lebt fort; das lauschende Kind
hat sie gläubig vom Vater empfangen.
Die Mauer ward schadhast; man baute — allein
zu vermauern, zu vertünchen war nimmer der Stein.

Noch jetzt schaut er drohend auf alle herab,
die nächtlich der Kirche sich nahen;
und sagt man, daß viele, so lange ein Grab
noch offen, ihn weinen sahen.
Bleich glimmt, wenn Gefahren dem Städtchen dräu'n,
des Kopfes Tonsur wie Schwefelschein.

6. Das Frankengrab bei Connewitz.

(Hinter dem Dorfe Connewitz bei Leipzig, am rechten Elster-Ufer, ist das sogenannte Frankengrab. Daß es aus den blutigen Oktobertagen des Jahres 1813 herrührt, ist gewiß.)

Nicht ferne von Halle hatte ihr Gut
eine Witwe aus edlem preußischen Blut,
und beweinte da einsam den teuren Gemahl;
vor drei Monden erschlug ihn ein fränkischer Stahl.

Ihre Tochter auch weinte die Augen sich rot,
und verwünschte die Franken tief, tief in den Tod,
und wallfahrtet' all' Abend in's Dörfchen hinab
auf den Friedhof zu ihres Vaters Grab. —

Die Sonne ging unter mit blutigem Schein,
und taucht' in die dunkelnden Berge hinein,
das Gut und der Park und das Dörfchen im Tal
sahen flackernd zu brennen im zitternden Strahl.

Still kehrte Rosalie vom Friedhof zurück,
mit Trauer im Herzen und Tränen im Blick;
da naht ihr ein fränkischer Krieger, der trug
einen Kranken auf dem Rücken in leinenem Tuch.

Und er bat sie so flehend um Hilf' und Quartier;
doch sie zürnte: „Euch helfen? Ihr mordet mir
meinen Vater!“ — Die Rede klang garstig und hart;
dem Alten rollt' eine Trän' in den Bart.

Er schaut ihr in's Auge so schmerzlich und stumm;
sie erträgt seinen Blick nicht und wendet sich um:
„O, Geist meines Vaters, zürne mir nicht!
du lehrtest mich selbst ja des Mitleids Pflicht.“

D'rauf führt sie ihn schweigend zur Mutter hinan;
die lobt großherzig, was die Tochter getan,
und sie pflegen den Kranken, und warten ihn treu,
und fragen den Alten, wer jener sei.

Der erwidert mit Weinen: „Ein fränk'scher Major. —
Wir wollten wieder zu unserem Korps,
und schritten gar emsig durch einen Wald,
als es vom Flusse herüber wie Hilferuf schallt.“

Wir gehen d'rauf zu, ich und der Major,
da taucht ein Arm aus den Wellen empor,
und wie das mein wackrer Major gewahrt,
da ruft er: „Hilf Gott!“ — 's ist so seine Art —

Und springt hinein in die reißende Flut
und erhascht den Arm, trotz der Wellen Wut,
und zieht ein niedliches Mädels heraus; —
's sah just so hübsch, wie das Fräulein hier aus.

Und er sorgte und mühte sich lange mit ihr,
bis daß sie erwachte. — Nun liegt er hier!
Die nassen Kleider, die stürmische Nacht,
das hat ihm das tödliche Fieber gebracht.“

Gerührt sah'n die Frauen auf den kranken Major
und verwünschten die Franken nicht mehr, wie zuvor,
und pflegten ihn treulich, und hielten die Wacht
an seinem Lager manch' lange Nacht.

Neun Wochen vergingen, bis daß er genas,
und wollt' er nun scheiden und ziehen fürbaß,

und kommt, den Frauen zu danken, und spricht:
„Will morgen zum Heere, mich ruft meine Pflicht!“

D'rob trauern die beiden und bitten ihn sehr,
er solle doch bleiben, bis Friede wär',
und Rosalie klagt mit trauerndem Blick:
„Wollt fort? und kehrt wohl nimmer zurück!“ —

Sie liebte herzlich den blühenden Mann;
man sah's ihr am tränenden Auge an.
Doch er war der Feind ihres Vaterlands;
das lag ihr am Herzen, das zerknirschte sie ganz. —

Vom Dorfe her schallte der fröhliche Reihn,
es tollte das Landvolk im Abendschein;
denn es lud ja der liebe Johannistag heut',
Alt und Jung in's grüne zu Lust und Freud'.

Da gingen die zwei in des Gartens Grün
zur dunkelnden Laube von duft'gem Jasmin,
und sannnen und sannnen und sprachen kein Wort,
denn — morgen früh wollte der Jüngling fort.

Und sie atmeten beide tief und schwer,
auch der Major, liebte Rosalien sehr;
doch sie war eine Preußin, er ein Franzos' —
Lieb' und Vaterland! — sein Kampf war groß.

Er faßt ihre Hand und drückt sie heiß,
und sie erwidert den Druck so scheu und leif':
„Herr Major, was drückt ihr meine Hand?
Weiß davon euer Vaterland?“

Da ruft der Major: „Ich trag's nicht mehr!
Rosalie, ich liebe dich gar zu sehr,
und zöge mich nicht, wie mit Ketten, die Pflicht,
ich verlasse dich immer und ewig nicht!“

Und das Mädchen seufzt: „Was hilft uns das?
Uns trennt für dies Leben der Völker Haß!
Auch ich lieb' euch herzlich, edler Major!“ —
Und Tränen quollen aus ihrem Aug' hervor.

Da stürzte der Jüngling vor sie hin:
„Mach' nicht, daß ich meinem Vaterland treulos bin!
Folg' mir nach Frankreich! Du bist ein Weib,
kannst deinem König nichts nützen mit Blut und Leib!“

Doch das Mädchen schaut' ihn an mit adligem Blick
und strich ihre goldenen Locken zurück,
und drückte ihm ernst und bedeutsam die Hand:
„Treue schwur ich meinem Vaterland!“

Ich ehre an euch die Vaterlandstreu,
und ihr wollet, daß dem meinen ich treulos sei?
Nimmermehr; ehe brech' im unendlichen Schmerz,
in marternder Sehnsucht mein liebend Herz.

Von meinem Preußen sag' ich mich nimmer los,
auch ihr mögt bleiben ein echter Franzos!
Der Tod erst binde das heilige Band
für's große gemeinsame Vaterland!"

Sie sprach's. Ernst schaute d'rauf der Major
zu den funkelnden Sternen am Himmel empor:
„So sei es! Zeuge ist uns der Vater der Welt,
der die Sternlein anzündet am Himmelszelt!" —

D'rauf gingen sie schweigend zurück in's Haus,
und der Major erkor sich zwei Pferde aus,
und schied früh mit Tränen und ritt so stumm
neben dem Alten daher und sah sich nicht um.

Sie ritten drei Tage — da war der Major
endlich wieder bei seinem wackern Korps.
Dort freuen sich die Krieger seiner Wiederkehr,
als ob eine Schlacht gewonnen wär'.

Doch er hat ihrer Freude nicht acht,
und sehnt' sich drei Monden umsonst nach der Schlacht.
Da nahte endlich auf herbstilllichem Plan
die Leipziger Völkerschlacht heran. —

Bei Probsthaide am Bivakfeuer war
der Major gelagert mit seiner Schar.
Der Herbstwind schnitt kalt über die Flur
und Nacht umflorte die weite Natur.

Die Krieger am Feuer saßen so stumm,
ihre Rosse hielten um sie herum.
Sie machten die Rechnung mit ihrem Herrgott,
die Schlacht war so nahe, so nahe der Tod!

Stumm lehnte am Rosse der tapfere Major,
und blickte wehmütig zum Himmel empor,
als fragt' er die Sterne: „Wie wird es ergeh'n!
Werd' ich morgen Abend euch wiederseh'n?"

Und sie lagen am Feuer und hielten die Wacht,
da tönten die Glocken ringsum Mitternacht,
und sie hüllten sich tief in die Mäntel hinein
und beteten still und schlummerten ein.

„Schlast sanft, ihr Getreuen! Wohl mancher von euch
ist am Abend vielleicht schon im himmlischen Reich.

„Mich flieht der Schlummer,“ — so seufzt der Major, —
„als stände mir morgen ein Schweres bevor.“

Da klopft' ihn wer hinten auf die Schulter gar leif',
ihm überlief es die Glieder wie Eis;
scheu blickt' er sich um und frug: „Wer da?“
und erschrak, als er jenem in's Angesicht sah.

Das war so gespenstig, so totenbleich,
und er erkannte den gräßlichen Klopfer sogleich,
und sprach: „Wohlan denn, muß es so sein,
ich folge dir willig; lang' harrete ich dein.“

„Noch nicht!“ — raunte jener ihm heimlich in's Ohr, --
„Aber in dreien Tagen, wackrer Major;
dann sehen wir uns wieder um Mitternacht dort!“
Nach Connewitz wies er, und hui! war er fort.

Und stumm, doch zufrieden, wie nie zuvor,
lehnte jetzt am Rosse der tapf're Major.
D'rauf müßig bis zum dritten Tag
am Bivakfeuer das Frankenkörps lag.

Wie aber gekommen die dritte Nacht,
da sprengte ein Reiter heran mit Macht
und brachte ein Schreiben. Das las der Major
seinen Leuten mit lauter Stimme vor.

Und der Bote sprengte grüßend wieder davon.
Hoch zu Rosse sitzen die Krieger schon,
und rücken stillschweigend mit männlichem Sinn
dem Tode entgegen, nach Connewitz hin.

Sie reiten so stumm, sie reiten so sacht,
gedeckt vom schwarzen Mantel der Nacht,
und reiten zwischen der Feinde Reih'n
fast bis zur Mitte des Dorfes hinein.

Da lüpfen die Wolken ihr dichtes Gespinnst
und der Mond tritt an seinen nächtlichen Dienst,
und Feinde! schreit's nun hier und da —
Sieg oder Tod! — 's sind Beide nah'.

Der Feind gibt Feuer; es schwirrt das Blei
vorn, hinten, zur rechten, zur linken vorbei.
Da ruft der Major: „Kameraden, wohlan!
Mir nach, mir nach, und d'rauf und d'ran!“

Und sie stürzen hinein in der Feinde Gewühl,
— von beiden Seiten der Tod fraß viel, —
und ihre Klingen fallen wie Hagel so schwer,
und sie treiben die Feinde vor sich her.

Hinter'm Dorfe, an der Elster im Buchenwald,
da machte der flüchtige Feind wieder Halt,
und noch einmal schlugen die Franken ihn,
und danken dem Himmel auf den Knie'n.

Und sie blicken alle so ernst und stumm
in ihrem kleinen Kreise herum,
und mancher sucht den Bruder und Freund,
und findet ihn — tot! — tot! — und weint.

„Wo ist der Major? — Da liegt sein Roß.
Hilf Gott, seht her, unser Unglück ist groß!“
Die Krieger ziehen den tapfern Major
tot unter seinem Rosse hervor.

Und noch einmal kehrt ihm das Leben zurück,
und er mustert die Krieger mit lächelndem Blick:
„Wohl wußt' ich's, — Rosalie! Der Tod schlingt
das Band
für's große gemeinsame Vaterland!“

D'rauf neigt' er das Haupt in das gelbende Gras,
und den Kriegern wurden die Wangen naß.
Sie gruben ein Grab und legten ihn d'rein,
und ritten planlos in die Nacht hinein.

Am Ufer der Elster im Erlengebüsch,
da ist ein Grab, so grün, so frisch.
Schlicht ist das Kreuz, das auf ihm steckt,
doch heilig die Leiche, die es deckt.¹⁾

Alljährlich, wenn mit dem Glockenschlag
anbricht der heil'ge Johannistag,
da rollt ein Wagen dumpf und schwer
mit zween Rappen die Straße daher.

Der hält am Grabe und aus ihm steigt
eine Dame bleich und vom Kummer gebeugt,
in schwarzem Gewande; die kränz't das Grab
und betet still und weint sich ab —

Und scheidet nun trauernd vom Bräutigam
und fährt zurück von wo sie kam. —
Wenn aber einst dem Grabe der Johanniskranz fehlt,
dann — sind die zwei Liebenden jenseits vermählt.

1) Als vor mehreren Jahren der Grabhügel vom Wasser zerstört und auch das Kreuz verschwunden war, ergänzte eine unbekannt Hand beides.

7. Die Eselswiese bei Zwickau.

(Die Wiese liegt südlich von Zwickau, unweit der Mulde.
Die Sage redet, von den Jahren 1470—1480.)

Hört, was 'mal Zwickau kurioses geschehen!
Dort war 'ne bezauberte Wiese zu sehen,
d'rauf schoßte der Ampfer, das Gras und der Klee
zu Ellenlänge bei Nacht in die Höh'.

Nicht fern in rotbeerigter Ebischen Mitte
stand eines armseligen Holzfällers Hütte.
Der hatte drei Esel und doch keine Frau,
d'rum trieb er sie selber alltäglich zur Au'.

Er hatte von jeher gar wenig zu brocken,
und schluckte das Brot sechs Tage lang trocken,
und darbtete und sparte, und lud obendrein
des Sonntags noch Arm're zu Gast bei sich ein.

D'rob war er bekannt in dem ganzen Gebirge
als der arme gutherzige Eselsgürge,
und Arme und Reiche hatten ihn lieb,
und grüßten ihn herzlich, wenn er morgens austrieb.

Die Esel waren seine einzige Freude,
die bezauberte Wiese benutzte er als Weide,
und, bei Lichte besch'n, war nicht Wiese noch Rain,
ja nicht 'mal das winzigste Hälmchen d'rauf sein.

Der Besitzer der Wiese, der ließ es wohl bleiben,
sein Vieh auf derselben zur Weide zu treiben,
denn gräßte das Vieh auf der spukhaften Au',
da wurde die Milch wie ein Indig so blau.

Die Spinnmütterchen sagten, zu ihren Zeiten
hätt' wollen ein Erlprinz 'mal d'rüber reiten,
und wäre gepurzelt und hätte fortan
die Wies' in den Bann böser Geister getan.

Gürgs Esel nur frasen sich dick an dem Grase,
und verbrannten sich doch noch niemals die Nase,
nur sie schor der Bann nicht, als wär von dem Beest
der Erlprinz ein naher Verwandter gewest.

So war denn die Wies' in des Holzfällers Händen,
doch ließ er's auch klüglich bei der Hutung bewenden,
und mähte kein Hälmchen mit der Sichel sich ab,
da hört, welch Wunder sich mit ihm begab!

Es war 'mal bei Nacht ein mörd'risch Gewitter,
der Sturmwind zerknickte die Tannen wie Splitter,

es goß wie mit Mulden, es donnert' und kracht',
und feurige Schlangen durchblitzten die Nacht.

Da streckt auf dem Lager von Binsen und Blättern
sich Gürge, und lauschte den gräßlichen Wetter'n,
da klopft's an des Hüttchens verwittertes Tor;
er hapelt sich rasch aus den Binsen hervor.

Und öffnet die Türe trotz Stürmen und Regen.
Da tritt ihm ein Weib lautstöhnend entgegen:
„Nehmt mich auf unter euer armseliges Dach!
Kann nicht weiter im Finstern, bin müde und schwach.“

Nicht braucht' es bei Gürgen erst lange der Bitte,
gastfreundlich nahm er sie auf in die Hütte,
brachte Brot ihr zum Imbis und Molken zum Trank;
doch sie trank nicht und aß nicht, als wäre sie krank.

Jedennoch es glühten ihr rosig die Wangen,
von der schwarzbraunen Fülle der Locken umhangen
ihr Blick war so heiter, so sanft und so mild,
ihr Antliz der Schönheit vollendetes Bild.

Und Wunder! Trotz Umweg und Regengüssen
war sie trocken vom Kopf bis herab zu den Füßen;
ihr Kleid und ihr Schleier war weißer als Schnee,
und rot die Sandalen, wie purpurner Klee.

Sie schien aus dem Lande der himmlischen Scharen,
eine Tröst'rin. zur Erde hernieder gefahren,
denn es krönt' ihren Scheidel mit flimmerndem Glanz
von unzähligen Strahlen ein goldener Kranz.

Sie saß am Tischchen, versunken in's Sinnen,
Gürge konnte ihr lange kein Wort abgewinnen,
und frug: „Mit Erlaub, wo reiset ihr hin?“
Da sprach sie: „Hinauf, von wannen ich bin!“

Sie blickte empor mit dem Feu'r der Entzückung,
als wär' sie hienieden in göttlicher Schickung.
Das eine frug Gürge noch: „Wollt ihr schlafen bis früh?“
und sie lächelte freundlich: „Ich schlafe nie!“

Na, erst war sie müd' und marode vom Reisen,
und will doch nie schlafen? Was soll mir das heißen?
so dachte jetzt Gürge, und sank auf die Streu,
und sann hin und her, wer die Fremde wohl sei?

Gar schnack'sche Gedanken in wüstem Gewimmel
durchkreuzten sein Hirn. Er befahl sich dem Himmel,
und dachte: „Ein böser Geist kann sie nicht sein!“
und betet' ein Ave, und schlummerte ein.

Das Frührot durchstrahlte der Bretlade Klinfen,
da weckte die Fremd' ihren Wirt auf den Binsen
und sprach: „Lebe wohl, du gutherziger Mann,
und dank dir für alles, was du mir getan!“

Gürge raffte sich auf; sie ein Stück zu geleiten,
und sie gingen selbänder, bis die Wege sich scheiden;
da faßt ihn die Fremde bewegt bei der Hand:
„Ist dir denn mein Antlitz so ganz unbekannt?“

Und Gürge weiß sich das Wort nicht zu deuten,
und schaut ihr in's Auge verblüfft und bescheiden,
und endlich beginnt er: „Wohl muß ich's gesteh'n,
ich hab' schon ein ähnliches Antlitz geseh'n.“

Ihr gleicht, verzeih' mir der Himmel die Sünde,
der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde!“
D'rauf schwieg er, erfüllt von Besorgnis und Leid
als hätt' er den heiligen Namen entweicht.

Doch die Fremde legt' ihm die Hand auf den Scheitel:
„Sei getrost, guter Gürge, dein Glaub' ist nicht eitel.
Ich bin es! — so sprach sie mit lächelndem Blick, —
und bringe vom Himmel dir Segen und Glück.“

Wenn heut' Abend die Esel von der Wiese heimkehren,
wird der Himmel dir Schätze in Fülle bescheeren;
die brauche du gut!“ Sie sprach's, und verschwand.
Und Gürge — ging das über seinen Verstand.

Ihm war's, wie? wußte er selber nicht heute,
tiefsinnend trieb er die Esel zur Weide,
und kehrte zum Hüttchen. Die Neugier trieb ihn
allaugenblicklich an's Fensterchen hin.

Er lugte wohl zehnmal hinaus auf die Wiese,
ob sich etwa der Schatz wo erguckäugeln ließe,
und als nun am Abend heimkehrte das Vieh,
da begrüßt er's so freundlich und froh, wie noch nie.

Er besah sie von der Seite, er besah sie von hinten,
doch an keinem von ihnen war etwas zu finden.
Aber vorne? — Nun, dacht' er, nun wird es erst gut!
Die Mäuler der Esel sie triefen von Blut.

Wär' Gürge nun nicht so erzfromm gewesen,
hätt' der heil'gen Jungfrau den Text er gelesen!
Schätze sucht er, und fand nicht den gläsernen Knopf,
und doch hing er das Maul nur und schüttelt' den Kopf.

Woran aber die Esel sich blutig gefressen,
das konnte sein Holzfällerverstand nicht ermessen,

und war doch auf der Wiese nicht Schlehe noch Dorn,
und auf den Mäulern der Esel drei Zoll dickes Horn!

's ward Nacht, aufzogen am Himmel die Sterne,
d'rum zündet er klüglich die trübe Laterne,
und stolpert — die Neugier ja lies ihm nicht Ruh' —
mit verdoppelten Schritten der Wiese zu.

Und beginnt nun im tauigen Grase zu spähen,
ob er etwa wo könne was Spizes ersehen,
da stach ihm auf einmal 'was tief in den Fuß,
nun fand er des Spizen im Überfluß.

Er bückt sich, und sieht? — Goldene Barren im dunkeln
sieht er ringsum im Grase zu tausenden funkeln.
„Ei Zemine, — schreit er, das viel, viele Gold!“
und hüpfst vor Freuden, und jubelt und tollt.

D'rauf fängt er gleich an, sich gehörig zu mühen,
um einen der Barren aus der Erde zu ziehen,
doch wie in Blei gegossen d'rin stecken sie fest;
und keiner halbzollbreit bewegen sich läßt.

Da läuft er, als lief er auf glühenden Kohlen,
zum Hüttchen, die eiserne Hacke zu holen,
und bringt auch die Esel mit Säcken zu Platz,
daß sie drinnen heimhuckeln den köstlichen Schatz.

Nun ging's an ein graben und hauen und hacken,
auslesen und häufen und sacken und packen,
d'rauf trieb er die Esel belastet zurück;
schwer drückte die Tiere das himmlische Glück.

Und Gürgen war dabei gar schnakisch im Hirne,
der Schweiß troff ihm stromweis herab von der Stirne,
doch ward er nicht müd', und scharwerkte d'rauf los,
bis der Morgen den Strahlensächer aufschloß.

Da wurden auch mählig die Goldbarren dünne,
und Gürge kehrte mit freudigem Sinne
und frommen Vorsätzen zur Hütte zurück,
und besprach mit den Eseln sein endloses Glück.

Freilich lagen die alle drei da wie zerschlagen,
und schien es, als hätten sie das Gold im Magen.
Ja, sonst wählten Esel nur Disteln und Kohl,
und später erst Silber und Gold zum Idol.

Ja, hätte man damals achtzehnhundert geschrieben,
da wär' auch kein Stift in der Wiese geblieben,
und träf' jetzt zwei Brüder solch seltenes Glück,
bräch' einer dem andern dabei das Genick.

Doch Gürge war nicht so. Er dachte: „Ich habe auf Zeitlebens genug von der köstlichen Gabe!“ Er hatt', unter uns gesagt, wahrlich auch g'nug, da der Haufen des Goldes zehn Scheffel betrug.

Und er stand davor mit gefalteten Händen:
„Dank dir, heil'ge Jungfrau! Gut will ich's anwenden.
Will lassen davon eine Kirche bau'n,
ringsum in den Landen nicht schöner zu schau'n!“

Was Gürge gelobte, es ist auch geschehen,
Noch heut' ist die Kirche in Zwickau zu sehen,
gar herrlich und stattlich, und d rin an der Wand
der Holzfäller Gürge, die Peitsch' in der Hand.

Berarmte Tag'diebe und Wüstlinge haben
die Wiese nach gold'nen Barren durchgraben,
und wird sie zweideutig, weil keiner was fand,
die Eselswiese bei Zwickau genannt.

8. Bischof Benno von Meißen.

(Nach seinem Tode versetzte ihn Papst Hadrian VI. 1498 unter die Heiligen, wegen der Wunder, die an seinem Grabe geschehen sein sollten. Er starb 1106 am 16. Juni, also 96 Jahre alt, kurz vor dem Tode des Markgrafen Heinrich.)

1. Die Frösche.

Vor grauen Zeiten ein Häuschen stand
im heiligen Grunde am Bachesrand,
umrankt von traubigen Reben.
Es rieselte wie Demanten so hell
über schimmernde Kiesel ein murmelnder Quell
durch's blühende Gärtchen daneben.

Da d'rin, nach des Amtes Mühen und Schweiß,
fand Bischof Benno, der biedere Greis,
die Ruhe des Geistes wieder.
Des Abends auf moosiger Rasenbank
las er oft in der Bibel andächtig und sang
Gott wohlgefällige Lieder.

Doch öfter vergällt' ihm sein frommes Glück
der unzähligen Frösche Sequak und Sequik,
und stört' ihn im Beten und Singen.
Da sann er oft, wenn die Geduld er verlor,
womit er wohl könnte den lästigen Chor
auf ewig zum Schweigen bringen.

Einst las er. Da quakten die Frösche so laut,
daß er unwirsch vom Buche zum Himmel aufschaut:

„Sib, Herr, daß die Peiniger schweigen!“ —
Und vertrauensvoll liest er d'rauf weiter fort;
da mußte im heiligen Gotteswort
sich himmlischer Rat ihm zeigen.

Es kam unter andern die Stelle) ihm vor,
wo Petrus den Lahmen am Tempeltor
durch die Kraft seines Glaubens geheilet.

„Gefunden! — rief freudig der fromme Mann —
Laut kündet im Herzen die Weihe sich an,
die zum Wunder die Kraft mir erteilet.“

Und er tritt, die Bibel in betender Hand,
vor's Gärtchen, den Blick gen Himmel gewandt,
und, umflossen vom Heiligenschimmer
ruft er bannend: „Ihr Frösche, weit und breit,
verstummt von nun an in Ewigkeit!“

Und die Frösche verstummten auf immer.

Der Greis ist gestorben. Das Häuschen verschwand
im Laufe der Zeiten vom Bachesrand;
doch bis auf die jetzige Stunde
sind die Frösche, wie ihre Voreltern, so stumm,
und hüpfen gar traurig im Grase herum
bei Meißen im heiligen Grunde.

2. Der Backenstreich.

Ein Ratsherr hat ein zierlich Haus
in seinem Weinberg steh'n;
das baute wohl nicht Menschenhand,
das war zu wunderschön.

Es lag hoch oben auf der Höh'
und schaute fern hinaus;
so schöne Aussicht hatte schier
ringsum kein Winzerhaus.

Der Markgraf Heinrich blickte längst
so lüstern darauf hin,
und das Begeh'r danach kam ihm
nun nimmer aus dem Sinn.

Er bot dem Ratsherrn hohen Preis,
er bot ihm schweres Geld;
doch dieser gab das Haus ihm nicht
um alles Gold der Welt.

Der Markgraf bot ihm Amt und Ehr'
und Garten, Wald und Feld;
der Ratsherr gab das Haus ihm nicht
um alles in der Welt.

1) Apostelgeschichte 3, 1—8.

D'rob sinnt der Markgraf hin und her
auf Arglist früh und spat,
und quält bei Tag und Nacht sein Hirn,
bis er's erfonnen hat.

Den Bischof Benno läßt er stracks
entbieten auf das Schloß,
und spricht zu ihm: „Herr, mein Begehr
an euch ist gar nicht groß.“

Ihr seid geübt in Malerei
und kundig aller Schrift:
sollt schreiben mir ein Pergament
mit feinem Silberstift.

Des Inhalts: daß des Rats Herrn Haus
mit samt dem Weinberg d'ran
mein eigen ist; und danach hängt
falsch Siegel untenan.

Und macht, daß solches Dokument
recht alt und echt erschein';
es soll, ich schwör's beim höchsten Gott,
nicht euer Schaden sein.“

Der Bischof sah den Markgraf an
betroffen und verstört:
„Herr Markgraf, wollte Gott, daß ich
nicht hätte recht gehört!“

Ihr sinnt auf argen Lug und Trug!
Was soll das Dokument?
Bedenkt, das ungerechte Gut
tief in die Seele brennt.

Ihr handhabt die Gerechtigkeit
und denkt auf solche Greu'l?
Verkauft um zeitlichen Gewinn
nicht eurer Seele Heil!

Mit Ehren ward ich alt und grau,
und schrieb ich solche Schrift,
allmächt'ger Gott! es brennte mir
in meiner Hand der Stift.

Mein Urteil unterschrieb' ich dann
für Zeit und Ewigkeit.
D'rum, Herr lass' ab von dem Begehr
und ungerechtem Streit.“

So spricht der Bischof. Finster schaut
ihn d'rauf der Markgraf an

und grollt: „Ihr geht hier zu genau,
und seid ein schwacher Mann.

Bedenkt es euch bis morgen noch
und gebt mir dann Bescheid.“
Der Bischof spricht: „Was recht und gut,
bleibt's morgen so wie heut'.“

Der Markgraf redet hin und her,
und redet her und hin,
der wackre Bischof aber blieb
gar fest auf seinem Sinn.

Und finster schaut der Markgraf d'rein
und stampft wild mit dem Fuß,
und schnaubt ihn an: „Zum Teufel denn!
Wißt, wer nicht will, der muß!“

Jedoch den Bischof schreckt das nicht;
Ihn schützt sein heil'ger Stand,
und ruft er dreist: „Ihr zwingt mich nicht,
ich steh in Gottes Hand.“

Ob solchem Wort zum Zähzorn flammt
des Markgrafs Arger auf.
Er schlägt den Bischof ins Gesicht
und stürzt von dannen d'rauf.

Der Bischof aber ruft ihm nach:
„Weh' euch, ich ford're euch
in einem Jahr zur Rechenschaft
ob diesem Backenstreich!“

Tag's drauf der Markgraf zog weit weg
zu Kaiser Heinrichs Heer,
und dachte bald an diesen Streit
und Bennos Wort nicht mehr.

Da kommt durch einen Boten ihm
von Meißen einst die Mähr',
daß Bischof Benno gestern Nacht
in Gott entschlafen wär'.

Da denkt er wieder an den Greis
und an den Backenstreich,
und reuevoll ward's ihm um's Herz
und bange allzugleich.

Und fröhlich sah ihn niemand mehr,
er ward so still und stumm,
und ritt einsam im öden Forst
wohl Tage lang herum.

So gingen ihm vier Wochen hin,
da kehrt' er 'mal vom Feld
bei Nacht zurück, und legte sich
flugs schlafen in sein Zelt.

Er schlief so schwer bis Mitternacht,
da kam's ihm vor im Traum,
als ständ' im dunkelrotem Feu'r
des Zelt'es ganzer Raum.

Und drinnen stand des Bischofs Geist,
am Haupt den Sternenkranz,
in linker Hand den Bischofsstab,
in rechter die Monstranz.

Die ganze drohende Gestalt
sah fahl und totenbleich,
nur noch die linke Wange war
rot von dem Backenstreich.

Der Geist hub an mit dumpfem Ton:
„Wie brennt die Wange rot!
Drei Tage fehlen noch am Jahr,
dann kühlt sie euer Tod!“

Der Markgraf krümmt sich in der Angst,
und jammert Ach und Weh!
Der Tag bricht an. Der Markgraf kam
nie wieder in die Höh'.

Krank hielt ihn nieder im Gezelt
der Schreck ob dem Gesicht,
und in der dritten Nacht mußte er
vor Gottes Strafgericht.

9. Die Mordgrube bei Freiberg.

(Die alte Mordgrube, Fundgrube, ist eine gewerkschaftliche Grube zwischen Berthelsdorf und Erbisdorf auf dem obern Brande. Als die Zeit nachstehender Begebenheit gibt Möllers Chronik von Freiberg das Jahr 1350 an.)

Gut stand's um die Gruben im Freiburger Gau,
d'rin fand man des Silbers in Menge;
die Freude d'rob trug man gar offen zur Schau
des Sonntags bei lautem Gepränge.
Da wallte der Hauf
zur Schenke hinauf;
dort mußte ein Fiedler flink geigen
zum Reigen.

Und wenn sie nun tanzten und lärmten und schrie'n
in wilder, unbändiger Freude,

Da warnte der Fiedler, dem Sünde es schien,
und sprach: „Nur gemacht, lieben Leute!
Ihr treibt es schier
zur Ungebühr;
habt Acht, bald kommt nach den Freuden
das Leiden.“

Doch da höhnete seiner die lärmende Schar,
und tobte und tollte nur schlimmer,
und der Fiedler mit lockigem Silberhaar
schweigt still und warnt sie nimmer,
und unwirsch geigt
er fort und streicht,
als sollte der Bogen die Saiten
zerschneiden.

Da zogen des Weges heran von fern
zwei Männer mit sorglicher Schnelle,
ein Priester, im Arme den Leib des Herrn,
und sein Glöckner mit klingender Schelle.
Hell strahlt die Monstranz¹⁾
mit güld'nem Kranz;
Kraft soll sie einem Sterbenden spenden,
zu enden.

Und wie sie heran an den tosenden Reihn
und die lärmenden Häuer gekommen,
da schellte der Glöckner so feierlich d'rein,
daß sich beugen die Knie der Frommen.
Und der Fiedler sich neigt,
sein Knie sich beugt,
daß der heilige Leib nicht der Ehre
entbehre.

Doch die Tänzer, sie kümmern sich wenig darum,
und lassen den Reigen nicht stören,
und der Glöckner schellt wieder, doch keiner ringsum
will die heilige Mahnung hören. —
Da weicht der Grund,
auftut sich ein Schlund,
und die Schar hat die Strafe gefunden
tief unten.

Die Erde, soweit sie die Tanzenden trug,
war in's bodenlose gefallen,
nur dumpf aus des Trichters tief unterstem Bruch
hört man Stöhnen und Ächzen erschallen.
Von der Hohlung Rand
nachstürzt das Land,

1) Monstranz ist das meist sehr kostbare Behältnis der geweihten Hostie. Beim Vorzeichen klingelt der Sakristan oder Glöckner dreimal.

und Erdschollen die Frevler bedecken
mit Schrecken.

Vom wankenden Hügel mit bleichem Gesicht
rief der Fiedler. Man half vom Verderben
ihm eilends. Der Schuldlose sollte ja nicht
zugleich mit den Schuldigen sterben.
Doch kaum er stand
auf sicherem Land,
da ging auch der Hügel tief unter
hinunter.

Die Bünge¹⁾ ist öde und bringet nicht Frucht,
tief grub man und konnte nichts finden;
das Erdreich ist vollig,²⁾ Gott hat es verflucht
als die Stätte unsühobarer Sünden.
Kein Mensch entdeckt,
was Gott versteckt:
der deckte mit ewigen Schweigen
die Leichen.

10. Der Rätchenstein bei Annaberg.

(Der Rätchenstein, auch Kädelstein genannt, ist ein minder bedeutender Felsen am Schreckenberge bei Annaberg.)

Der wack're Steiger Günzer schritt
vom Schachte heim zur Hütte.
Kalt blies der Wind, die Kälte schnitt,
d'rum sputet' er die Tritte;
da trat ihn plötzlich einer an:
„Glück auf! Wohin des Wegs, Kumpen?“

Nehm't mich mit euch! Denn sicherlich
wohnt ihr dort auf der Höhe;
bin fremd hier, leicht verläuft man sich
bei solchem tiefen Schnee.
Bald kommt der Tag, bis dahin laßt
mir doch bei euch die kurze Rast!“ —

Der Steiger stutzt. Die Stimme klang
fast wie ein dumpfes Heulen.
Doch spricht er: „Gern will ich so lang'
mein Stübchen mit euch teilen“,
und leuchtet mit dem Grubenlicht
dem Fremdling seitwärts in's Gesicht.

1) Bünge, Binge, Pinge, ist eine kesselartige Vertiefung in der Erdoberfläche, welche dadurch entsteht, daß ein Bruch oder Einsturz in der Grube geschieht und das Erdreich nachrollt.

2) Vollig, gebrech ist in der bergmännischen Sprache soviel als locker, unhaltbar, was gleich nachstürzt, wenn man darinnen gräbt, wie trockener Sand und andere Erdarten.

Das sah so bleich, so sonderlich,
die Züge so verwildert,
die Leidenschaften hatten sich
so gräßlich d'rauf geschildert,
das Aug' war hohl, die Wange fahl,
der Mund verzerrt, der Schädel kahl.

Und schweigend kommen sie zur Stell':
„Mach' auf die Thür, mein Rätchen!“
da wird es in der Stube hell,
d'rauf öffnet schnell das Mädchen:
„Glück auf, lieb' Vater! Ei, du hast
bei dir noch einen lieben Gast!“

Doch als sie den bei'm Lichte schaut,
da schlottern ihre Glieder,
„Hilf, Jesu Christ! so schreit sie laut
und sinkt ohnmächtig nieder.
Da flucht der Gast und flieht geschwind —
der Steiger sorgt sich um sein Kind.

Gott Lob! Eh' noch die Nacht entflo'h'n,
kehrt sie zurück in's Leben:
„Ist jener fort?“ „„Ach, lange schon!““
Da fuhr sie fort mit Beben:
„Den Heil'gen Dank! — Doch, warum hast
du mitgebracht solch' bösen Gast?“

„„Wie so? sag' an, was tat er dir?
kennst du ihn schon seit länger?
Du blickst so scheu! Vertrau' es mir;
wird mir's doch immer bänger!““
Da flüstert sie: „Der mit dir kam,
der Teufel war's, mein Bräutigam!“

Da blickt der Alte bang' sie an:
„„Hilf Gott! du redest irre?““ —
„Nein, niemand hat mir's angetan, —
spricht sie, — nicht red' ich irre.
Doch weißt du nicht, was vor geschah
und was im Morgentraum ich sah. —

Mir träumt', ich lag im Wald und schlief,
da kam jemand gegangen,
grad' wie dein böser Gast, und rief
mich dreimal mit Verlangen,
und nannte dreist mich seine Braut,
mir überließ's wie Eis die Haut.

D'rauf küßt' er mich, ich konnt' im Schreck
kein Fingerlein bewegen,
und küßt' mich dreimal, und hinweg

saust' er im Flammenregen
mit Hörnern, Schwanz und Pferdefuß —
ich Teufelsbraut, ich hab' den Ruß!"

Da schaudert Günzer bleich zurück:
"„Dich trügten deine Sinne!““
„O nein, gesund ja war mein Blick
und deutlich ward ich's inne.
Da, da! Wo kommt der Zettel her,
mit Blut beschrieben kreuz und quer?“

Das Mägdlein las: Ich will die Braut
heimführen in neun Wochen,
um Mitternacht hübsch aufgeschaut,
ich werd' an's Fenster pochen. —
„O Jesu! Macht's das Blut nicht klar,
daß es der Fürst der Hölle war?“

„„Ach, Herr im Himmel, — so begann
lautschluchzend d'rauf der Vater, —
bewahr' mein Kind! — Der Tag bricht an,
ich will zu Schletins Vater,
ihm treu erzählen, was geschah;
gewiß ist Gottes Hilfe nah!““

Er wadet rüstig durch den Schnee,
und kommt nach Schletins Auen,
da kann er von der Schottenhöh'
das Städtlein überschauen.
Vom Pfarrhaus schwankt ein Leichenzug,
den Vater man zu Grabe trug.

Da kehrt er seiner Hütte zu:
„Der letzte Trost verschwunden!
O hätt' auch ich die süße Ruh'
im kalten Grab gefunden!“
und kommt daheim zum Töchterlein!
„Der Vater, ach, man scharrt ihn ein!“ — —

Neun Wochen strichen traurig hin,
kein Auge war' mehr helle,
die Freud' und der zufried'ne Sinn
floh'n schein von Günzers Schwelle.
Da nahte die gefürcht'ete Nacht:
der Steiger fuhr heut' nicht zu Schacht.

Und als der Seiger zwölfe weist,
da klopft es an das Fenster,
und draußen brüllt der böse Geist
tiefheulend wie Gespenster:
„Heraus, du Braut! Mich schmückt ja heut'
das feuerfarb'ne Hochzeitskleid!“

Doch Günzer d'rin hebt zitternd an,
— ihm schwirrt es vor den Sinnen —
„Um Christi Blut, entfleuch, Satan!“
Der brüllt: „„Du Braut da d'rinnen,
neun Wochen Frist. Bedenk' dich wohl,
ob eure Hütte brennen soll.““ —

D'rauf fuhr er unter Schwefelblich
und Donner durch die Tannen. —
Der Alt' erhob sich scheu vom Sitz.
„Gott Lob, der ist zu bannen
durch frommen Spruch! Mein Töchterlein,
ich glaube, wirst nun sicher sein.“ —

„„Ja, wenn nicht in Erfüllung geht,
was er zuletzt uns drohte, —
ach, glaube, Vater, Teufeln steht
die Hölle zu Geboteh;
neun kurze Wochen Frist, und dann
steckt er gewiß die Hütt' uns an!

Für dich, mein Vater, sterb' ich gern,
dann schont er dir die Hütte!““ —
Doch Günzer ruft: „Das sei mir fern,
ei, schade um die Hütte!
Was nützt sie denn? Bist du dahin,
hab' ich nur Gram und Kummer d'rin!“ —

Neun Wochen strichen traurig hin,
kein Auge war mehr helle,
die Freud' und der zufried'ne Sinn
floh'n scheu von Günzers Schwelle.
Da naht die zweite grause Nacht;
der Steiger fuhr heut' nicht zu Schacht.

Und als der Seiger Zwölfe weist,
Da klopft es an das Fenster,
und draußen ruft der böse Geist
tiefheulend wie Gespenster:
„Heraus, du Braut! Schon schwingt die Hand
den unlöschbaren Höllenbrand!“

Doch Günzer d'rin hebt zitternd an:
„Mein Hüttchen ist mir teuer.
Um Christi Blut, entfleuch, Satan!“
Der brüllt: „„Du Braut, sieh', Feuer!
Neun Wochen Frist! Bedenk' dich wohl,
ob auch dein Vater sterben soll!““

D'rauf fuhr er unter Schwefelblich
und Donner durch die Tannen.
Der Alte sank zurück im Sitz,

des Mägdleins Tränen rannen;
da schlug die Lohe in's Gemach
und rief sie aus dem Schmerze wach.

Ohnmächtig weichen sie der Wut
der blauen Schwefelflammen,
und bald, ach, stürzt in voller Glut
die Hütte jach zusammen. —
Wohin nun wenden ihren Schritt?
Tief lag der Schnee, die Kälte schnitt.

Sie schritten jammernd gen Frohnau
und blieben da bei Freunden,
die, als der Schnee schwand, auch zum Bau
der Hütte sich vereinten.
Der Bau ging flink. In kurzem stand
ein Häuschen hart am Waldesrand.

Denn der verbrannten Hütte Flur
war ringsum wie gestorben,
vom Quell im Hofe keine Spur,
die Luft sogar verdorben,
und so kam's, daß am Waldesrand
des Steigers neues Hüttchen stand.

Der Bau ist fertig. Stille Ruh'
kehrt in die beiden Herzen,
doch wiederkehrten auch im nu
die Angst und ihre Schmerzen.
Die neunte Woche war schon da
und, ach, noch keine Hilfe nah.

Der Steiger fuhr mit Tränen an,
er kehrte heim mit Tränen,
und da empfing den armen Mann
sein Töchterlein mit Tränen.
Sie schlichen still und bleich herum;
der Schmerz, er machte beide stumm.

Zuletzt spricht er: „Drei Tage noch
soll ich das Leben haben,
d'rum will ich schaufeln mir ein Loch,
d'rein magst du mich begraben.
Jetzt fahr' ich an, will's mein Geschick,
kehr' ich vielleicht nicht mehr zurück!“

Und heiß küßt er sein Töchterlein,
die läßt der Schmerz nicht sprechen,
sie schluchzt, sie will ihm nach, allein
die Knie zusammenbrechen.
Da sinkt sie hin und weint sich satt,
bis sie der Schlaf bewältigt hat.

Sie sah im fieberhaften Traum
den Teufel an dem Fenster,
rings tanzten um der Hütte Raum
die höllischen Gespenster,
und kollerten durch den Kamin
des Vaters Leiche vor sie hin.

Da schreckt sie auf, blickt scheu um sich
und stürzt in höchsten Nöten
auf ihre Knie, recht inniglich
zum lieben Gott zu beten:
„Ach hilf, ach hilf, o Jesu, mir!
Bin schuldlos ja, kann nicht dafür!“

Und sieh', im ros'gen Scheine schwebt
ein Knäblein durch die Türe,
und flüstert süß: „Dein Heiland lebt;
folg' mir, daß ich dich führe!“
Und jede Furcht ist von ihr fern,
sie folgt dem Himmelsboten gern.

Nie sah sie solchen Wunderreiz;
denn, ei, Goldlocken flossen
von seinem Nacken, und ein Kreuz
hielt fest sein Arm umschlossen:
so schleierdünn die Flügelein,
und um das Haupt den Heil'genschein.

Er schien ihr Gabrielis Bild,
den Günzer im Christgärtchen
mit aufgestellt, der Wache hielt
bei'm Jesuskind am Pförtchen,
und mit dem Lichtlein in der Hand
gleich vorn im Hirtenstalle stand.

Und durch die Tannen ging der Weg,
voran das lichte Wesen,
da bahnte sich von selbst ein Steg,
der früher nie gewesen,
d'rauf schlug an wackliges Gestein
mit seinem Kreuz das Engelein.

Da tat der Fels sich willig auf;
nun gingen sie durch Cänge
bergunter bald, und bald bergauf,
die Quere und die Länge,
und am hellfunkelnden Kristall
brach sich der Tritte Widerhall.

Sie kamen an ein silbern Tor;
dort standen sieben Greise
mit Silberbärten rings davor,

die öffneten ganz leise,
und leise schwebt der Engel ein,
noch leiser Rätchen hinterdrein.

Was sah sie da? Ha, welcher Glanz!
Da lag die Frau der Berge,
zu ihrem Haupt ein Sternenkranz,
zu Füßen sieben Zwerge,
die beteten. Die Meist'rin schlief,
als sie der Engel munter rief.

Sie hob im silbernen Gewand
sich auf vom Ruhebetten:
„Was suchst du hier in meinem Land?
Kennst du auch diese Stätte?“
Ihr Auge glüht, ihr Antlitz trug
wohl düstern Ernst in jedem Zug.

Doch sonder Furcht der Engel sprach:
„Du sollst der Dirne helfen;
der Geist der Hölle stellt ihr nach
um morgen Nacht nach zwölfen.
Mich sendet der Gott, den du kennst,
und dessen Magd auch du dich nennst.“

Da neigt die Frau sich still und winkt
der sieben Zwerge einen,
und der aus einer Urne bringt
ein Kreuz von Edelsteinen:
„Trag' auf der Brust dies allezeit,
dann bleibt der böse Freier weit.“

Der Zwerg am Kleid das Mägdlein zieht,
sie mit dem Kreuz zu schmücken,
und die, obgleich sie vor ihm kniet,
muß sich noch zu ihm bücken,
so klein war er; doch war er flink,
im nu das Kreuz am Kettlein hing.

Da sprach der Engel: „Gottes Dank
dir, hohe Frau der Berge!“
D'rauf unter leisem Geistersang
entlassen ihn die Zwerge,
und bei den Greisen still vorbei
die Gäng' entlang geh'n rasch die zwei.

Und kommen endlich durch den Spalt
in's Freie auf die Felsen,
die sich mit magischer Gewalt
jäh durcheinander wälzen,
da küßte Rätchens Stirn und Hand
gar sanft ihr Führer und verschwand.

Da stand das Mägdlein in der Nacht
ihr flirrt' es vor den Sinnen,
sie wähnt, sie sei vom Traum erwacht,
doch wird am Kreuz sie 's innen,
daß alles wahr, was sie geseh'n,
und was so weit mit ihr gescheh'n.

Hell strahlt das Kreuz im Purpurschein
und leuchtet ihrem Schritte,
sie klettert nieder vom Gestein,
eilt durch der Tannen Mitte
heimwärts den Pfad. Ihr war so leicht,
ihr Auge nimmer tränenfeucht.

In ihrem Häuschen war noch Licht,
der Vater in der Stube.
"Ei Vater? Warum bleibst du nicht
bis früh in deiner Grube?
's ist noch nicht spät nach Mitternacht,
so sprich, was hat dich heimgejagt?"

Da blickt der Steiger stier sie an:
"Wo bist denn du gewesen?
Kannst du, daß Sünde ich getan,
mir nicht im Auge lesen?
Schau hier den goldnen Jesus Christ,
weist du, daß er gestohlen ist?"

Das Mägdlein schaudert: „Und woher
hast du das Bild bekommen?“
Der Steiger spricht: „Im Schacht lag er,
hab' diebisch ihn genommen.
Doch du, gab dir das Kreuzchen da
der böse Freiersmann etwa?“

Wie die nun schuldlos froh begann
das Wunder zu erzählen,
da hört der Steiger ernst sie an,
denn bange Zweifel quälen
im Herzen ihn. Noch war ihm neu
Anehrlichkeit und Dieberei.

Und wie sie nun zum Ende kam,
da ruft er: Meinem Kinde
gabst du, o Gott, was ich mir nahm,
verzeih' mir meine Sünde!“
Und weinend drauf begann auch er
vom gold'nen Kruzifix die Mähr!

„Mein Rätchen, als ich von dir schied,
da schwamm dein Aug' in Tränen,
und ich, ich weinte selber mit,

tät' vaterlos dich wähen,
so fuhr ich tief betrübt zu Schacht,
und schaffte dort bis Mitternacht.

Weil halt'ges Erz ich suchen wollt',
leucht' ich herum im Dunkeln,
da sah ich mir von reinem Gold
dies Bild entgegenfunkeln.
Ein Jesus Christ! Ich war allein!
der hilft mir! — rasch steckt' ich ihn ein!

Du bist ein Dieb! Das trieb in Hast
mich fort aus meiner Grube,
heim eilt' ich ohne Ruh' und Rast,
da fand ich leer die Stube,
die Türe offen: Ha, dacht ich,
die ist dahin, bald holt er dich!

Doch heut' noch will ich's in der Stadt
dem Oberzehntner melden,
vielleicht wird man die sünd'ge Tat
mir nicht so streng vergelten;
Ich war ja nie ein Bösewicht,
und Goldes wegen nahm ich's nicht."

„Ei, sieh doch — also unterbrach
jetzt Kätchen froh den Alten,
nachdem das Gold sie allgemach
an's Lämpchen hingehalten —
sah'st du, was hier geschrieben ist:
Den Gläubigen hilft Jesus Christ!

Und sieh, da steht, ach, ist's denn wahr?
ach, da, da steht dein Namen;
Gott, deine Hilf' ist wunderbar!""
Bewegt rief jener: „Amen!
So ist's denn mein, und stahl ich's nicht,
doch es zu melden, heischt die Pflicht."

Er tat's. Der Oberzehntner schätzt
das Gold mit starren Augen:
„Ei, Günzer, ruft er ernst zuletzt,
das kannst nur du recht brauchen,
das bildete nicht Menschenhand,
der liebe Gott hat dir's gesandt."

Der Steiger, froh ob dem Bescheid,
kehrt zu der Tochter zeitig,
und beide sind seit langer Zeit,
zum ersten Mal heut' freudig.
So naht die dritte grause Nacht,
der Steiger fuhr heut' nicht zu Schacht.

Und als der Seiger Zwölfe weist,
da klopft es an das Fenster,
und draußen ruft der böse Geist
tiefheulend, wie Gespenster:
„Heraus, du Braut! Die Kralle zuckt,
der's nach des Schwähers Schopfe juckt.“

Da tritt das Mägdlein gläubig dreist
ihm mit dem Kreuz entgegen;
doch draußen brüllt der böse Geist:
„Dich, Braut, schützt Gottes Segen;
doch scheitert meine Macht an dir,
des Alten Blut, das g'nüge mir!“

Still betend zeigt der Steiger da
den Jesus Christ am Fenster,
da heult der Böse: „Gott ist nah!“
Nachheulen's die Gespenster.
Schier ward den Beiden d'rinnen bang,
wie fein Geheul die Luft durchdrang.

Die Blitze zuckten, der Orkan
zerbrach die nächsten Tannen,
die Donner huben gräßlich an
den Sturm zu übermannen,
und laut d'rein heult die Höllenschar,
der Bös' entwich auf immerdar. —

Wer nur auf Gott und Christum baut,
dem hilft der Himmel gnädig.
Für immer war die schöne Braut
des argen Freiers ledig,
und die so lang vermißte Ruh'
kehrt sich den Beiden wieder zu.

Und täglich ging um's Abendrot
das Mägdlein zu den Steinen,
in deren Schoß der liebe Gott
die Hilf' ihr ließ erscheinen.
Vort lag sie betend auf den Knie'n,
und dankte Gott und lobte ihn. —

* * *

Schon Farrenkraut und Quendel blüht'
auf ihres Vaters Grabe,
und sie schlich, alt und lebensmüd',
gekrümmt einher am Stabe,
und neben ihr ein wackerer Greis,
wie sie so alt, so silberweiß.

Es war ihr Mann. Der Himmel gab
der Ehe reichen Segen,

drei Enkel konnten schon das Grab
des wackern Ginzers pflegen;
doch stellt den Weg zu dem Gestein
die fromme Alte nimmer ein. —

„Großväterchen, kommt heute denn
Großmutter gar nicht wieder?“
so frug den Greis ein Enkelchen.

Schon sank die Nacht hernieder:
dem Greise bangt's: Sollt am Gestein
so spät noch meine Räte sein?

Er eilt hinaus und sieht von fern,
— die Augen gehn ihm über —
ein Engel, wohl gesandt vom Herrn, —
schwebt zum Gestein hinüber,
und nimmt dort Rätchens Leiche auf,
schaut hold sie an und küßt sie d'rauf.

Und küßt sie dreimal, bindet ihr
das Kleinod dann vom Nacken.
Rings strahlten prächtig wie Porphyr
die öden Felsenwacken:
mit ros'gem Scheine angetan,
schwang sich der Engel himmelan. —

D'rauf naht der Greis sich tiefbewegt
der heil'gen, teuren Leiche,
küßt sie und betet still und trägt
sie heim auf dunkeln Steige,
und weint mit seiner Enkel Schaar
um sie, die allen Mutter war.

Und sprach: „Haut morgen in's Gestein,
wo sie im Herrn verschieden,
ein Grab. Ihr Schlaf wird sanft dort sein;
fand sie ja ihren Frieden
schon einmal in den Steinen dort!“ —
Vollbracht ward treu des Greises Wort.

Vom Steigerhaus ist keine Spur
der Nachwelt übrig blieben,
die fromme Wundersage nur
lebt wie in Erz geschrieben,
und jener grause Fels allein
steht noch; das ist der Rätchenstein.

11. Der Schuster aus Groitzsch.

(Diese Sage fällt in das erste Viertel des siebzehnten Jahrhunderts,
ungefähr 1617, als der Sultan Mustafa I. regierte. Geschichtlich

wahr soll an dieser Erzählung sein, daß ein Groißscher, namens Meyer, in türkische Gefangenschaft geraten, dort das Saffianmachen gelernt und das erste Paar Babusen mit nach Groißsch gebracht hat.)

Im Garten des Sultan Mustafa war beschäftigt der Sklaven unglückliche Schar,
von duftigen Mohn- und Kamelienbeeten
das allesumrankende Unkraut zu jäten.

Der Gärtner ging musternd bald auf und bald ab
und drohte den Trägen mit knotigem Stab.
Nur einer war rastlos; den rief er bei Seite
und bezeigt' ihm darüber die herzlichste Freude.

„Ja, Herr, — sprach der Sklave, — ich mühe mich sehr,
und fällt mir die Arbeit auch eben nicht schwer!
Auch bin ich stets froh; nur eins macht mir Schmerzen:
mein Groißsch und mein Liesel, das liegt mir am Herzen.“

D'rauf frug ihn der Gärtner, woher er denn wär',
und wer ihn gefangen, und mancherlei mehr,
wie alt er jetzt wäre, und wie er sich nenne,
und ob er was anders als gärtnern noch könne.

Der Sklave erwiderte: „Meyer heiß' ich
und Korsen aus Tripolis kaperten mich,
Groißsch war meine Heimat. Ihr werdet's wohl kennen,
man hört es gewöhnlich Pantoffelgroißsch nennen.“ —

Da kratzt' sich der Gärtner am Kopfe und spricht:
„Pantoffelgroißsch? — Nein, das Land kenn' ich nicht.
Doch sagt' mal, ihr seid wohl was rechtes gewesen,
und könnt wohl gar rechnen und schreiben und lesen?“

„Nun freilich, — spricht Meyer, — ich führe den Kiel,
doch besser die Pfieme! Und lesen? — Nicht viel.
Ich bin auch nicht oft in der Schule gewesen,
doch habt ihr was deutsches, das will ich euch lesen.“

Da langte der Gärtner ein Briefchen heraus
und sagte: „Das sieht wie 'was deutsches da aus,
Seht, ob ihr's verstehet! Ich fand es heut' morgen
dort tief in der Liliendolde geborgen.“

Und Meyer entfaltet das Briefchen geschwind,
und ruft: „Ach, herzlichster Herr Gärtner, das sind
gar krißliche Züge so hüben wie drüben,
das hat ein verliebtes Mamsellchen geschrieben!“

Er buchstabiert' und vertürkischte ihm,
was alles da stand in dem Briefe geschrieb'n:

„Du Meyer, — so hieß es, — nur du kannst lesen,
was lang' meines Herzens Geheimnis gewesen.

Ich liebe dich innig, ich muß es gesteh'n;
du wirst nicht das Herz einer Deutschen verschmäh'n.
Der Odaliken¹⁾ schönste, Babuse,
wirft dir sich, um Liebe dich flehend, zu Fuße.“

„Heut' abend im Pavillon harre ich dein!
Da stelle am Piniensbade²⁾ dich ein:
dann wird meine Zofe schon weiter dich führen;
nur laß dich von keinem der Wächter erspüren.

Und sage dem Gärtner, er solle den Plan
verschweigen und fördern, wo immer er kann;
Babusa, die mächtige, werde schon morgen
ihm eine gar reiche Belohnung besorgen.

Noch einmal, du Holder, begehre ich dein,
und lade zur Wonne der Liebe dich ein.
Sei wacker, und harre am Bade im Garten,
und sag' es dem Gärtner, und laß mich nicht warten!“ —

Das hörte der Gärtner mit schmunzelndem Blick
und sagte: „Du, Deutscher, uns lachet das Glück!
Mir werden da reiche Belohnungen fließen,
und du kannst die schönst' Odaliske genießen.“

„Nein, — sagte d'rauf Meyer, — da stimm' ich nicht bei;
der Liesel, der Liesel, der bleib' ich getreu.
Genad' mir der Himmel! He, wenn die erführe,
daß ich mit Ob'lischen hier 'rumkaressiere!“

„Ei, was da! — rief hastig der Gärtner darauf —
bei den Türken hört Treue und Christentum auf!
Jetzt komm' in mein Stübchen und laß uns erwägen,
wie die ganze Geschichte wir machen wohl mögen.“

Er predigte lange noch auf ihn hinein:
„I, so mach' nur! Du wirst doch so'n Esel nicht sein!“
Doch mählig nur konnte sich Meyer entschließen,
in der Treue für's Liesel ein Böckchen zu schießen.

D'rauf führt' ihn der Gärtner beim Mondenschein
ganz leise zum Bade. Dort harrete schon sein
die Zofe, und führt' ihn die Quere und Länge
durch dunkle Platanen³⁾ und Piniengänge.

1) Odaliken, Odaliken, sind die in dem Oda, d. i. in einer Zimmerabteilung
des Serails wohnenden Lustmädchen des Sultans.

2) Pinien, Pineen, eine südliche Kiefernart.

3) Platanen, ein morgenländischer, dem Ahorn ähnlicher Baum mit handförmigen,
spitz auslaufenden glatten Blättern.

Am Pavillon spricht sie: „Da wären wir ja;
schon lange ist meine Gebieterin da.
Geht, eilet; sie wartet! Und seid nur nicht blöde!
Babusa ist heute gewißlich nicht spröde.“

Sie eilte von dannen. Der Schuster hält
die Klink' in den Händen: „Ach, Elend der Welt!
Der Geist meiner Liesel, er mag mir's vergeben;
ich muß ja — es geht ja auf Tod und auf Leben!“ —

Leis' tritt er hinein in das Liebesasyl;
da gab es der köstlichen Dinge gar viel;
für Augen und Ohren, für Gaumen und Nase
war da zu genießen im reichlichsten Maße.

Eine Ampel an goldenen Ketten bestrahlt
eine Venus im Bade, auf Elfen gemalt;
dabei stand ein Tischchen mit vollen Pokalen
und würzigen Früchten in silbernen Schalen.

Den Boden bedeckten Tapeten von Samt,
die Decke war bläulich und golden geflammt,
an den Wänden, nicht ohne heimliches Grauen,
waren Szenen aus Langbeins Schwänken zu schauen.

Der Schuster vollendet stilllachend die Schau,
und beguckt und beschnuppert sich alles genau
und denkt: „Das haben gewißlich die Nonnen
vor Zeiten im Pegauer Kloster erfunden!“

Mein Seele, hier ist es kein Wunderding nicht,
wenn einem zuletzt die Kont'nance gebricht!
Man ist nur ein Mensch und kann stolpern; indessen
mein Liesel, das will ich denn doch nicht vergessen.“

Nach diesem so heilsamen Seelengespräch
wird dennoch die Neugier auf's neu' in ihm reg';
nur schade, die Hälfte des Zimmers entrücken
zwei Vorhänge seinen begierigen Blicken.

„Halt! — denkt er, — hier kommt ein verdecktes Gericht;
hier find' ich gewiß das Ob'liskengesicht!“ —
Er lüpfet den Vorhang, und staunet und zittert,
vom Anblick der reizenden Huldin erschüttert.

Auf schwellender Samtottomane da lag
Babusa so schön wie der werdende Tag.
Wie strahlte sie herrlich im tastenen Kleide,
wie wiegte der Busen das Perlengeschmeide!

Es blühten die Wangen, wie Rosen erblüh'n,
es glühten die Augen, wie Sonnen erglüh'n,

der Mund schien geschaffen, nur Küsse zu geben,
schwarz glänzte das Haar, wie geglättetes Eben.

Und Meyer, als Kenner, gestand es sich zu,
Herr Mustapha habe den richtigen Goût,
und um hier der Liesel getreu zu verbleiben,
da müß' er aus Leibeskräften sich sträuben.

D'rauf hob sich Babuſa allmählich empor,
und trat wie ein Engel zu Meyern hervor,
und lispelte freundlich: „Ich kenne dich, Meyer;
doch woher? Das Geheimnis bewahre ich teuer.

Dir g'nüg es zu wissen, daß du mir bekannt;
auch ich bin aus deutschem, aus schwäbischem Land,
und die Liebe zum Vaterlande hat mich getrieben,
dich schönsten der Jünglinge feurig zu lieben.

D'rum sei nicht so blöde, und setze dich hier,
und trinke und schmause und scherze mit mir!
Der Sultan ist ferne, und kann nicht verhüten,
daß Landesverwandte die Hände sich bieten.“

Sie rückte die Kissen, und teilte das Mahl,
und reicht' ihm den kühlenden Sorbetpokal,
sie zog ihn zum Kusse, sie drückt ihm die Hände,
doch tat er, als ob er sie unrecht verstände.

„Was sträubst du dich, Holder? Sag', bin ich nicht schön?
Wird ein Sklave den Schatz eines Sultans verschmäh'n?“
„Ach, — seufzte da Meyer, — ich darf euch nicht lieben,
ich hab ja mein Herz schon der Liesel verschrieben!““

„Was, Liesel! — — versetzte Babuſa geschwind, —
die weiß ja nicht, das wir beisammen hier sind!“
„So! denkt ihr? sprach Meyer, das ändert die Sachen,
da könnte das Ding sich am Ende doch machen.““

D'rob wurde Babuſa gar lustig und froh.
Doch im Ernste meinte das Meyer nicht so,
und entschloß sich im Stillen, von dannen zu fliehen
und zuvor ihr die Schuh' von den Füßen zu ziehen.

Denn er, als ein tüchtiger Schustergesell,
erkannt' in den Schuhen ein neues Modell,
und kam er wieder zu Hause nach Sachsen,
so konnte ihm großer Gewinn d'raus erwachsen.

Er sah ihr nicht einmal in's holde Gesicht;
sein Auge schien nur auf ihr Füßchen erpicht,

und schmeichelnd bat er sie um das Entzücken.
ohne Schuh die niedlichen Füßchen zu blicken.

Still lachte Babusa, und freute sich sehr,
daß er endlich ein wenig vertraulicher wär',
und streifte die Schuhe nachlässig vom Fuße,
und ward nun erst recht die verliebte Babuse.

Doch Meyern fesselt kein Fuß und kein Arm,
und spricht er: „Mamsellchen, mir wird es so warm!
Mir wird es so schwummrig, als ging's an ein Köpfen,
ich möchte wohl frische Luft einmal schöpfen.

Erlaubt ihr es, geh' ich in's kühle hinaus,
und kurier' mich mit Nachtlust und Mondenschein aus.“
Babusa wohl muß ihm die Bitte gewähren,
und bittet nur, baldigst zurückzukehren.

„Ei freilich, Mamsellchen!“ spricht Meyer gar keck,
stiebigt ihr die Schuhe ohn' Hindernis weg,
und schleicht, wie die Katzen vom Taubenschlag schleichen,
von dannen, die Mauer behend zu ersteigen.

Er tappet und suchet im Garten umher,
wo wohl das Entwischen am leichtesten wär',
und entdeckt eine Feder; von ihren Zweigen
kann er glücklich die Höhe der Mauer erreichen.

Er haspelt sich glücklich hinab von der Höh',
und sagt noch Babusen ein süßes Adieu,
und läuft wie ein Schuster durch dick' und durch dünne,
damit er den Hunden des Sultans entrinne.

So sollte die gute Babusa dich seh'n!
Die muß in den Strümpfen nach Hause nun geh'n! —
So feirt' er im Innern, und wünschte ihr Ruhe,
und drückte an's Herz die gestohlenen Schuhe.

So flieht er drei Nächte, und endlich erreicht
er glücklich ein friedliches Städtchen und schleicht
zum Tore hinein, und eilt, auf den Gassen
sich ja nicht von den Türken erwischen zu lassen.

Doch plötzlich hält ihn ein Muselman an:
„Wohin denn so eilig, du loser Kumpen?
Gesteh' es, du bist ein entlaufener Sklave,
und entgehst nun nimmer der gräßlichen Strafe!“

Da bettelte Meyer den Türken recht schön:
„Ach, liebster Herr Türke, ach, laßt mich doch geh'n!“

Ein Lösegeld kann ich euch freilich nicht geben,
doch möchte ich gerne ein Weilchen noch leben.“

„Das glaub' ich — versetzte der Muselmann schnell —
auch scheinst du zur Arbeit ein starker Gesell,
d'rum, um zu entinnen der gräßlichen Strafe,
so diene ein Jahr lang mir treulich als Sklave.“

Und Meyer, dem's just nicht an Pfiffigkeit fehlt,
hat rasch von zwei Ubeln das kleinste gewählt,
und spricht: „Meinetwegen, doch euer Versprechen,
das dürft ihr mir aber dann auch nicht brechen!“

Der Türk', in deß Hause Saffianen gemacht ward,
beschwört's bei den Houris¹⁾ und Mahomed's Bart,
und nimmt ihn flugs mit sich, als seinen Gesellen
beim Langen und Gerben ihn zu bestellen.

Und Meyer bezeigte da Fleiß und Geschick.
Das sahe der Türke mit freundlichem Blick,
und lernte ihm alle die Vortel gehörig,
und Meyer bewies sich gar flink und gelehrig.

Bald macht er die schönsten Saffiane allein,
und lachte sich heimlich in's Fäustchen hinein;
denn die Kunst im Gehirn, das Modell in der Ficke,
was fehlte ihm weiter zum künftigen Glücke?

Als das Jahr nun zu Ende, da löste sein Wort
der Türke, und gab ihm die Freiheit sofort,
und Meyer socht sich mit felt'nem Geschicke
recht glücklich zur harrenden Liesel zurücke.

Und wie aus der Eb'ne die Vaterstadt steigt,
da wird ihm vor Freuden das Auge so feucht;
flugs eilet er, ohne jemanden zu grüßen,
zum Hause der Liesel mit trabenden Füßen.

Und klopft an's Fenster: „He, Liesel, mach' auf!
Dein Meyer ist da und gesund und wohlauf!“
Die Liesel macht auf. Es umhalsen sich beide,
und küssen sich herzlich, und weinen vor Freude. —

Den Sonntag d'rauf von der Kanzel spaziert,
Meister Meyer mit Lieseln, und wird kopuliert.
In den Schuhen Babusens, auf Meyers Verlangen,
ist die herzige Liesel zur Trauung gegangen.

1) Houris sind die siebenzig wunderschönen Frauen, welche Mahomed den Gläubigen im Paradiese versprach. Bei ihnen und bei Mahomed's Bart schwören, ist bei den Türken der höchste Schwur.

Raum sahen die Leute die türkischen Schuh',
da strömten unzählige Kunden herzu,
und Meyer verstand es, mit türkischen Mustern
ein hübsches Vermögen zusammenzuschustern.

Die Schuh', die er einst der Babusa entwandt,
hat er scherzhaft deswegen Babusen genannt;
und heute noch machen die fleißigen Hände
der Groitzscher Herr'n Schuster Babusen ohn' Ende.

12. Das Kind auf dem neuen Neumarkte zu Leipzig.

(Diese Sage fällt wahrscheinlich in die Zeit des dreißigjährigen Krieges.)

In Leipzig war gar große Not.
der Feind lag vor der Stadt,
und drinnen fehlt' es arg an Brot,
nur wen'ge aßen satt.

Am Neumarkt, hoch wohl unterm Dach,
da lebt' ein Zimmermann,
blutarm, doch fromm und gut, und ach,
der war am schlimmsten d'ran.

Sein Weib gebar bei wildem Schmerz
ein Knäblein wunderschön,
und allzugleich brach ihr das Herz,
sie sollt' ihr Kind nicht seh'n.

Der Vater drückt' das Aug' ihr zu,
stürzt' auf die Leiche hin.
„Weh' mir, o stürb' ich auch wie du!
Ich hätt' des mehr Gewinn!

Hier steh' ich nun so ganz allein,
verhungern muß mein Kind!
Ich will der Qual nicht Zeuge sein,
will eh'r mich weinen blind.“

Da nah't ein Engel ihm und spricht
mit Aeolsharfe ton:
„Verzweifle, armer Vater, nicht:
Gott schüzet deinen Sohn.

Das Knäblein steht in Gottes Hand,
der ist ein treuer Hort,
hat mich zum Troste dir gesandt!“
Er sprach's und schwebte fort.

Da stürzte betend auf die Knie
der arme Zimmermann:
„Ja, Gott verläßt die Seinen nie,
nimmt sich auch meiner an.“

Und wunderbar gestärkt nimmt er
den Kleinen an die Brust, —
da tönet hell von unten her
das Sauchzen wilder Lust.

Der Feind zieht ab, die Not ist aus!
so tönt's die Gass' entlang,
und jubelnd schallt's von Haus zu Haus:
Gott sei es ewig Dank!

Brotwagen unter Hörnerschall
zieh'n fünfzehn in die Stadt,
und jeder ißt zum ersten Mal
seit langen Monden satt.

D'rob wie ein König freute sich
der arme Zimmermann:
„Wie dank' ich Gott, was er für mich
und für mein Kind getan!

Mein Kind kann ich gesättigt seh'n
mit Milch und frischem Brot,
kann wieder an mein Tagwerk geh'n
um's nächste Morgenrot.“ — —

Er geht zur Arbeit Tag für Tag,
und läßt das Kind allein;
Gott will ja, wie der Engel sprach,
sein treuer Hüter sein.

Doch laß nicht, guter Zimmermann,
dein Knäblein so allein!
Gott ist getreu, doch d'rum soll man
nicht unvorsichtig sein.

Wenn du mal abends kommst nach Haus,
und find'st dein Knäblein tot,
dann zank' und schilt dich selber aus,
und had're nicht mit Gott. —

Vom Tagwerk einst müd' und gebückt
schleicht er die Straß' herauf,
zum Fenster seines Stübchens blickt
er still zufrieden auf.

Und sieht, — ihm flirrt es vor'm Gesicht
er glaubt nicht recht zu seh'n, —
sieht sein dreijährig Knäblein dicht
am off'nen Fenster steh'n.

Hilf Gott, wie er sich nieder beugt, —
jetzt faßt der Schwindel ihn, —
er stürzt. — Der Vater sieht's erbleicht,
und sinkt vernichtet hin. — —

Hat das nun Gott, der Herr, getan?
O nein, die Schuld ist dein.
Wirst fürder, du geschlag'ner Mann,
nicht so fahrlässig sein.

Doch steh' nur auf! Dein Kind hängt dort
am Feuerpfannenpfahl.¹⁾

Es lebt. Gott war sein treuer Hort,
und warnte nur diesmal.

Wie aber, wenn es auf's Gestein
zu Tod' gefallen wär'?

Nie könntest du da ruhig sein,
und nimmer fröhlich mehr. — —

Es lebt das Kind. Der liebe Gott
hat seinen Sturz gelenkt,
daß nur drei Spannen über'm Tod
es noch am Kleidchen hängt.

Dicht glitt es nieder an dem Pfahl,
der vor dem Hause stand,
und dieser spießt, spiz wie von Stahl,
das flatternde Gewand.

Der Kleine schreit, der Vater läuft
und drückt ihn an sein Herz,
und küßt den Pfahl, und dankbar schweift
sein Auge himmelwärts.

Er stehet stumm Minuten lang,
das Herz ist ihm so reich,
die Sprache arm für seinen Dank,
dem droben gilt's ja gleich!

Und endlich ruft er: „Gott, der du
so treu bist in Gefahr,
o, rechne mir's dereinst nicht zu,
daß ich so sorglos war.

Gern rief ich's mit gewalt'gem Wort,
so weit die Erde ist,
daß du allein ein treuer Hort
und mächt'ger Helfer bist.

So kann ich's nicht, doch was ich kann,
das bring' ich dir zum Dank,
will müh'n und plagen mich fortan
mein ganzes Leben lang.

Und friste du mir meine Zeit,
bis daß ich's hab' vollbracht,

1) Waren gebräuchlich, eh: man die Straßen mit Laternen erleuchtete.

und was der Tag mir nicht verleiht,
das fordr' ich von der Nacht.

Will darben, bis ich g'nug erspart,
dann muß mein Kind von Stein,
der am Altar geweiht ward,
ein Künstler konterfein'n.

Fest mau'r ich's in die Mauer hier,
dort zeig's der Nachwelt an,
was du, o lieber Gott an mir
und meinem Kind getan." —

Der wackre Mann! Mit regem Fleiß
blieb dem Gelübd' er treu,
verdiente sich mit Müh' und Schweiß
des Kindes Konterfrei.

Am Neumarkt, hoch am Kramerhaus,
ist es noch heut' zu seh'n;
es sieht so sanft und freundlich aus,
als spräch's: Gott grüß' dich schön!

13. Der Reiter ohne Kopf auf dem Ziegenberge bei Zwönitz.

(Diese Erzählung, welche bloße Sage ist, dürfte in das siebzehnte
Jahrhundert fallen.)

„Ei, ei, doch, Babette! Was soll doch der Schmuck?
Ha, ich merke, du willst wohl zum Reigen?
Bleib' heute daheim!“ — Der Vater bat sehr,
doch lockend schallten von d'rüben her
die lustigen Pfeifen und Geigen.

„„Aber Vater, von Grünhain kommt heute mein Mag,
er versprach mir's, zum Tanze geritten.
Wie nun, er käme und hielt mir sein Wort,
und ich bräch' ihm meines und wäre nicht dort?!
D'rum, Väterchen, laß dich erbitten!““

Dem Tränlein im Auge, der streichelnden Hand
kann der Vater nicht widerstehen:
„Meinetwegen, so geh' denn! Doch bleibe nicht lang',
ich weiß nicht, mir ahnet es heute so bang',
als sollte dir Unheil geschehen.“

Das versprach sie mit Freuden und eilte behend
nach dem Wirtshaus zum fröhlichen Reigen,
sie zog's wie mit Ketten, sie eilte gar sehr,
denn lockend schallten von d'rüben her
die lustigen Pfeifen und Geigen.

Sie war Kunzens, des Müllers, einziges Kind,
denn ob der Ehe mit Scharfrichters Rosen,
— was geht auch der Liebe der Reichtum an? —
war ihr Bruder, ein rüstiger Zimmermann,
vom Vater enterbt und verstoßen.

Doch härmte sich dieser gar wenig darum,
er plagte sich redlich sechs Tage,
wenn aber der Sonntag, der siebente, kam,
dann ging er gepuzt, wie ein Bräutigam,
zum Tanz und zum Festesgelage.

Auch heut' war er längst mit dem Weibchen zu Platz
und schwang sie im wirbelnden Reihen:
„Ei, sie doch, Babetten, die Schwester ist da!
Gott grüß' dich! — so sprach er und scherzte, — na, na,
wie wird dein Geliebter sich freuen!“

Sprich, weiß es der Vater, daß du dir den Mag,
den lockern Gefellen erkoren?
Dir zürnt er gewiß nicht; der Förster hat
ja des wichtigen Titels und Geldes satt,
das locket den alten Lören!

Mich hat er verstoßen, verflucht und enterbt,
weil ich wollte mein' Kösel nicht lassen.
Gott mög's ihm verzeihen! Du kannst nicht dafür,
d'rum hab' ich auch keinen Hader mit dir,
und könnte dich nimmermehr hassen!“ —

So sprach der biedere Bruder, und zog
Babetten zum fröhlichen Reihen,
und drehte sie lustig im Tanze dahin,
und küßte und herzt' sie mit schäkerndem Sinn,
als tät' er im Ernst um sie freien!

Da trat der Geliebte zur Türe herein,
und sahe das Herzen und Küssen.
„Ha, treulose Bettel! — so knirscht' er voll Wut —
mir schwurest du Treu' und bist Andern gut,
das sollst du mir fürchterlich büßen.“

Er kannte den künftigen Schwager noch nicht,
und wähnte sich treulos verraten.
Doch stellt' er sich fröhlich und tanzte mit ihr,
dann flüstert er leise: „Komm, folge mir,
hinaus in die grünenden Saaten!“

Nichts ahnte Babette und folgte ihm gern
zum Garten in's Dunkel der Buchen.
Da küßt' er sie: „Nicht war, du bist wohl so gut?“

Ich verlor dort am Berge die Federn vom Hut, —
komm, Liebchen, und hilf sie mir suchen!“

Leicht täuschte die Lüge das harmlose Herz.
Sie gingen in mondlicher Helle
den Grünhainer Weg bis zum Fichtenwald;
da grollte der Förster ein tückisches: „Halt!
Feinsliebchen, hier sind wir zur Stelle!“

„„Nun denn, — erwiderte Babette, — hab' Acht,
bald hab' ich die Federn gefunden!““
„Ha, laß doch die Federn! Was hilft mir der Schmuck?
Erst nimm mir vom Herzen den lastenden Druck!
Viel entscheiden die nächsten Sekunden! —

Babette, ich liebte dich innig und treu,
du schwatztest vom feurigsten Triebe.
Doch führte ein And'rer dich heute zum Reihn,
er küßte und drückte dich obendrein,
sprich, Mädchel, geschah das aus Liebe?“

Da schaudert das Mädchen erschrocken zurück:
„„Was willst du? Aus Liebe? Nun ja denn!““
„Aus Liebe!“ schrie Mar, und schlug an die Stirn,
Verzweiflung durchzuckte sein rasendes Hirn.
„Die Braut hat den Bräut'gam verraten!“

„„Hilf, Heiland, was ist dir geschehen, mein Mar? —
Was treibt dich so jähling zum Schmerze?““
Und sie fiel um den Hals ihm und küßte ihn süß,
doch der Wütende faßte sie grimmig und stieß
ihr das Messer in's schuldlose Herze.

Und sterbend sank sie in's schwellende Gras:
„„O Jesu, was hab' ich verbrochen?““ —
Da beugte Mar jammernd sich nieder zu ihr:
„Babette, du brachst ja die Treue an mir,
die du mir auf ewig versprochen.“ —

„Ha, — stöhnte sie leise, — jetzt wird mir's klar,
die Eifersucht hat dich verblendet!
Mein Bruder war's, — ich ewig — dir treu,
„„Geliebter — leb' wohl!““ — Ein Schmerzensschrei,
und ihr Leben hatte geendet.

Da taumelt der Mörder verzweiflungsvoll auf:
„Ihr Bruder? Sie schuldlos! Wär's Lüge? —
Nein, Wahrheit! — Ich habe unschuldiges Blut
vergossen! Weh, weh mir, in törichter Wut
gemordet mein Glück in der Wiege!“

Weit warf er das blutige Messer hinweg,
umhastete noch einmal die Leiche,
auf die totkalten Lippen den Scheidekuß
noch drückt' er, dann schwankt' er mit schlotterndem Fuß
zurück auf dem Zwöniger Steige. —

Noch schrillten die Geigen, noch lärmte der Reihn,
ihr Bruder tanzte noch immer:
da kam mit scheuem verwildertem Blick
und blutigen Händen der Mörder zurück,
und stürzte wahnsinnig in's Zimmer.

Und trat zum Bruder Babetens und schrie
mit des Wahnsinns verzweifeltm Mute:
„Was bist du so lustig? Das Tanzen laß sein,
und hol' deine Schwester vom Berge herein,
dort liegt sie ermordet im Blute.“

Was gafft ihr? 's ist Wahrheit! Ich hab' es getan.
Mit dem Messer erstach ich das Mädchen.
Auf! führt mich zur Stadt. Ich entfliehe euch nicht,
mich verlangt es so sehnlich nach Halsgericht!“
Und sie führten hinein ihn in's Städtchen. —

Drei Tage vergingen, da sang man der Braut
die kläglichen Todenlieder,
drei Monden, da starrte der Bräutigam,
dem das Richtschwert der Hölle im Herzen entnahm,
vom Rade bei Grünhain hernieder.

* * *

Ein Rosenbusch kündet noch heute den Fleck,
wo die blutige Tat einst geschehen.
Die milchweißen Rosen mit Blute gesprengt,
und die Blätter so traurig zur Erde gesenkt,
hat mancher bei Nacht ihn gesehen.

Dorthinwärts herüber vom Rabenstein
soll der Mörder um Mitternacht reiten.
Den Kopf unter'm Arme durchsprengt er den Wald,
und macht bei dem Rosengesträuche erst Halt,
und verkündet unglückliche Zeiten.

14. Der Hahn in der Spitalkirche zu Großenhain.

(Dieser Hahn, das Wahrzeichen von Großenhain, ist in der Kapelle
des Jakobshospitals vor dem Wildenhainer Tore auf einer Altar-
tafel gemalt.)

Vor'm Wildenhainer Tor im Stern,¹⁾
da dient' ein Hausknecht, recht und schlecht.

1) Der Gasthof zum Stern befand sich sonst vor dem Wildenhainer Tore.

ein

Er stand gar gut bei seinem Herrn,
denn er war ein getreuer Knecht,
und gerne hätte er sein Leben
für seinen Herrn dahin gegeben.

Wer recht tut, kann auch fröhlich sein!
Der arme Jakob war stets froh,
und eins nur kränkt' ihn noch allein,
daß ihn des Wirtes Tochter floh,
ohn' daß er doch die Jungfer Tette
mit irgend 'was beleidigt hätte.

Er hatte Tetten herzlich lieb,
und hätte gern um sie gefreit.
Doch leider, wenig Hoffnung blieb
ihm wegen seiner Dürftigkeit,
zumal, da Tettens Vater wollte,
daß sie nach Gelde freien sollte.

Im Haus des Wirtes war dazu
ein arger Bursch, der Philipp hieß,
und der dem Mäd'el keine Ruh'
auf jedem Schritt und Tritte ließ.
Doch Tette konnte ihn nicht leiden,
und wich ihm seitab schon vom weiten.

Darob entspann in Philipps Brust
sich Eifersucht, und dachte er:
Ein And'rer hat ihr Herz! Du mußt
nur klüglich erst erforschen, wer?
Und er beschließt, ihr ungesehen
auf jedem Tritte nachzugehen.

Er forscht und späht wohl Tage lang,
und weiß so wenig wie zuvor;
da muß 'mal Jakob einen Gang
mit Tetten vor das Meißner Thor.
Nachschleicht Philipp ungesehen,
und kann noch ihr Gespräch verstehen.

„Was weicht ihr — hub Jakob an —
seitab vor mir auf jedem Tritt?
Hab' ich euch was zu Leid getan?
Bei Gott, ich weiß es nicht womit!
Die Andern grüßt ihr schon vom weiten;
warum doch könnt ihr mich nicht leiden?“

„Ach, Jakob, — sprach das Mädchen d'rauf —
du hast mir nichts zu Leid getan;
doch paßt mir Jemand immer auf,
ob ich dich freundlich sehe an,
und will ich mir's nicht merken lassen,
muß ich — doch scheinbar nur! — dich hassen.““

D'rauf Jakob freudig zitternd spricht:
„Was, Jungfer, was verbergt ihr doch?
O, eure Augen lügen nicht —
ihr seid mir gut! Nun hoff' ich noch!“
„Nicht — spricht sie — wollt' ich dir's gestehen,
doch nun, wie Gott will, mag es gehen.“

Da drückt ihr Jakob heiß die Hand,
und schwört ihr freudig ew'ge Treu';
sie schließen ihrer Liebe Band,
und Zeug' ist ihnen Gott dabei.
Der Lauscher, mit geballten Händen,
knirscht: „Gräßlich soll das Blatt sich wenden!“

Kurz vor den beiden kehrt er heim,
und lügt von Weh und Übelkeit,
trinkt Quendeltee und Honigseim,
und geht zu Bett bei guter Zeit,
und harret mit ängstlichem Verlangen,
bis All' im Haus zur Ruh' gegangen.

Und als nun kommt die Mitternacht,
und Alles ruhig schläft im Haus,
da schleicht er sich gar leiß' und sacht
zu seiner Kammertür heraus,
und hält behutsam seinen Oden,
und schleicht in Strümpfen auf den Boden.

Er tritt in Jakobs Kammer ein,
— der lag im Bett in guter Ruh', —
und findet auch bei'm Mondenschein
und nimmt des Hausknechts neue Schuh',
und schleicht mit vorgestreckten Armen
hinaus zum Hause ohne Lärmen.

Berschneit war überall die Bahn,
man konnte jeden Tapsen seh'n.
Dies schickte sich zu Philipps Plan,
den Hausknecht zu verdächtigen;
denn da er dessen Schuh' genommen,
so muß die Schuld auf diesen kommen.

Er zieht die Schuhe hastig an,
und eilt zum Hospitale hin,
und steigt die Mauer still hinan,
und lauscht, ob Alles ruhig d'rin.
D'rauf öffnet er mit Diebsgeräten
ganz heimlich einen von den Läden.

Und steigt hinein, und schleicht sich still
bis in die Kirche, und erfaßt
die Leuchter vom Altar, und will
hinweg damit in scheuer Hast;

da kräht ein Hahn, als wenn er sähe,
was Gräßliches jetzt hier geschähe.

Und dreimal warnend kräht der Hahn,
und Philipp steht in Todesangst,
Doch denkt er: „Ei, was sicht dich an,
daß du vor Hahnenruf erbangst?
Die Hähne krähen oft; deswegen
wird sich hier außen Niemand regen.“

Er eilt davon gar still und leif',
und kommt zum Gasthaus ungesch'n,
und läßt im Schnee recht mit Fleiß
die Tapsen unverstrichen steh'n,
und schleicht mit angehalt'nem Oden
sich leise wieder auf den Boden.

Und legt, der Bube! still und sacht
den Raub in Jakobs off'ne Truh',
und stellt daneben mit Bedacht,
ihn zu verdächtigen, die Schuh'.
D'rauf legt er sich ganz ohne Sorgen
zu Bett, und lauert auf den Morgen.

Raum, daß es noch im Osten tagt,
da klopft der Frohn schon an die Tür,
und ruft: „He, holla, aufgemacht!
Der Dieb ist in dem Hause hier!
Man kann im Schnee ganz deutlich sehen,
wie bis hierher die Tapsen gehen.“

Der Wirt macht auf: „Was soll das Schrei'n?
Ein Dieb? Gewißlich irret ihr.
Doch 's wird sich finden. Kommt herein!
Ich will euch führen; folget mir!“
D'rauf führt er ihn in alle Gaden,
und öffnet willig ihm die Laden.

Und so durchsuchen sie das Haus
nach dem gestohl'nen Kirchengut,
und suchen auch den Boden aus,
wo liebträumend Jakob ruht,
und finden die durchnäßten Schuhe
und auch die Leuchter in der Truhe.

Der Frohn nimmt eilends einen Schuh
und setzt ihn in die Tapsen ein,
und sieh', er paßt genau dazu!
Schnell kehrt er um: „Der muß es sein!“
und reißt den Hausknecht aus den Betten,
und fesselt ihn behend mit Ketten.

Halb wach nur starrt ihn Jakob an,
und denkt, es träume ihm so schwer,

und fragt den Wirt, warum der Mann
so früh zu ihm gekommen wär',
„Nun, — spricht der Wirt, — weil du gestohlen,
ist er gekommen, dich zu holen.“

Da schreit der Hausknecht: „Jesu Christ,
wer trug die Leuchter da hinein?
Ich bin, so wahr Gott Zeuge ist,
unschuldig! Diese Schuh' sind mein,
hab' aber sie an Werktagen,
das wissen alle, nie getragen!“

Doch lachend spricht der Frohn darauf:
„Schon gut! Hier hilft kein Leugnen mehr!“
Er rafft die Schuh' und Leuchter auf,
und stößt den Hausknecht vor sich her,
und zerrt in fluchend an der Kette
zum Turme. Weinend sieht es Jette.

Und niemand in dem Hause weiß,
ob Jakob schuldig oder nicht.
Man hält ihn schuldlos, denn mit Fleiß
übt' er ja immer seine Pflicht.
Doch zeugen gegen ihn die Schuhe
und auch die Leuchter in der Truhe.

Das peinliche Gericht verhört
den Hausknecht. Der beteuert hoch,
daß er unschuldig sei, und schwört,
er wisse nichts. Da aber doch
die Schuhe keinen Zweifel ließen,
ward er erklärt als überwiesen.

So ward der Strang ihm zuerkannt.
Der Wirt verwendet sich für ihn,
doch kann sein Wort ihn nicht der Hand
des peinlichen Gerichts entzieh'n.
Das Urteil auf gewohnten Wegen
geht der Vollstreckung rasch entgegen.

Allmählig sieht es Jedes ein,
das Jakob doch wohl schuldig sei,
nur Jungfer Jette noch allein
spricht ihm von dem Verbrechen frei,
und jammert tief und ringt die Hände,
und klagt und weinet ohne Ende.

Da spricht der Vater streng zu ihr:
„Pfui, schäme dich! Was weinst du?
Hätt' er nicht was gehabt mit dir,
du weintest nicht so sehr dazu!“

Hab's euch schon lang' im Aug' gelesen,
daß ihr mit 'nander eins gewesen."

"Ja — ruft sie d'rauf — was leug'n ich's noch?
Ich bin dem Jakob herzlich gut!
Und stirbt er, nun, so weiß er doch,
was dann die treue Jette tut.
Ist's unten nicht, so sei es oben!
Der Tod — der Tod mag uns verloben!"

Da schrickt der Vater auf und schweigt
und blickt verzweifelnd himmelwärts,
und alle Schranken übersteigt
sein stummer ungemess'ner Schmerz;
auch Philipp spricht von großem Leide,
doch hüpfst sein Herz vor Schadenfreude.

So kommt der Tag der Hinrichtung,
die Schreckensstunde rückt heran.
Wie strömt's zum Galgen, Alt und Jung,
wie lustig wallt's den Berg hinan!
Wie mag doch auf ein Menschenleben
das rohe Volk so wenig geben!

Wie kläglich wimmert das Geläut'!
Jetzt geht er seinen letzten Gang,
gehüllt in's Armesünderkleid,
ihm links der Henker mit dem Strang,
der Geistliche zu seiner Rechten,
und nebenher ein Troß von Knechten.

Beim Stern vorüber geht's. Da stand
am Fenster Jette ihn zu seh'n,
und winkt ihm lustig mit der Hand,
und ruft: „Nur Mut, bald ist's gescheh'n!
Ich folge dir!“ — D'rauf ohne Oden
stürzt sie besinnungslos zu Boden.

Und Jakob hört's mit stiller Lust,
und kommt getrost an's Hochgericht.
Wer sich nur keiner Schuld bewußt,
den schreckt der Strang des Henkers nicht.
Er betet einmal noch zum Himmel
und schauet ernst auf das Getümmel. —

Und spricht: „Wohlan ich sterbe gern;
Gott richtet ja nicht nach dem Schein,
und so's gefiele Gott, dem Herrn,
so könnt' ich noch gerettet sein!
Er gab mir einstens dieses Leben;
ich will's ihm gerne wiedergeben!"

Er spricht's, und will nichts weiter mehr,
und winkt. Der Henker knüpft den Strang —
da springt der Frohn vom Tore her
und hastig durch den Volksgedrang,
und schreit: „Halt ein, um Gottes willen!
Es wird sich wundersam enthüllen!“

Und weiter schreit's das Volk, und weicht
dem Frohn gewillig aus dem Weg;
denn das verstumpfte Mitleid zeigt
sich jetzt in jedem wieder reg'.
Die Menge lauscht im tiefsten Schweigen;
der Frohn fährt fort mit lautem Keuchen:

„Hört, was geschah! Wie jetzt bei'm Mahl
die edlen Herr'n des Rates sind,
da tritt der Sternwirt in den Saal,
im Arme sein ohnmächtig Kind,
und schreit: „Ihr, die ihr ihn gerichtet!
Seht her, die habt ihr mit vernichtet!“

Euch trägt der Schein! Begnadigt ihn,
und rettet mir mein armes Kind!
Wo nicht, wohlan! so nehmt sie hin!
Mich macht vielleicht der Jammer blind,
daß ich das Gräßlichste nicht sehe;
nun geh's, wie's will, wohl oder wehe!“

Er rief's verzweifelnd, und ein Guß
von Tränen schoß von seinem Aug'.
Das Mäd'el lag zu seinem Fuß
so starr und kalt, so bleich und lauch.
Die Ratsherr'n sah'n des Mannes Schmerzen
wohl alle mit zerriss'nem Herzen.

Zulezt der Bürgermeister sprach:
„Gott tröst' euch, guter armer Mann!
Daß euer Knecht die Tat verbrach
da ist kein Zweifel mehr daran,
und wo so sich're Dinge zeugen,
da muß der Richter Mitleid schweigen.“

Denn seh't! So wahr hier dieser Hahn
gebraten in der Schüssel liegt,
und nimmer wieder krähen kann,
und nimmer mehr von dannen fliegt:
bei Gott, so wahr wird eurem Knechte
der Strang zuteil mit vollem Rechte!“

Da, Wunder! taucht der Hahn hervor,
und flattert unter seiner Hand.
und fliegt besiedert hoch empor,
und setzt sich auf der Schüssel Rand,

und kräht dreimal, und legt sich wieder
gebraten in die Schüssel nieder.“ —

So spricht der Frohn. Betäubt auf's Knie
fällt Jakob, und schaut stumm hinauf
zum Himmel, und die Menge schrie
in ihrer Freude jauchzend auf.

Der Henker selbst steht tief erschüttert,
im Aug' ihm eine Träne zittert.

Der Geistliche beginnt darauf:
„Die Unschuld wird nun offenbar!
Jetzt, Gott, jetzt decke uns noch auf,
wer solcher Tücke fähig war,
auf daß er für die schwere Sünde
die wohlverdiente Strafe finde!“

Da drängt sich Philipp wild heran,
ein blankes Messer in der Faust,
und brüllt: „Ich habe das getan,
wovor euch allen also graust!
Den Hahn hört' ich schon einmal krähen;
die Hölle ruft! Es ist geschehen!“

Tief stößt er sich den Stahl in's Herz,
und stürzt dumpf röchelnd in den Sand.
Das Volk blickt schaudernd himmelwärts!
„Gott, das ist deine Rächerhand!“
Und tief ergriffen steht die Menge,
sieh', da erhebt sich ein Gedränge.

Und Zette -- Zette stürzt daher
mit wildem Blick und losem Haar,
und ruft: „Wo ist, was zögert er?“
und wird des Knieenden gewahr,
„ja, Gott, du hast, du hast Erbarmen!“
und liegt ihm sprachlos in den Armen.

Da, freud'gen Blicks zu Gott gewandt,
tritt ernst der Priester vor und spricht:
„Nie trenne fürder Menschenhand,
was Gott verlobt am Hochgericht!
Ich weihe euch in seinem Namen.“
Und alles Volk rief: „Amen, Amen!“

15. Der Gewinneberg bei Taucha.

(Der Gewinneberg, unweit Taucha, sollte wohl der Wynberg heißen
weil hier wahrscheinlich das Schloß Wyn stand, welches die Hussiten
1430 zerstörten. — Nachstehende Sage, welche etwa in das vierzehnte
Jahrhundert fällt, ist die gangbarste von diesem Berge.)

Auf dem Gewinneberge schreitet
ein Geist umher um Mitternacht,

mit bleichem Wolkendunst bekleidet,
und stöhnt und wimmert tief, und läutet
mit einer Schell', und hält die Wacht,
damit er sich den Schatz bewahre,
der in des Berges Innern ruht,
und der, in dunkelrote Glut
aufflackernd, alle hundert Jahre
sich männiglich zu wissen tut.

In Taucha lebt' einmal vor Zeiten,
Mag Wulfrad, ein geplagter Mann,
der mußte öfters Hunger leiden,
weil er mit seinen Handarbeiten
sich nur gar kargen Lohn gewann.
Doch war er g'nügsam und zufrieden,
und hatt' er Salz und trocken Brot,
so dankt' er seinem lieben Gott,
daß er ihm Hilfe stets beschieden,
und Sättigung nach Hungersnot.

Einst schlief er auf dem Binsenlager
in guter Ruh' um Mitternacht,
da tritt ein Geist, gar lang und hager,
im weißen Sterbekleid an's Lager,
und ruft und rüttelt ihn mit Macht:
„Mann, der du still dein Los getragen,
du bist zu großem auserseh'n!
Bevor die Hähne wieder kräh'n,
und uns in uns're Särge jagen,
wird großes Heil an dir gescheh'n.“

Mag bebt, doch sucht er sich zu fassen,
und folgt dem Geist mit bangem Sinn.
Der führt ihn durch die stillen Gassen
und Felder, ohn' ihn ruh'n zu lassen,
nach dem Gewinneberge hin,
und oben auf des Berges Höhe,
da spricht er: „Siehst du dort die Glut?
Wie's blutig brennt? Darunter ruht
der Schatz, seitdem ich spuken gehe.
Merk' auf, und sei auf deiner Hut!

Du sollst — so fährt er fort — ihn heben,
dein ist das Geld von heute an;
doch mußt du Wort und Hand mir geben,
stets also fromm und gut zu leben,
wie du bis diesen Tag getan.
Und wende deine neue Habe
wohl an, und tue deine Pflicht,
sonst findest du dereinstens nicht
die Todesruh' in deinem Grabe,
an der es jetzt auch mir gebriecht.

Schon hundert Jahre sind vergangen,
seitdem ich diesen Schatz besaß.

Ich hatte ihn, wie du, empfangen,
und kann zur Ruh' nun nicht gelangen,
weil ich der Warnung bald vergaß

Ich muß allnächtlich irre gehen,
und bin nun endlich erst erlöst!

Du weißt nun, an welch' Werk du gehst,
und wie es wird mit dir geschehen,
wenn du nicht besser einst bestehst.

Nimm diese Schelle! Trag' sie immer
getreu am Schnürlein an der Brust!

Dich warnt ihr Läuten, daß du nimmer
geblendet von des Goldes Schimmer,
vergift, was du jetzt schwören mußt."

Der Geist hängt ihm die Warnungschelle
um seinen Hals an weißem Band,
und reichet ihm die kalte Hand,
und spricht: „Für Himmel oder Hölle
ist dieser Schwur ein Unterpfaud!"

Und Wulfrad schwört mit inner'm Beben,
stets recht zu tun, mit Wort und Hand.

Der Geist heißt ihn den Kessel heben,
der da, mit Ketten rings umgeben,
in einer Erdvertiefung stand
und spricht: „Geh', lös' ihn von der Fessel,
und trag' ihn dir getrost nach Haus,
und schütte aber nichts heraus,
denn sonst zerspringt der ganze Kessel,
und mit dem Schätze ist's dann aus."

Der Geist — wie solche Geister pflegen —
verschwand ohn' allen Saus und Braus.

Und Mar bat Gott um seinen Segen,
und trug auf den bekannten Wegen
den Kessel wohlgemut nach Haus,
und schüttet dann in Gottes Namen
das blanke Gold in Haufen hin,
und wühlet mit Vergnügen d'rin;

doch keine bösen Lüste kamen
in seinen gottgetreuen Sinn.

Er denkt: Du willst auf Gott vertrauen
und hüten dich vor Übermut,
du willst ihm eine Kirche bauen,
im Land nicht schöner wo zu schauen,
von dem so leicht gewonn'nen Gut.

Und kaum beginnt der Tag zu grauen,
da nimmt er Handwerksleute an,
die fangen flugs nach seinem Plan

am Gotteshause an zu bauen,
weil sie gar reichen Lohn empfah'n.

Mag ist mit seinen Handwerksleuten
so gut und zürnt dem Müden nicht,
und alle hören es mit Freuden,
wenn seine Schelle schon vom weiten
den Matten einen Trunk verspricht.
Dann kommt er selbst heran, und teilet
die Kannen unter ihnen aus,
und zieht wohl viel Gewinn daraus,
denn jeder hat ihn lieb, und eilet
und rafft sich in der Zeit des Bau's.

Der Kirche Dach war noch zu decken,
da wird der Schatz allmählich klein,
und Mag gewahret es mit Schrecken,
und rechnet, daß, solch' Dach zu decken,
der Schatz noch kaum wird g'nügend sein.
Er fängt die Leute an zu treiben,
und zürnt und schimpft und plagt sie sehr,
so daß in kurzem keiner mehr
in seiner Arbeit würde bleiben,
wenn nur wo anders welche wär'.

Sie hören nicht, wie sonst, mit Freuden,
sie hören's ängstlich und erschreckt,
wenn sie das jetzt verhaßte Läuten
der Warnungschelle schon vom weiten
aus jeder kurzen Rastung weckt
Dann kommt der Wüt'rich mit den Riemen,
und quält in seinem bösen Mut
die Handwerksleute bis auf's Blut
und haut sie voll geschwollner Striemen
in seines Argers wilder Wut.

Bloß um nicht zum Gespött zu werden
baut er noch fort am Gotteshaus,
doch, als sich Kosten und Beschwerden
von Tag zu Tage mächtig mehrten,
da baut er es nicht weiter aus.
Er hört nicht mehr der Schelle Warnen,
mit dem Gelübde ist's vorbei,
er läßt sich von der Schwelgerei
und Wollust ungewehrt umgarnen,
und sündigt ohne Scham und Scheu.

Einst schließ er nachts auf weichem Pfühle,
von Trunk und Wollust müde, aus,
da wehte nach der heißen Schwüle
des Julitages eine kühle
Gewitterluft durch's ganze Haus.

Die Donner huben an zu rollen,
und Blitze zuckten fürchterlich.
Du, sichrer Sünder, raff' dich!
Hörst du die Rachedonner rollen?
Wach auf! Dein Ende nahet sich!

Den Trunknen kann kein Donner wecken;
er muß in seinen Sünden fort!
Ein Blitz — es brennt! — Die Mauern decken
des Schläfers Leichnam jach mit Schrecken,
und flackernd fliegt die Flamme fort,
Wie sind die Wolken rot gelichtet!
Den Bau, auf welchem Fluch und Blut
gepeitschter Handwerksleute ruht,
hat Gottes Rächerhand vernichtet
durch ihrer Blitze blaue Glut.

Mag ward am dritten Tag begraben,
und niemand folgte seinem Sarg,
und sagt man, daß drei Mal drei Raben
sein Leichenlied gekrächzet haben,
weil er gelebt so schlimm und arg.
Was von dem Schatz ihm noch geblieben,
das legte jenes Geistes Hand,
der nun erst Ruh' im Grabe fand,
in's Erdloch auf dem Berge drüben,
wo früher schon der Kessel stand.

Auf dem Gewinneberge schreitet
noch Maren's Geist um Mitternacht,
mit bleichem Wolkendunst bekleidet,
und stöhnt und wimmert tief, und läutet
mit seiner Schell', und hält die Wacht,
damit er sich den Rest bewahre
des Schatzes, der im Berge ruht,
und der, in dunkelrote Glut
aufflackernd, alle hundert Jahre
sich männiglich zu wissen tut.

16. Das Vesperlied in Pegau.

(Diese wahre Begebenheit fällt in das Jahr 1644.)

Graf Torstenson, der Schwede, lag
seit Tagen schon vor Pegau's Mauern,
und harrte noch, doch endlich brach
ihm die Geduld zum müß'gen Lauern.
Er drohet schwer; doch, treu der Pflicht
trozt Pegau, und ergibt sich nicht.

Da zürnt der tapf're Torstenson:
„Das soll das Nest mir gräßlich büßen!“

und läßt am nächsten Morgen schon
die Stadt gar fürchterlich beschießen.
Wie qualmt's an allen Ecken auf,
wie flammt's zum Himmel hoch hinauf!

Ha, Feuer hier und da und dort!
Wie fliegt es durch die engen Gassen!
Wie wälzen sich lautknatternd fort,
vom Sturm gepeitscht, die Feuermassen!
Bald frißt die Flamme nimmersatt
die Hälfte der bedrängten Stadt.

Und was das Feuer nicht ergreift,
zerschlägt der dichte Kugelregen,
und wo man geht und steht, da läuft
dem sichern Tode man entgegen,
und d'rin ist Rettung nicht, noch Rat,¹⁾
und draußen Feinde vor der Stadt.

Ernst schaut der tapf're Torstenson
mit stillem Mitleid in's Verderben;
von drinnen hallt ier Jammerton
der Opfer, die im Feuer sterben.
Ha — denkt er schauernd — nimmer fand
ich solch' vermess'nen Widerstand.

Da öffnet sich das Tor der Stadt;
heraus mit feierlichen Schritten,
in weißen Totenhemden, naht
ein Zug dreist durch der Feinde Mitten,
zwölf Knaben, deren Führer war
ein Geistlicher im Amtstalar.

Sie kommen flugs zu Torstenson,
und knie'n um ihn im engen Kreise,
und singen mit bewegtem Ton
das Lied in rührend frommer Weise:
„Wenn wir in höchsten Nöten sein,
und wissen nicht wo aus noch ein.“

Wie steht der würd'ge Ephorus
so tief gebeugt von innerm Harne,
wie fällt er flehentlich zu Fuß
dem Schwedenheld, und ringt die Arme!
„Erhör' des Jugendfreundes Fleh'n,
laß Gnade hier für Recht ergeh'n!“

Und Torstenson steht tiefbewegt,
und schaut stier in des Priesters Züge,

1) Unter den Äußerungen der Verzweiflung ist das fußfällige Gebet eines Bürgers.
„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, segne was du uns bescheret hast!“ psychologisch
merkwürdig.

und spricht bestürzt: „Ha, seh' ich recht?
Walt's Gott, daß dein Gesicht nicht lüge!
Du bist mein Lange! Ja, du bist,
der einst mein Freund gewesen ist!“¹⁾

Er hebt ihn auf, und küßt ihn heiß,
und Tränen nezen seine Wange:
„Ach, guter Lange, — seufzt' er leis', —
Ach, Lange, was bliebst du so lange?“²⁾
Jetzt rasch und meld' es deiner Stadt,
daß Torstenson verziehen hat!“ —

Zum Abschied drückt' er ihm die Hand,
und geht still weinend in's Gezelte,
und eh' noch eine Stunde schwand,
war schon kein Feind mehr auf dem Felde.
Frohlockend dankt die ganze Stadt
dem, der für sie gebeten hat.

Doch der zeigt himmelwärts, und spricht:
„Der droben half, daß mir's gelungen!
Ihn preiset, und vergesset nicht
das Lied, das heute wir gesungen!“
Er sprach's. — Das Lied beginnt derseit
den Vespergottesdienst noch heut'.

17. Doktor Faust in Auerbachs Keller zu Leipzig.

(Die hier erzählte Sage fällt in's Jahr 1523, und noch jetzt ist in Auerbachs Keller ein altes Gemälde davon zu sehen. Dieser Faust ist nicht mit Johann Faust, dem Goldschmied zu Mainz, zu verwechseln, welcher Gutenbergs Genosse zur ersten Buchdruckerei war und schon 1466 starb.)

In einem Keller Leipzigs saß
ein Kleeblatt von Studenten,
die guckten ohne Unterlaß
mit langen Blicken in das Glas,
ihr Räumchen zu vollenden.
Schon wurden ihre Zungen schwer,
doch sangen sie und lärmten sehr,
bis daß sie sich die Lungen
und Kehlen wund gesungen,
und auch zu Ende war der Wein;
da traten zween Herr'n herein.

Der Eine, prächtig ausgestattet,
war Doktor Faust. Der hatte
in Krakau die Magie studiert
und Teufelskünste praktiziert

1) Früher Lehrer im Hause des Generals, oder dessen Unirersitätsfreund.
2) Torstenson's eigene Worte.

im ganzen deutschen Staate,
bis ihm ob solchem bösen Ding
zulezt der Meister Satan fing.

Dem hatt' er sich für drüben
mit seinem Blut verschrieben,
so, daß auf vierundzwanzig Jahr
ein Teufel sein Bedienter war.

Der Zweite, dieser Famulus,
hatt' Augen, wie die Räder,
feu'rroten Rock und Pferdefuß,
am Hute noch zum Überfluß
die lange Hahnenfeder.

Der Kerl hieß Mephistopheles,¹⁾
und konnte Unnatürliches,
und reiste für die Hölle
mit möglichst rascher Schnelle,
und lud auf Erden Groß und Klein
zur Subskription auf drüben ein.

Sein Seelenkauf ging flott; er fand
sogar bei vielen Damen
auch seine Rechnung, und am Rand
der Liste in Frakturschrift stand,
auch Fausts berühmter Namen.

Zu diesem hatt' er sich gesellt,
und reiste mit ihm durch die Welt.

Sie hatten nach Belieben
sich lang' herumgetrieben,
und kamen jetzt von ungefähr
direkt vom Dorfe Rippach²⁾ her.

Studenten, wie das Sprichwort geht,
sind groß in lust'gen Streichen,
und wissen wie man Nasen dreht,
und selbst der heil'gen Fakultät
ist diese Tugend eigen.

D'rum traten kaum die zwei herein,
so fiel es den Studenten ein,
die beiden zu verieren,
und einer von den vieren,
hub also bald zu Fausten an:
„Ihr seid wohl fremd? Man sieht's euch an.“

Faust hatte eben wenig Lust,
hier viel zu demonstrieren,
und winkte seinem Famulus,

1) Mephistopheles, nach Goethe der Fürst der Hölle selbst, der Sage nach aber ein untergeordneter Teufel.

2) Goethes Faust, Seite 136.

der so sein omn' in omnibus,¹⁾
das Wort für ihn zu führen.
Und dieser folgt dem Winke gern,
und feigt gar höflich: „Meine Herr'n,
ja, wir sind fremd, und Preußen,
die jetzt mit Weinen reisen,
und wenn's den Herr'n gefällig wär',
so schafft' ich gleich die Proben her.“

„Ei ja, ei ja, das wünschen wir!
— so riefen die Studenten —
und ist der Wein wie dieser hier,
so werden flugs wir alle Bier
uns an die Herren wenden.“
D'rauf Mephistopheles: „Wohlan,
ich schaffe gleich die Proben an!
Vielleicht kann einer eben
mir einen Bohrer geben,
und noch ein wenig Wachs sodann,
daß ich die Pfropfen machen kann.“

„Wozu den Bohrer und das Wachs?
Ihr wollt uns wohl vergieren?
Herr, hütet euch des Schabernacks,
wir möchten sonst vielleicht uns stracks
handgreiflich revanchieren!“
So droh'n die Biere, doch indeß
sucht jodelnd Mephistopheles
das Werkzeug zum Probieren
im Keller auszuspiiren,
und findet auch mit Teufelsglück
in einem Kästchen Stück für Stück.

D'rauf knetet er in seiner Hand
das Wachs zu kleinen Pfropfen,
und bohrte in des Tisches Rand
vier kleine Löcher und verstand
sie meisterhaft zu stopfen,
und frug: „Was tranken wohl die Herr'n,
just für ein teures Weinchen gern?“
„Liebfrauenmilch!“ ruft einer,
der And're: „Nierensteiner!“
der Dritte: „Ich, Madeirawein!“
der Vierte: „Mein, 's muß Medoc sein!“

„Schon gut!“ — spricht Mephistopheles,
und brummt den Hokuspokus. —
„Jetzt, meine Herr'n, jetzt trinkt; indeß,
vergift ihr auch nur Weniges,

1) Omne in Omnibus, ein Alles in Allem, ein Mensch, den man zu allem gebrauchen kann.

tunc dolor fit hic jocus! 1)
Rasch an ein Loch hält jeder d'rauf
das Glas, und zieht den Pfropfen auf,
und alle werden's innen,
wie schon die Weine rinnen,
und trinken auf der Fremden Wohl,
und schrei'n und jubeln d'rob wie toll.

In solchem dulci júbilo
schweppt einer mit dem Glase,
und ha, der Wein brennt lichterloh,
und flackernd fährt dem Studio
Die Flamme um die Nase.
Helst, Feuer! Helst, die Hölle brennt!
Was soll das heißen? Sapperment!"
so schreien die Studenten,
die Messer in den Händen.
„Bermaledeite Zauberei!
Stoßt zu! Der Kerl ist vogelfrei!"

Doch der mit Zaubersprüchelchen
changiert sogleich die Gruppe;
die wütenden Studenten dreh'n
sich dreimal rund herum, und steh'n
steif wie'ne Kleisterpuppe.
Sie seh'n in ihrem Unglückswahn
einander für Weinstöcke an,
und reden irr, und glauben,
die Nasen seien Trauben,
und heben ihre Messer schon
zur Nasenamputation.

Und wäre Mephistopheles
allein nur dagewesen,
so hätten ohne Weiteres
die Biere sich die Zierde des
Gesichtes weggefressen.
So aber winkte noch zu Glück
ihm Faust mit mitleidvollem Blick,
er möchte von der bösen
Nasomanie 2) sie lösen,
und alsobald, doch gar nicht gern,
gehört der Famulus dem Herrn —

Und knurrt und murmelt wieder was,
und löst des Zaubers Bande.
„Ja, seht, das war ein Teufelspaß!"
so ruft er und besteigt ein Faß
das auf den Rufen stande.

1) Das ist: dann läuft der Spaß schlecht ab.
2) Nasomanie, Wut nach Nasen.

Ein gleiches tut der gute Faust,
und also wohlberitten faust
das Paar hinaus zur Türe;
nach staunen ihm die Biere,
und seh'n nun, das es offenbar,
Gott sei bei uns! † † † der Teufel war.

18. Der Harrasprung bei Lichtewalde.

(Diese Sage, deren geschichtliche Grundlage vielfach bestritten ist, behält den Namen Dietrich von Harras bei. Nach der gewöhnlichen Angabe fällt die Sage in das Jahr 1499, welche Jahreszahl auch die Grabchrift des Ritters Dietrich in der Ebersdorfer Kirche nennt.)

All' Abend zum Ufer der Ischopau geht
der Ritter von Harras.¹⁾ und blicket,
still lauschend in's Weidigt gedrückt,
am Flusse hinunter. Ein Wimpel weht
von Ferne ihm Kunde; ein Mädchen steht
im Nachen, und rudert verwegen
dem wogenden Flusse entgegen.

Der Schifferin scheint der Lauscher bekannt,
sie steuert zum Weidigt hinüber,
und ihr Auge wird ernster und trüber!
D'rauf hängt sie den Nachen mit zagender Hand
an's Gesträuch des Ufers, und tritt an's Land,
und der Ritter springt auf, sie mit Küffen
und heißer Umarmung zu grüßen.

Sie sträubt sich: „O laß mich! Ich komme heut' nicht
mit Freude, zu kosen und herzen,
ich komme mit Jammer und Schmerzen!“
Da schaut ihr der Ritter erschreckt in's Gesicht:
„Was soll das, Sybille?²⁾ Ich verstehe dich nicht!
Was sollen die Klagen und Tränen?
Läßt die Furcht dich ein Unglück wähen?“

„Wollte Gott — spricht Sybille — es wäre ein Wahn,
so gäb' es noch bessere Wahrheit!
Do so, in der gräßlichsten Klarheit
drängt sich das Unglück auf uns an!
Die in den Gräbern sind Schuld daran,
und rächen die irdischen Leiden
nach Jahrhunderten an uns beiden.

1) Die Ritter von Harras besaßen Lichtewalde seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis 1561.

2) Sybille, Fräulein von Schönberg, die Tochter Caspars von Schönberg auf Sachsenburg, ungefähr 1 $\frac{1}{2}$ Stunde von Lichtewalde entfernt.

Heut' folgte mein Vater zum Garten mir nach,
und herzte und drückte mich innig,
und wurde d'rauf düster und sinnig,
und zerdrückt' eine Träne im Auge, und sprach:
'Lieb' Tochter, die Zeit kommt allgemach,
wo ich werde von hinnen müssen,
und möcht' ich geborgen dich wissen.

D'rum suche dir einen Gesponsen aus
nach deines Herzens Verlangen,
er soll meinen Segen empfangen.
Nur einem verschließ' ich als Vater das Haus,
dem Ritter Harras, den wähle nicht aus!
Es möchte sonst unter der Erden
der Schlaf mir verkümmert werden.

Wohl weiß ich, ihr liebt euch, und zürne euch nicht;
der Dietrich ist wacker und bieder,
doch er ist meinen Ahnen zuwider.
Denn auf dem Geschlechte der Harras liegt
meiner Ahnfrau Fluch, wie die Chronika spricht;
den müssen die Schönberge wahren,
sonst sollen sie gleiches erfahren.

Einst gefiel einem Harras der Schönberge Gut,
und ist er als Freier gekommen,
und hat eine Schönberg genommen,
und hat sie im gräßlichsten Übermut
gequält und gepeiniqt wohl bis auf's Blut,
so daß sie das Martern und Plagen
nicht länger mehr konnte ertragen.

Da ist sie gerannt auf den Haustein¹⁾ hinaus,
nur von einer der Zosen begleitet,
und hat sich zum Tode bereitet
und den Gatten verflucht in Verderben und Graus,
so daß alle Sprossen aus seinem Haus
mit dem Namen zugleich das Verderben
und den Fluch einer Sterbenden erben."

Und nie solle fürder eine Schönberg mehr
einem Harras zum Weibe sich geben,
bis dieser auf Tod und auf Leben
im Vollmondschein vom Haustein her
hinab in die Zschopau gesprungen wär'.
D'rauf hat sie verzweifelnd tief unten
in den Wellen ihr Grab gesunden.

Dies ist meiner Ahnfrau heiliger Fluch.
Die Bedingung wird keiner erfüllen;

1) Ein schroffer, 212 Fuß hoher Felsen am rechten Ufer der Zschopau Lichtwalde gegenüber.

d'rum um unsrer Wohlfahrt willen,
laß ab von dem Dietrich; und zeitig genug
wird kommen der Freier unzähliger Zug,
da magst nach Gelüsten du wählen,
mein Jawort soll nimmer dir fehlen."

Sie schluchzt. Der Ritter blickt jammernd d'rauf
und preßt im zermalmenden Schmerze
das Mädchen gewaltig an's Herze:
„Und kannst du auch meine Gemahlin nicht sein,
so bleibet mein Lieben und Leben doch dein,
und daß wir uns meiden sollen,
das wird Gott, das kann er nicht wollen."

Er faßt wehmütig ihre Hand:
„Sprich, soll ich dein fürder entbehren?
Wirst du morgen nicht wiederkehren?"
Weinend reicht ihm das Mädchen ihr Tuch als Pfand
und steigt in den Nachen, und stößt vom Land,
und, ohne das Ruder zu rühren,
läßt sie vom Wasser das Fahrzeug führen.

Der Ritter schaut ihr so traurig nach,
und sieht noch den Wimpel vom weiten,
und den Kahn auf den Wellen entgleiten,
und betrachtet das Tuch. Aus dem Auge brach
ihm ein perlendes Tränlein allgemach;
heim kehrt er im Vollmondschimmer
so ernst vom Flusse, wie nimmer.

Er knüpft das Tuch in den Koller hinein,
und legt sich mit Kummer nieder,
und erwacht mit demselben wieder,
und sitzt tief sinnend im Gaden allein.
Da tritt gar leis' ein Knappe herein:
„Ein Harfner, Herr! Ob's euch gefiele,
daß er vor euch singe und spiele?"

„Er komme! — sprach Dietrich — vielleicht, daß
sein Sang
einlullt die nagenden Schmerzen,
und ruhe bringt meinem Herzen." —

Der Harfner kam; stolz war sein Gang,
sein Antlitz ehrwürdig, sein Bart so lang;
er grüßte den Ritter bescheiden,
und sang in die Klänge der Saiten:

„Was trauerst du, Herz, in der liebenden Brust?
Was magst du dich kümmern und zagen?
O laß es den Sternen dir sagen,
daß dem Himmel dein Lieben und Leiden bewußt.

und zögert das Schicksal dir neidisch die Lust,
magst dennoch nicht sorgen und zagen;
nach Leiden wird Freude dir tagen,"

Der Harfner schwieg. Der Ritter sprang auf:
„Ja, nach Leiden wird Freude mir tagen,
d'rum will ich nicht sorgen und zagen! —
Was ist euer Lohn?“ Der Sänger spricht d'rauf:
„Herr Ritter, mein Weg geht nach Böhmen hinauf,
und bitt' ich statt Lohnes für heute
bis Schellenberg sicher Geleite.“

Dazu ist der Ritter ihm gern bereit,
und befiehlt einem Knechte ohn' Säumen
den Dänen zu satteln und zäumen,
und giebt dem Harfner durch den Wald das Geleit,
und als sie von Schellenberg nicht mehr weit,
dankt dieser dem Ritter. D'rauf scheiden
mit herzlichen Handschlag die beiden.

Der Harras reitet zurück durch den Wald
in der abendlich heimlichen Stille.
und denket an seine Sybille.
Da sprengen zwei Reiter von hoher Gestalt
seitweges herüber, und fernher schallt
ein wildes, verworrenes Rufen
und Gedröhn, wie von stampfenden Hufen.

Die von Schellenberg sind's und ihr reiziger Troß,
die verruf'ne Weglag'ergilde,
und führen nichts Gutes im Schilde.
Es stürzen die zwei auf den Harras los,
der aber wendet sein bäumendes Roß,
und schlägt mit saufendem Schwerte,
den jüngsten der Brüder zur Erde.

Da knirscht der And're, und schäumt und brüllt:
„Das soll mir, bei'm Heiland der Welten,
das soll mir dein Herzblut entgelten!
Haut wacker, ihr Knechte, haut wacker! Es gilt
ein seltenes, lange belauertes Wild!“
So schreit er. Von blitzenden Klingen,
sieht Harras sich dräuend umringen.

Und hebt sich im Sattel, und schwinget das Schwert,
und drängt zum Führer der Rotte,
und reizt ihn mit beißendem Spotte:
„Herr Ritter, was habt ihr denn meiner begehrt,
und weicht mir seitab, und wendet das Pferd?“
Da wurmet dem Räuber die Ehre.
und er setzt sich wütend zur Wehre.

1) Schellenberg, das Raubschloß, ward 1547 durch den Blitz zerstört.

Sie kämpfen und hauen auf Leben und Tod
mit langengewaltigen Streichen,
und keiner dem andern will weichen.
Da sieht sich der Harras im Rücken bedroht,
und das Schwert wird ihm treulos in dieser Not,
der Stahl ist vom Griffe gesprungen,
und er sieht sich zur Flucht gezwungen.

Er schleudert dem Räuber den Griff in's Gesicht,
und packt ihn mit grimmigem Arme,
und drängt ihn zwischen dem Schwarme
der Knechte hindurch, und läßt ihn nicht,
bis er hügellos aus dem Sattel fliegt,
und spornet den Dänen von dannen,
auf den Fersen die feindlichen Mannen.

Und treuer als das Schwert hält aus sein Roß,
die Verfolger bleiben zurücke,
und schon sieht er mit freudigem Blicke,
im Vollmondschein sein rettendes Schloß;
da teilt sich behend der verfolgende Troß,
zu Fuße auf kürzeren Stegen,
dem Ritter den Weg zu verlegen.

Der Harras gewahrt es und weicht seitab,
und verreetet sich in den Gehölzen,
und kommt auf den Hausteinfelsen,
und blickt in die schaurige Tiefe hinab,
daß Roß bäumt zurück vor dem offenen Grab;
und hinten und zur rechten und linken
sieht er feindliche Schwerter blinken.

Er blickt zum Himmel. Der Vollmond schaut
still mahnend auf ihn hernieder,
und er denkt an Sybillen wieder,
und ob's ihm auch vor der Tiefe graut,
's gilt Freiheit und Leben und Liebe und Braut!
Er spornet den Dänen zum Bluten,
und setzt hinab in den Fluten. —

Hoch spricht an den Felsen der tosende Gischt,
das Roß sinkt zerschmettert tief unter,
und mit ihm der Reiter hinunter.¹⁾
Die Wellen scheinen mit Blute gemischt,
der Mond im Gespinnste der Wolken erlischt,
und dem donnernden Branden und Brausen
folgt der Todtenstille Grausen. —

Da rudert ein Nachen den Fluß herauf,
und Sybille kommt, den Liebsten zu sehen,
und kann ihn, ach, nirgends erspähen. —

1) Die Ischopau ist hier zwölf bis vierzehn Ellen tief und acht bis zwölf Ellen breit.

Jetzt hellen die Wolken vor'm Monde sich auf;
aus dem Wasser taucht schwimmend ein Ritter herauf;
und, ha! — bei des Vollmonds Schimmer
erkennt das Mädchen den Schwimmer.

„O Jesu Maria!“ — sie schaudert zurück.
Der Schwimmer rühret die Hände,
und fasset des Nachens Ende,
und schwingt sich hinein. Es schwindelt sein Blick
zu der gräßlichen Höhe des Felsens zurück;
das Bewußtsein kehrt klar ihm wieder
und er sinkt auf die Kniee danieder.

Er betet schweigend, sein Herz ist voll,
und Tränen die Augen ihm füllen,
und stürmisch umhalst er Sybillen:
„Bist mein nun, auf ewig die Meine! Nichts soll
uns trennen. Dem Schicksal bezahlt ich den Zoll,
und was deine Ahnin bedungen,
mir ist es mit Gott gelungen.“

D'rauf erzählt er Sybillen, was mit ihm geschah.
Die hört es und weinet vor Freuden,
und nach Sachsenberg steuern die beiden. ^W
Wie dort sie der Vater des Mädchens ersah,
frug er hastig: „Herr Dietrich was wollt ihr da?
Hat Sybille euch nicht berichtet,
was den Bund eurer Liebe zernichtet?“

Da erzählt das Mädchen dem Vater getreu,
wie Dietrich vom Hausstein gesprungen,
Und sich kaum noch der Tiefe entrungen.
Der Vater steht tief ergriffen dabei,
und fasset die Hände der liebenden zwei:
„Seid glücklich! Der Fluch ist geendet;
Gott hat es zum besten gewendet!“¹⁾

19. Der Greifenstein bei Thum.

(Der Greifenstein, eine halbe Stunde südlich von Thum im Freiwalde, ist ein aus Granitblöcken aufgeschichteter Felsenkegel, der sich in halber Höhe in zwei Teile teilt. — Im ersten Jahrhundert, wo diese Sage spielt, war noch die ganze Gegend ein großer unwirtbarer Wald, nur spärlich von Kohlenbrennern, aber desto reichlicher von Bären und Wölfen bewohnt. Über Böhmen herrschte damals

1) Zum Andenken hing Dietrich in der Ebersdorfer Kirche ein silbernes Hufeisen auf, statt dessen ein eisernes noch jetzt da ist. Das Harras-Monument steht auf der Mundwiese bei einer alten Eiche, dem Hausstein gegenüber. Es ist eine einfache, viereckige Sandsteinsäule, welche auf den beiden Hauptseiten das Wappen derer von Harras, mit Inschriften. „Dem tapfern Springer — Ritter von Harras“, und auf den Nebenseiten einen erhabenen gearbeiteten Sporn und ein Hufeisen zeigt.

Herzog Bratislav, der unter der Regierung Kaiser Heinrichs IV,
erster König dieses Landes wurde.)

Auf dem Söller im rosigen Abendschein
stand Ardliska, die Burgfrau von Greifen;
sie ließ in die nebelnde Ferne hinein
die Blicke so sehrend schweifen:
„Ihr dunkelnden Berge am Himmelsrand,
bewacht mir mein böhmisches Vaterland! —
Was nützt ihr mir Armen, ihr Tränen?
Ihr löscht mir doch nimmer mein Sehnen.“

Da naht ihr der greise Kastellan,
ihr lächelndes Söhnlein im Arme:
„Was kündet der Tau im Auge an?
Was bewegt euch zu solchem Harme?
Noch heut' kehrt euer Gemahl zurück;
was fehlt euch noch mehr zum schönsten Glück?
Und strahlet nicht himmlischer Segen
euch im Lächeln des Kindes entgegen?“

Doch die Gräfin wandte den tränenden Blick
so scheu auf des Knäbleins Züge,
als wär' das gepriesene Mutterglück
nur des Leichtsinns entbehrende Lüge,
und das Kind ergreifend in verzweifelnder Hast,
drückt sie fest an den Busen die teure Last:
„Kannst Lächeln? — Was sündig empfangen,
wird die Höll' einst zum Opfer verlangen! —

Was schaudert ihr alter ehrwürdiger Mann?
Nun ja, ihr kennt nicht die Sünde;
sie schreit den Himmel um Rache an,
d'rum wehe, weh' meinem Kinde!
Das reißt in's Verderben noch zeitig genug
sein mütterlich Erbteil, der Vaterfluch,
das wird mit der Hölle Qualen
die Schuld seiner Mutter bezahlen!

Fünf Jahre sind es, da sah mich der Graf
auf einem Bankette bei Hofe,
der Gemahlin des Herzogs Bratislav
dient' ich damals gerade als Zofe.
Er drückt mir im Tanze so glühend die Hand,
er zog mich mit Hast an des Altars Rand;
sein Kuß, wie Feu'r — ,Dich erwerben! —
schwur er knieend — oder sterben! —

Tags d'rauf, nicht achtend den bitter'n Groll,
der unsere Väter entzweite,
kam Otto, der süßesten Hoffnungen voll,

in prunkendem Freierskleide.
Mir ahnte es gräßlich. Mein Vater lag
an der Sicht danieder im stillen Gemach;
doch als er die Werbung hörte,
da fuhr er aufstobend zum Schwerte.

„Du erfrest dich, Elender, der Dirne Hand
von mir, deinem Totfeind, zu bitten?
Dein giftiger Kuß hat das heilige Band
der kindlichen Liebe zerschnitten.
Dir zieh' ich vor den erbärmlichsten Knecht,
du bist für die feilste Dirne zu schlecht!
In's Verließ mit dir schamlosen Gecken!“ —
Fort stürzte der Junker mit Schrecken.

Und was ich weinte, und was ich bat,
vergebens war Bitten und Weinen.
Zurück hielt mich von der gräßlichsten Tat
nur des teuren Jünglings erscheinen.
Er schlich wie ein Dieb, so leise und sacht,
sich unter mein Fenster um Mitternacht:
„Noch harre, fein Liebchen, bis morgen,
ich entführ' dich, dann sind wir geborgen!“

Die folgende Mitternacht kommt er behend,
legt leise die Leiter an's Fenster;
da wird mir so bange, der Fußboden brennt,
mich umschwirren grause Gespenster.
Doch mein Herz zog mich jähling zum Liebsten hinab,
o Jesu! da donner'ts vom Schlosse herab
und scholl durch die Täler und Gründe:
„Fluch, Fluch dem ehrlosen Kinde!“ —

Wir entflohen glücklich. Der Morgen sah
uns hier in den sächsischen Wäldern;
der Angst nur ledig, wie fühlt' ich da
so schwer den Verlust der Eltern.
Mit der Dämm'ung kam Otto's reiziger Troß,
sie fällten den Wald und erbauten das Schloß;
doch kein Segen von Priesterhänden
kann den Vaterfluch abwenden.“

Sie spricht's. Dem gutherzigen Greise ge'hn
die Augen von Tränen über;
da klingt es von Fern wie Hörnergetön
aus dem Thuner Walde herüber.
Die Rüden bellen, das Jagdhorn schallt,
heim kehrt der Graf vom Tannenwald,
ihm entgegen mit eilenden Füßen
fliegt Ardliska, den Gatten zu grüßen.

Den Schloßberg heran zog der reißige Troß,
beladen mit reichlicher Beute,
voran Graf Otto, hoch zu Roß,
trug ein Mägdlein in dürstigem Kleide;
und wie er sein Weib in der Ferne er sah,
frohlockt' er: „Ein Töchterlein bring' ich dir da!
Den kleinen Engel, dort unten
im Walde hab ich ihn gefunden!“ —

Da drückt die Gräfin das Mägdlein an's Herz,
und heißt es mit Küßen willkommen;
aber plötzlich ergreift sie ein ahnender Schmerz;
„O, möge der Fund uns frommen!“
Doch die Kleine schaute so freundlich d'rein.
„Nein, wirst nicht zum Unheil gegeben uns sein!
Wenn dich gefühllose Eltern verleugnen,
sei unser Kind, gleich dem eignen.“ —

Und sie nahmen das Mägdlein an Kindes Statt an,
und liebten so herzlich es beide,
denn Emma — so hieß die kleine fortan —
wuchs auf zu der Pfliegeltern Freude. —
So waren sechszehn Sommer entflohn,
da eilte Werner, des Grafen Sohn,
gerüstet mit Panzer und Speere,
hinaus zu des Kaisers Heere.

Wie ward ihm die Trennung so bitter und schwer!
Die Tränen, die das Auge ihm trübten,
sie galten den Eltern, der Schwester nicht mehr,
sie rannen der Inniggeliebten.
Zur Liebe reifte die mächtige Zeit
der Geschwister unschuldige Herzlichkeit;
in den Küßen glücklicher Stunden
war der Jugendwahn entschwunden.

Im Kampfe, in blutiger Männerschlacht,
meint' Werner die Holde zu sehen,
all überall bei Tag und bei Nacht
sah Emma den Jüngling stehen,
und der Trennung trotzend, ohn' Ruß und Wort,
brannt' im Herzen der beiden die Flamme fort;
da kehrte der liebende Krieger
zum heimischen Schlosse als Sieger,

Und als nächtliches Dunkel das Tal umfing,
da schlichen die beiden in's grüne,
an den purpurnen Lippen der Jüngling hing,
wie an Eytisusb Blüten die Biene.
Doch wehe, im nimmerfatten Geschwelg'

leerten sie mit den Hefen den Liebeskelch. —
Weint, Jungfrauen, weinet! Dorten
ist euer eine weniger worden. —

Erstickt war auf immer im sünd'gen Genuß
das schuldlose Glück der beiden,
das trauliche Wort, der zufriedene Ruß,
sie wichen der Angst und den Leiden.
Schon keimte der Sünde unselige Saat,
da zog der Junker im Waffenstaat
mit der reißigen lärmendem Trosse
hinweg von der Maid aus dem Schlosse.

Ihn rief zu Hilfe des Vaters Freund,
der alte Scharfensteiner.
Sie müssen scheiden; die Dirne weint.
„Weine nicht, ich denke deiner!
Meine Liebe zu dir ist fester wie Stahl!
kehr' ich heim, flugs werd' ich dein Ehegemahl,
und sollte d'rob Himmel und Erden
in Trümmern geschlagen werden!“ —

Er sprach's, und sprengte in's Tal hinein.
Von der letzten Hilfe verlassen
schleicht Emma in's einsame Kämmerlein,
und weiß sich vor Gram nicht zu fassen,
und ob er auch Treu' ihr geschworen hat,
das Mägdlein wird nimmer des Weinens satt,
und wirft sich auf's Knie, in den Nöten
zur heiligen Clara zu beten.

Sie betet so brünstig. Da knarrt die Tür,
herein mit wütenden Blicken
tritt der Pflegevater, und spricht zu ihr
„Zeit ist's, dich festlich zu schmücken!
Der Tag ist gekommen! Heut wird die Braut
dem Geliebten auf ewig angetraut!
Jetzt schmücke dich, wie ich's befohlen,
will selbst dich zum Altar holen!“

Und klirrend wirft er die Tür in's Schloß,
und ruft im Hofe den Leuten.
Die Dirne schaudert, die Angst ist groß:
„Was soll der Lärmen bedeuten?
Der Tag ist gekommen, heut' wird die Braut
dem Geliebten auf ewig angetraut!
Ha, gelöst sind der Liebe Banden,
ich gestoßen in Kerker und Schanden!“

Anlegt sie sich schluchzend mit zitternder Hand
die schimmernden Kleider und Spangen,
ihr scheint der Sammt wie Leichengewand

von den schlotternden Gliedern zu hängen.
„Doch, reißt auch des Lebens Faden entzwei,
dir, mein Werner, bleib' ich im Tode auch treu!
Mir nur, nicht dir und dem Kinde,
behalte der Himmel die Sünde!“ —

Da tobte der alte Graf herein,
ihm nach die nervigen Schergen!
doch keiner wollte der Henker sein,
sie konnten die Tränen nicht bergen.
„Was steht ihr so müßig? — rief der Graf voll Wut —
Hinweg mit der Meze! Die giftige Brut
hat des Sohnes Herz mir entwendet,
und mein adlig Geblüte geschändet.“

Und er fasset das Mägdlein bei'm goldenen Haar,
und schleudert sie nieder zur Erde:
„Verflucht sei der Schoß, der dich gebar,
verflucht die Brust die dich nährte.
Heut' ist die Hochzeit! Der Altar sei
ein Kerker, der Festgesang Eulengeschrei,
der Brautkranz sei eine Kette,
ein Stein das Hochzeitsbette!“

So rast' er, und schleppte in's tiefste Verließ
die ohnmächtige Dirne hinunter:
„Hier geh' sammt der Brut, die dein Leib mir verhieß,
lebendig begraben unter!
Ich erkannte schon längst die verworfene Tat,
doch der Bube bewachte dich früh und spat;
jetzt, da dir der Hüter genommen,
ist die Rache über dich kommen.“

Schier drohte die modernde Kerkerluft
den wütenden Mann zu ersticken,
rasch eilt' er hinweg aus der scheußlichen Gruft,
und wandte hohnlachend den Rücken.
Die Riegel klirrten so dumpf und bang,
wie Grabgeläute und Totensang.
Ohnmächtig vom Schreck und vom Kummer
sank Emma in fiebernden Schlummer.

Ach, wäre sie nimmer zum Leben erwacht,
nie wäre die Untat geschehen! —
Sie hatte ein Knäblein zur Welt gebracht
bei wilden, unsäglichen Wehen.
Das Kleine wimmert. Der Jammerschrei
treibt die Mutter zur gräßlichsten Raserei,
und der Wahnsinn krampft ihre Hände —
sie schleudert es gegen die Wände!

Da wankten die Mauern; ein Wetterschlag
warf das Sparrwerk des Turmes zusammen,
am schwarzüberflorten Himmel brach
sich blutrot der Schein der Flammen.
Es rollt der Donner, es heulte der Sturm,
laut krachte zur Erde der lodernde Turm,
und die rauchenden Trümmer haben
tief Mutter und Kind begraben. — —

Der Tag bricht an. Mit verstörtem Gesicht
tritt der Graf in den Hof zu den Knechten,
und beginnt ob des Löschens versäumter Pflicht
mit den müßigen Saffern zu rechten.
„Aber, Herr, es kam ja der nächtliche Brand
aus Gottes vergeltender Richterhand!
Die gefräßige Glut, trotz dem Sturme,
ward satt am Gefängnisturme.“ —

Abgruben die Knechte den Schutt und Kies,
und fanden mit bangen Erbleichen
tief unten im eingestürzten Verließ
die beiden zerschmetterten Leichen,
und kommen zum Grafen. Der hört erschreckt,
was die Knechte tief unten im Keller entdeckt,
und bringt mit wahnsinnigem Munde
der Gräfin die Schreckenskunde.

Nun war auf immer die Freud' und Ruh'
aus dem Schlosse der Greisen entwichen;
stumm winkten die Knechte einander zu,
wenn sie über den Burghof schlichen.
Ohne Regung saß der alte Graf,
als schlief er den langen Todeschlaf;
Urdliska zerrauft sich die Locken,
ihr Auge ward nimmer trocken.

Nach zweien Tagen tönt Grabgeläut'
vom Kapellenturme hernieder,
und rings in den Tälern weit und breit
nachhallen die Totenlieder.
Der Junker hört's, als heim er kehrt,
er spornet in ängstlicher Hast das Pferd,
und sprengt' mit dem reizigen Trosse
über Haide und Stoppel zum Schlosse. —

Er hatte für Bruno von Scharfenstein
den völligen Sieg errungen,
den feindlichen Führer im Zweikampf allein
mit kräftiger Lanze bezwungen,
und führte in Ketten den starken Mann,
Graf Kelko, zum Scharfenstein hinan.

Doch der Gefang'ne, trotz Bruno's Grimme,
begann mit fester Stimme:

„Nicht fürcht' ich den Tod, noch der Folter Qual,
doch laßt ihr mir Freiheit und Leben,
so will ich das Kind, das ich euch einst stahl,
zum Danke euch wiedergeben.“

„„Hilf, Jesu! — rief Bruno — wo ist mein Kind!““
„Halt, alter Narr, nicht so geschwind!
Erst muß euer Wort ich haben,
sonst wird es mit mir begraben.“

D'rauf, als der Greis mit Handschlag und Wort,
ihm Freiheit und Leben verpfändet,
da fuhr der Gefesselte also fort,
den Blick nach Burg Greifen gewendet:

„Da trüben weilt euer Töchterlein,
das edle Fräulein von Scharfenstein.
Ich legt' in den Wald sie dort unten,
dort hat sie Graf Otto gefunden!“ —

Da umhalste Werner den glücklichen Greis,
und rief mit schmeichelnden Blicken:
„Eure Tochter, ich liebe sie innig und heiß,
ihre Hand nur kann mich beglücken;
ich führe sie zu euch hierher auf's Schloß!“
Er sprach's und schwang sich auf's wiehernde Roß
und hörte ihr Grablied vom weiten
und die Sterbeglocken läuten.

Und sprengte hinein durch das offene Tor,
und fragte der Knechte einen:
„Wem gilt das Geläut' und der Trauerchor?“
und der Knecht antwortet' mit Weinen:
„Dem Fräulein Emma und ihrem Kind,
die vor dreien Tagen gestorben sind.“
Da stürzt ohne Leben und Odem
der Junker vernichtet zu Boden.

Und als das Bewußtsein ihm wiederkehrt,
da wähnt er geträumet zu haben:
es hätte sein Vater, von Wut betört,
die Braut ihm lebendig begraben,
und wütend fast er den Grafen an:
„Du Rabenvater was hast du getan?
Du hast die Braut mir erschlagen,
ihr Blut wird vor Gott dich verklagen.“

D'rauf schlich er im Wahnsinn sich heimlich hinaus,
und raufte Schierling am Bache,

und der Abend kam da kocht' er daraus
die lebenzerstörende Lache,
und als die Nacht auf die Fluren sank,
da schlürft' er hinunter den giftigen Trank,
in den dämmernden Morgenstunden
hat der Bräutigam die Braut gefunden.

Nach zweien Tagen tönt Grabgeläut'
vom Kapellenturme hernieder,
und rings die Täler weit und breit
nachhallen die Totenlieder.
Über'n Burghof schwankte der Leichenzug,
der den Junker zum Hochzeitsbette trug.
Wie der Mörder, so scheu, vom weiten
folgte Otto den Trauerleuten.

Er trat stierblickend zum Sarkophag,
und schlug mit der Faust sich die Stirne:
„Geduld, mein Werner! Bald folg' ich dir nach,
mich fordert das Blut der Dirne!“ —
Als der Mond am nächtlichen Himmel stand,
da war er hinüber in's Gottesland.
Ihn trieb's, mit eig'nen Händen
sein Leiden und Leben zu enden.

Ardliska hört des Gatten Tod
mit des Wahnsinns verzweifelndem Lachen:
„Ich bin ja die Mörd'rin! Was hat's für Not?
Mich soll es nicht traurig machen!“ —
Da schwebt ihres Vaters Geist herein,
gehüllt in wolkgigten Schwefelschein,
wie erstickende Grabesluft wehte
durch's Gemach die gräßliche Rede:

„Dreifache Mörd'rin: Des Vaters Fluch
ist in grause Erfüllung gegangen.
Dich wird in's Gericht noch zeitig genug
Mann, Sohn und Tochter verlangen!
Deine Seele, gebannt in kalten Stein,
soll dem Gatten auf ewig verbunden sein,
und der sündigen Nachwelt zum Schrecken
werdet beide zu Felsenblöcken!“

Dumpf rollte der Donner, der Geist verschwand,
aus der Erde flackerten Flammen,
die Türme zerbrachen es borst die Wand,
die Gewölbe stürzten zusammen.
Das Schloß mit allem, was drinnen war,
verschwand von der Erde auf immerdar;
der Morgen mit grauendem Scheine
umweht die zwei riesigen Steine.

In schwind'licher Höh' überblicken das Tal
noch immer die beiden Felsen;
das ist Ardliska und ihr Gemahl,
umgürtet von schwarzen Gehölzen.
Dort wandelt Emma um Mitternacht,
das Kind im Arm, das sie umgebracht,
und jammert und weint, und hält mit Verlangen
das kalte Gestein umfassen.

20. Das Wappen der Bienewize in Leisnig.

(Diese Begebenheit fällt den 22. April 1547, wo Kaiser Karl V.
gegen den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmütigen nach
Mühlberg zog.)

Nach Mühlberg zieht des Kaisers Heer,
L und spricht in Leisnig ein;
die Bürger müssen dem Begehre
der Krieger dienstbar sein,
und äßen sie mit Speis' und Trank,
und haben's gleichwohl keinen Dank,
und seh'n am dritten Tag mit Freuden,
die wilden Gäste wieder scheiden.¹⁾

Nur Bienewizen²⁾ wurde fast
der frühe Abschied schwer,
denn Hauptmann Falkenberg, sein Gast,
war gar ein lieber Herr.
Der trat zu ihm, und sprach bewegt:
„Herr Ratsmann, hört! Die Stunde schlägt!
Schon harren auf mich meine Reiter,
's ist keine Frist wir müssen weiter!

Und dank euch, guter, lieber Mann,
und eurem Töchterlein!
Ihr nahmt euch mein so freundlich an,
und Liesbeth pflegte mein.
Da, Jungfer, nehmet dies Geschenk,
und bleibt mein immer eingedenk,
bis ich vielleicht mit unserm Heere
in diese Stadt 'mal wiederkehre.

Weiß Gott, wann mir einmal der Stern
der süßen Ruhe scheint,
doch wie's auch sei, nah oder fern,
ich bleibe euer Freund!

¹⁾ Der Kaiser war der Stadt Leisnig gehässig, weil sie den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmütigen, als er im Januar 1547 den Herzog Moriz von Sachsen in Leipzig belagerte, unterstützt hatte.

²⁾ Nicol Bienewitz war seit 1546 Ratsmann in Leisnig.

„Lebt wohl!“ er spricht's und reißt sich los,
und schwingt sich auf sein wiehernd Roß,
und grüßt sie noch einmal vom weiten;
wehmütig seh'n ihm nach die beiden.

Die Gassen sind schon ziemlich leer,
der Markt ist wieder frei,
da schallt vom Niedertore her
ein freudiges Geschrei.

„Was soll das Schrei'n?“ fragt Bienewig
den Nachbar Schopp. Der spricht: „„Gott's Blitz!
Herr Ratsmann, habt ihr nicht erfahren,
wie dankbar unsere Gäste waren?““

„Daß ich nicht wüßt!“ — „„Nun, so hört!
An vierzig Wagen Stroh
hat Graf Toledo¹⁾ uns verehrt,
d'rum schreit die Menge so.
Sie balgen sich am Tor herum,
es ist ein wahres Gaudium!
Seht, wie sie mit den Schütten laufen,
das rennt und läuft und schleppt zu Haufen!““

Der Nachbar spricht's und lacht sich satt,
doch Bienewig lacht nicht:
„Ach, lieber Schopp, der Teufel hat
oft Engelsangesicht!
Glaubt, Nachbar, aus Toledo's Hand
mag ich umsonst kein Gnadenpfand!
Erst macht er uns're Stadt zur Scheuer,
und dann — — bewahr uns Gott vor Feuer!“

Da sprengt, als ob's sein Leben gält',
ein Reitersmann heran —
's ist Hauptmann Falkenberg! Er hält
bei Bienewigen an,
und ruft: „Um Gott, ich muß mit euch
ein Wörtlein sprechen, aber gleich!
jetzt ist's noch Zeit und später nimmer!
nur rasch, nur rasch in euer Zimmer!“

Und Bienewig erbleicht und spricht,
durch Mark und Bein erschreckt:
„Taugt's auch für meine Liesbeth nicht,
was ihr mir jetzt entdeckt?“
„„Nein, nein! nicht für das Mädchenherz,
's taugt nur für eine Brust von Erz!
Auch darf es — euer Kind in Ehren! —
für jetzt von mir kein Drittes hören!““

¹⁾ Der spanische Graf Anton von Toledo, ein bösherziger Mann.

Da zog ihn eilends Bienewitz
in sein Arbeitsgemach,
und reicht' ihm einen Polstersitz,
und wand die Händ' und sprach:
„Hier hört uns Niemand, redet frei!
und was es Gräßliches auch sei,
so ich von euch werd' hören müssen,
ich will's mit Gott zu tragen wissen.“

D'rauf Falkenberg beginnt: „Ihr denkt,
daß alles nun vorbei,
und daß, was euch Toledo schenkt,
ein Gratiale sei?
Ihr irrt! Das Heer ist noch vorm Thor;
euch steht entsetzliches bevor!
Gericht wird über euch ergehen;
habt ihr den Leichenzug gesehen?“

„Warum Gericht? Ich sah den Zug,
doch hatt' ich deß nicht acht!“
„Ich glaub' es. Hört denn, man erschlug
in der verwich'nen Nacht
dort vor der Stadt ein Brüderpaar,
des Ohm der Graf Toledo war,
beliebt bei Kaiser und Soldaten —
das Ende könnt ihr nun erraten.“

Und Bienewitz stiert himmelwärts,
und schlägt sich vor die Stirn:
„O Gott! das war ein Stich in's Herz,
ein Schlag auf's morsche Hirn!
Und doch, was bin ich so erschreckt?
Ich wußt' es, eh' ihr mir's entdeckt?
So traf es ein! Toledos Gabe
ist das, was ich gefürchtet habe.“

„Ja, armer Mann! — spricht Falkenberg
ihm zu mit Freundeswort —
der Kaiser auch scheut solches Werk,
und ritt schon länger fort.
Jedoch, der Fürst Solmona¹⁾ hat
Befehl zuvor die ganze Stadt
zu plündern und an allen Ecken
sie dann sogleich in Brand zu stecken.“

Setzt auf, und macht euch eilends fort
mit euer'm Töchterlein;
Hispania ist das Lösungswort;

¹⁾ Gewöhnlich heißt dieser Oberbefehlshaber Prinz von Dranien, richtiger wohl Solmona oder Solmonien, womit auf dem Leisniger Rathaus derjenige genannt wird, dem sich die Stadt, nach der Aufforderung am 20. April früh 10 Uhr, ergab.

das wird euch nötig sein.
Und was ihr heimlich tragen könnt,
Gold und dergleichen nehmt behend;
nur rasch, daß ich noch selbst euch beide
bis vor das Tor hinaus geleite!““

Und jener starrt zum Fenster hin,
und weint und klaget schwer:
„O Gott, wie ändert sich der Sinn
der Menschen doch so sehr!
Der uns vordem so hoch geehrt,
scheucht uns vom väterlichen Herd!
Der uns dies Wappen einst gegeben,
er gönnt uns jetzt kaum noch das Leben!“

Im Fenster oben war ein Bild
von schönem bunten Glas:
Ein Doppelaar im goldnen Schild
mit schwarzen Flügeln saß,
und eine Krone d'rüber war,
darinnen noch ein zweiter Ar,
den in gemess'nen Zwischenräumen
blaurote Wolken rings umsäumen.

Auch Falkenberg erblickt das Bild:
„„Wes ist das Wappen? Sprecht!
Der schwarze Ar im goldnen Schild —
das ist Apians Geschlecht!““
„Ja wohl! — spricht Bienewitz — Apian,
das ist ein vielberühmter Mann,
ein Doktor, dem in Kaisers Reichen
an Forschgier keiner zu vergleichen!“

Der Kaiser hat ihn hochgeehrt
und hat ihm den Gebrauch
des Wappens da zum Dank gewährt,
und uns, den Brüdern auch.
O wüßt' er, daß das Vaterhaus
versinken soll in Schutt und Graus,
es würde über solchen Dingen
vor Gram des Bruders Herz zerspringen!“

„„Wie kann der euer Bruder sein?
Ihr nennt euch Bienewitz?““

¹⁾ Peter Bienewitz, genannt Apian, geboren 1495 zu Leisnia, ging 1516 auf die Universität zu Leipzig, ward 1524 Professor der Mathematik zu Ingolstadt und starb als solcher am 21. April 1552. In der Mathematik und Astronomie war er der Gelehrteste seiner Zeit. Karl V. unterredete sich oft mit ihm zu Ingolstadt, erhob ihn zum Dank und um seines Verdienstes willen, zugleich seine Brüder Gregor, Nikolaus und Georg, 1541 in den Adelstand und verlieh ihnen das obenbeschriebene Wappen.

„Ja, Herr, Apian heißt auf Latein
so viel als Bienewitz.“

„O starker Gott! wie wundervoll!
Apian! — das Wappenbild! Es soll —
gehabt euch wohl, auf Wiedersehen!“
Bestürzt läßt er den Ratsmann stehen —

Und sprengt zur Stadt hinaus sofort,
und Bienewitz begreift
nicht Falkenbergs Geberd' und Wort,
und steht vom Schreck besteift
und sinnt. Da tritt ihn Liesbeth an:
„Was hat der Hauptmann hier getan?“
Rasch kommt die Angst ihm da zu Sinnen,
und auch die Sorge um's Entrinnen.

Sie bergen sich in schlechtes Kleid,
und nehmen wenig mit,
und eilen fort — es drängt die Zeit —
mit ängstlich flücht'gem Schritt
und kommen vor das Thor; dort war
versammelt schon die Feuerschaar,¹⁾
Toledo unterweist sie eben,
der Fürst Solmona hält daneben.

Und wie sie seitwärts schon vorbei,
sieht sie der Fürst, und fragt
von Bienewitzen, wer er sei,
und was ihn also jagt.
„Ach Herr! — spricht der — ich weiß es wohl,
wie's unsrer Stadt ergehen soll!
Dies ist mein Kind, mein Trost im Grame,
und Nicol Bienewitz mein Name.“

D'rauf jener: „Wenn ihr Bienewitz,
der wackre Ratsmann, seid,
so ist die Flucht euch wenig nütz,
den euch geschieht kein Leid.
Harret hier bis daß er wiederkommt,
vielleicht, das euch die Kunde frommt,
dem Kaiser ist er nachgeritten,
ihr mögt von Gott ihm Kraft erbitten.“

D'rauf wendet er daß Roß geschwind
von Bienewitzen weg
zum Graf Toledo, und beginnt
mit dem ein scharf Gespräch,
und Bienewitz hört froh das Wort:

¹⁾ Damals gab es bei den Herren noch Feuerscharen oder Brandknechte, welche ein Brandmeister anführte.

„Herr Graf, zum Kaiser sandt' ich fort;
ihr harrt, bis daß ich es befehle,
das bind' ich streng' euch auf die Seele!“

Doch bald Toledo wiederum
das Zeichen laut verlangt,
und höhnt den Fürsten: „Sprecht, warum
euch so vor'm Feuer bangt?
Heißt das des Herrn Befehlen treu?
Die Zeit zum Ausbruch ist vorbei!
Ihr sollt den Rächerarm nicht binden;
der Kaiser will's, ich lasse zünden!“

Da spricht der Fürst: „Wohlan, es sei!
Nur fünf Minuten noch,
dann geb' ich euch den Willen frei;
so lange harrt jedoch!“
Und unruhvoll ruft er hinauf
zum Torturmwächter: „He, schau auf,
schau auf einmal nach jener Seiten!
Siehst du nicht Staub? nicht jemand reiten?“

Der Wächter lugt und ruft: „Ach nein!
doch ja! dort bei dem Bruch;
wie Wolken streicht's den Berg herein,
es schwenkt ein weißes Tuch!“ —
„Dank dir, o Gott! Dein Engel ist
gekommen noch zur rechten Frist!“
so ruft der Fürst mit frommen Tränen;
Toledo knirschet mit den Zähnen.

Der Bote sprengt den Weg heran,
der wackre Falkenberg.
Ist er's? — Ja, er hat es getan,
das schöne, schwere Werk!
Er steigt vom Pferd und kommt zu Fuß,
und bringt vom Kaiser Brief und Gruß:
„Gnade, Herr, bringt dieses Schreiben,
die Stadt soll unbeschadet bleiben!“

Beim Kaiser langt' ich glücklich an,
und, ha, kaum hörte er,
daß sein geliebter Apian
von Leisnig bürtig wär',
da sprach er freundlich: „Nicht so, nein!
so undankbar mag Karl nicht sein!“
D'rauf lies er dies den Dolmetsch schreiben,
und tät ihn baß zur Eile treiben.“

Der Fürst las laut: „Bekümmert hat
der Kaiser Karl gehört,

daß des Apianus Vaterstadt
sein Brandbefehl zerstört.
Da nun Apian sein werter Freund,
den er zu kränken nicht gemeint,
so soll der Stadt kein Leid geschehen,
und Gnade hier für Recht ergehen.“¹⁾

Flugs läßt der Fürst des Kaisers Huld
kund tun, bei Hörnerschall,
da wogt im freudigen Tumult
heran der Bürgerschwall,
und lust'ger, als der Hörnerklang,
schallts Lebehoch! und tausend Dank!
Wie drängen sich die frohen Städter,
zu seh'n, zu danken ihrem Retter!

Und Bienewitz küßt Falkenberg
die Hand gerührt und spricht:
„Gott lohne euch für solches Werk!
Wir können's ewig nicht!
O daß die kleine, arme Stadt
kein Kleinod' euch zu lohnen, hat!
Ja, trüg ich eine Königskrone,
ich böte sie euch jetzt zum Lohne!“

Doch Falkenberg blickt Liesbeth an,
und spricht so sanft und hold:
„Ihr habt ein Kleinod, wackrer Mann,
wohl mehr als Kronengold!“
Der Vater faßt der Rede Sinn,
und das Entzücken reißt ihn hin;
er führt das Mädchen ihm entgegen:
„Da nehmt sie hin in meinem Segen!“

Die junge Liebe ist so warm!
Wie drückt der Kriegersmann
das Mädchen mit dem starken Arm
an seinen Panzer an!
Er ruft begeistert: „Leute schaut,
der Engel da ist meine Braut!
Heim führ' ich sie, wenn ich vom Heere
des gnäd'gen Kaisers wiederkehre!“

Da blickt Solmona himmelan,
und ruft: „O Leisnig, merk,
die Namen eines Apian
und eines Falkenberg.
Der Bienewitze Wappen mag

¹⁾ Am 1. Mai 1547 erhielt die Stadt eine Schutzschrift vom Kaiser zugeschickt. Auch ließ der Kaiser zehn Leibhatschiere zum Schutze der Stadt zurück.



Der Hörigke Herr

in Ehren halten dieser Tag!“¹⁾)

Er spricht's — gerührt die Bürger schweigen —
und gibt zum Ausbruch d'rauf das Zeichen.

21. Der törichte See bei Sazung.

(Der törichte See, ein kleiner, nur 150 Ellen im Umkreis haltender See, liegt eine Stunde oberhalb Sazung bei Jöhstadt im Erzgebirge, in einer morastigen, öden Gegend. Die Zeit nachstehender Erzählung ist das sechzehnte Jahrhundert.)

Weit stinket bei Sazung der törichte See
mit giftiger modernder Lache;
es verwimmert und buttet dort jeglicher Baum,
dort spukt es, dort ist ein unheimlicher Raum,
dort nistet der Lindwurm und Drache.

Nur dürstige Kiefern umstehen den Pfuhl
mit durren, verwitterten Zweigen;
rotklumpiges Moos, wie geronnenes Blut,
bedeckt seine Fläche, es dunstet die Flut
so giftig wie moderne Leichen. —

Einst fällt ein Mann von Sabastiansberg,
Jörg Kastner, sich Holz am Gewässer,
da sprengte von weitem ein Reiter heran,
stahlblau von unten bis oben hinan,
an der Seite ein blitzendes Messer.

Das Pferd, das er ritt, war so blau auch wie er,
blau Sattel und Kummer und Riemen.
Des seltsamen Reiters blauschuppigtes Haupt
war über und über mit Schilse umlaubt,
sein Koller voll goldener Striemen.

Er schwang in der Rechten bald hin und bald her
eine lange spizblätt'rige Rute,
und also in wundersam nixischer Tracht
kam er husch über Moor und Geröhricht gejagt;
und Kastnern ward's bange zu Mute.

Doch freundlich begrüßt ihn der Reiter und frug:
„Kannst den törichten See du mir zeigen?“
Und Kastner bejaht' es. D'rauf bat er ihn sehr:
„So führe mich hin, und ich will auch nachher
dir gerne zum Lohne 'was reichen.“

¹⁾ Das Wappen in dem Fenster des Bienewig'schen Hauses war bis zum Brande in Leisnig 1700 zu sehen.

Und Kastner faßt Muth sich und führet ihn hin.
D'rauf schwingt sich der Reiter vom Pferde
und klaget: „Ich bin ein unglücklicher Nix,
mich hezet seit Monden der Zorn des Geschicks
durch die Wässer und über die Erde.

Ich hatte ein junges, liebreizendes Weib,
ein böser Nix hat mir's gestohlen.
Ich such' es gar lange. Vergangene Nacht
erfuhr ich's, er habe sie hierher gebracht,
und komm' ich, sie eiligst zu holen.

Halt indessen das Pferd mir, sonst springt mir es nach!“
so sprach er und zuckte das Messer
wutschnaubend heraus aus dem schilfenen Gurt,
und schlug mit der Rute sich rasch eine Furt,
und tauchte tief unter's Gewässer.

Raum war er hinein in den grundlosen See,
da erhob sich ein Jammern und Klagen,
das unkte und grunzte tief unten herauf,
d'rob scheute das Pferd sich und bäumte hoch auf,
und Kastnern faßt Zittern und Zagen.

Denn das Wasser verfärbte sich jähling zu Blut;
d'rauf teilten die Wellen sich wieder,
aufstauchte der Nix, seine Nixin im Arm,
und drückte sie innig und küßte sie warm,
und legte am Ufer sie nieder,

Und sagte zu Kastnern: „Da, siehe mein Weib;
ich habe sie wieder erworben!
Ich lohnte dem Räuber den fesselnden Mut,
rot färbet das Wasser sein tückisches Blut,
von meiner Hand ist er gestorben.“

Hab' Dank du, für deinen gefälligen Dienst!
Da, nimm diesen Beutel zu eigen!
's ist ein Trinkgeld darin, und so oft du hinein
wirfst greifen, soll eben das wieder d'rin sein,
nur — magst du hübsch Alles verschweigen.“

So sprach er, und reichte dem Beutel ihm dar,
und schwang sich behende zu Pferde,
und nahm auf den Sattel sein Weib vor sich hin
und sprengte von dannen mit freudigem Sinn;
es stob von den Hufen die Erde.

Verwundert stiert Kastner dem Nixenritt nach,
bis daß er dem Blicke entschwunden,

und schüttelt den Kopf. D'rauf fühlt er hinein
in den Beutel, und findet — viel Gold? — o nein,
einen Kreuzer nur hat er gefunden!

Und so oft er hinfort in den Beutel gefühlt,
hat er immer den Kreuzer gefunden:
Wie hat er das Kleinod so trefflich genügt!
Doch, als man es endlich ihm weggestiebt,
war der Zauber für immer verschwunden.

22. Der Stein auf dem Markte in Budissin.

(Bei dem Röhrtroge auf dem Markte zu Budissin, nahe bei der
Wage, lag noch vor einigen Jahren ein Stein, einer Bank ähnlich,
und erinnerte an folgende nach Angabe der Chroniken geschichtlich
wahre Begebenheit, welche in's Jahr 1407 fällt. Dazumal war
König Wenzel oder Wenzlaw von Böhmen Herr der ganzen Lausitz.)

Der mächtige König Wenzel
zieht ein in Budissin,
und reitet mit dem Trosse
flugs vor das Rathaus hin,
und spricht zu seinen Rittern:
„Kam ich sonst 'mal hierher,
da kam man, mich zu grüßen;
jetzt sind die Gassen leer!“

Er schickt ein Fähnlein Knechte,
daß es die Tore sperrt,
und steigt herab vom Rosse,
und zieht sein langes Schwert,
und läßt stracks vor sich fordern
die Innungen der Stadt
mit ihren Freiheitsbriefen,
und auch den alten Rat.

D'rauf schreitet er in's Rathaus,
die Ritter hinterdrein,
und nimmt an langer Tafel
den Querstiz oben ein.
Zu beiden Seiten sitzen
die Ritter allzumal;
der König spiegelt sinnend
sich in des Schwertes Stahl.

Vorn steh'n die Beiden Schergen,
auf's breite Beil gestemmt,
und fordern streng die Waffen
von jedem, der da kömmt.
Scheu kommen die Rebellen
und zitternd vor's Gericht,

Der alte Rat naht grüßend
mit freud'gem Angesicht.

Die Gildenmeister¹⁾ legen
mit todesbangem Sinn
die Innung=Freiheitsbriefe
stumm vor den König hin,
und harren mit Entsetzen,
furchtbarer Ahnung voll,
was hier mit ihnen allen
gerechtet werden soll.

Der König spricht: „Wohl kenn' ich
die Meuterei der Stadt!
Ihr legtet vor zwei Jahren
Hand an den alten Rat.
Ihr, Burgemeister Schefer,
der ihr des Rechtsens seit,
eu'r Wort war stets in Ehren,
sagt an und gebt Bescheid!“

Der greise Burgemeister
trat traurig vor und sprach:
„Herr, laßt mir die Erzählung
der bösen Zeiten nach!
Es war am nächsten Morgen
nach Jesu Himmelfahrt,²⁾
als uns des Amtes Mühe
so arg vergolten ward.

Die Tucher³⁾ und noch viele
aus andern Gilden mehr
verschworen sich zusammen
und kamen früh hierher,
und trieben uns von dannen
mit bösem Schimpf und Spott;
wir hatten's nicht verschuldet,
das weiß der liebe Gott!

Der wack're Reichard Schardwitz,
den ihr so lieb geschätzt,
der ward im Laurenturme
in Ketten festgesetzt.
Uns and're ließ man ledig
mit unserm Jammer zieh'n,
mit unsern Ämtern haben
die Tucher sich belieh'n.

¹⁾ Gildenmeister hieß sonst der Vorgesetzte einer Gilde oder Innung und Zunft.

²⁾ Am 29. Mai 1405.

³⁾ Tucher, ehemals so viel als Tuchmacher.

D'rauf haben sie den Landvogt,
den Pflug von Rottenstein,
auf Ortenburg belagert
bis in den Herbst hinein.
Sie haben viel des Bösen
und Unfugs ausgeübt!
mag's Gott der Stadt vergeben,
sie hat uns tief betrübt!

Der König spricht: „So ist es!
Ich weiß die Meuterei,
und nur die Fleischergilde
blieb von dem Frevel frei.
Die andern sollen's büßen,
was sie am Reich getan!
Ihr murt? Ich will euch zeigen,
was König Wenzel kann!“

Auffspringt er von dem Sessel,
und reißt in wilder Wut
die Freiheitsbrief' in Stücken:
„Schau her, verworf'ne Brut!
Dein Recht tret' ich mit Füßen!
Sprecht, was mich hindern will,
daß ich euch nicht erwürge!“
und alle — schweigen still.

Die Wut zwingt seine Stimme,
er schlägt mit starker Faust
so grimmig auf die Tafel,
daß selbst den Rittern graust.
Sein Auge rollt und funkelt,
sein Antlitz wird so bleich,
die Lippe schäumt, — die Bürger,
sie zittern allzugleich.

Da tritt der alte Schefer
besänftigend ihn an:
„Herr, laßt's die Stadt nicht büßen,
was sie an uns getan!
Die meisten der Verklagten,
sie wurden erst betört;
und nur der Meute Häupter
sind solcher Strenge wert.“

„Wohlan! — hub d'rauf der König
mit heiser Stimme an —
so nennt mir diese Buben,
daß ich sie richten kann.“
Der Burgemeister nennet
die Namen ängstlich her,

Die Herr'n des neuen Rates
und viele and're mehr.

Er nannte hundert Namen,
ein Ritter schrieb sie auf,
der König rief vom Markte
die Reifigen herauf,
und spricht zu ihrem Führer:
„Schafft diese Männer fort!“
und zu den beiden Schergen:
„Gleich auf dem Markte dort!“

Da stürzt vor seinem König
der alte Schefer hin:
„Ach, Herr, um Gottes willen,
erweicht den strengen Sinn!
Laßt ihnen noch ihr Leben,
sie werdens schwer bereu'n,
und werden fortan besser
und wackre Bürger sein!“

„Nein, nimmermehr! — erwidert
der König düster d'rauf —
das Wort, so ich gesprochen,
hebt keine Bitte auf!
Doch, daß man nimmer sage,
daß ich zu streng sei,
wohlan, so wählet fünfzig,
die will ich lassen frei!“¹⁾

Der Burgemeister wählet
die Fünfzig jammernd aus,
die andern Fünfzig führen
die Schergen stracks hinaus.
D'rauf spricht der König warnend:
„Ihr Bürger dieser Stadt,
merkt euch, wie König Wenzel
jetzt hier gerichtet hat!

Der alte Rat war bieder,
d'rum bleibt ihm untertan,
daß ich mit Lust und Freuden
stets zu euch kommen kann.“
Er drückt dem alten Schefer
die Hand, und winkt dem Troß,
und eilt hinaus zum Saale,
und schwingt sich auf sein Roß,

1) Doch wurden die begnadigten Fünfzig mit Weib und Kind für immer Landes
verwiesen.

Und reitet durch die Menge
und durch der Knechte Schar
hin zu dem Wassertroge,
allwo der Richtplatz war.
Dort knie't schon. Fritzsche Flücker
auf einer Bank von Stein;¹⁾
der Erst' im Aufruhr, muß er
der Erst' im Tod auch sein.

Die beiden Schergen wechseln
im gräßlichen Geschäft,
und Ströme Blutes triefen
herab am Beilesheft.
Die Köpfe rollen dröhnend
auf's nackte Pflaster hin.
zwar still, doch schauernd sieht es
das Volk von Budissin.

Der König, hoch zu Rosse,
blickt stumm und finster d'rein,
als wünscht' er doch, er könnte
den Meuterern verzeih'n.
Und als das Paar der Schergen
sein Werk vollendet hat,
da wendet er den Rappen
und reitet aus der Stadt. —

* * *

Um Mitternacht, da wandelt
im blutigen Ornat
rings um die Peterskirche
der meuterische Rat.
Sie schreiten so gespenstig
je zwei im Zuge hin,
und ihr Erscheinen deutet
Unglück in Budissin.

23. Die Turmpflegerstochter zu Pirna.

(Diese Sage fällt ungefähr in's Jahr 1530, ihr Ende 1532, wo in Pirna von Margaretha bis Weihnachten 1400 Menschen starben.)

„Der Ungar Lisetten zum Weibe? O nein,
Brigitte, das redest du nimmer mir ein!
Eh'r gehe die Maid mit dem Teufel zur Frau,
denn daß ich sie seh'n sollt' als Kloskomirs Frau!
Du lobst den Ungaren? Ein Heuchler ist er,

1) Diese Hinrichtung geschah jedoch nicht auf der am Wassertroge befindlichen langen Platte, die erst später als Fischbank hingelegt wurde, wie man deren auch in anderen Städten sieht. Der Sage nach aber war dieser Stein die Hinrichtungsstätte jener Fünfzig.

und schleicht wie ein Dieb in den Landen umher
und wann er wo findet ein reizendes Weib,
das vergiftet der Bube an Seele und Leib.

Du hast erst Lisetten das Köpfchen verrückt,
sonst wär' es dem Buben wohl nimmer geglückt.
Du meinst ihr zum Glücke behilflich zu sein,
und führst sie in's gräßlichste Elend hinein.
Ich kenne das besser, d'rum stemme ich mich
so heftig dagegen, und liebest du mich,
so mach' dir's von heut' an zum ernstestn Bemüh'n,
die Maid aus dem Garne des Ungars zu zieh'n!"

So sprach der Turmpfleger, besorgt um sein Kind,
ach, aber er redete all' in den Wind.
Die Mutter verdeckte mit leidiger Hand
und hegte der Dirne gefährliches Band.
Der Ungar war reich; manch' Perlengelenk
und Kinglein schon bracht' er als Minnegeschenk,
manch' Goldstück auch hatt' er der Mutter verehrt,
d'rum hielt ihn auch diese so lieb und so wert.

Er war wohl ein schöner liebreizender Mann,
doch sahe ihm niemand des Guten viel an;
wohl hatt' er des Goldes wie Sand an dem Meer,
doch wußte noch niemand, von wem und woher?
Er schien ohne Heimat, und lebte nun schon
seit Monden in Pirna als fremder Baron,
bloß weil ihm die reizende Gegend gefiel,
und vergnügte mit Jagd sich und Würfelspiel.

Er kirrte Lisetten mit höfischer Kunst,
und schlich sich durch Gold bei der Mutter in Gunst.
Gern wär' er gekommen zum Mädcl bei Nacht,
doch scheut' er des Alten besorgliche Wacht;
denn dieser, das wußt' er, durchschaute ihn mehr,
als Mutter und Tochter, und haßte ihn sehr,
und bei dem betagten, ehrwürdigen Mann
kam er auch mit den schönsten Geschenken nicht an.

Eng hatte der Ungar das Mädcl umstrickt,
sie fühlte sich gerne geküßt und gedrückt,
gern gäbe sie selber mit lachendem Sinn
dem Falschen das Kränzchen der Unschuld dahin,
nur war ihr bekümmert Vater zu streng,
und hielt sie in Obacht gar sorglich und eng;
doch wenn sich ein Mädcl nicht selber bewacht,
so ist es gar leicht um die Ehre gebracht.

Des Sonntags beim Tanze, da tat sich so gern
die Maid 'was zu gut auf den stattlichen Herrn.

Der buhlte dann mit ihr mit lüfternem Sinn,
und gab oft des Geldes viel für sie dahin.
D'rob äußerte laut sich der emsige Neid:
„Wer weiß, was dafür ihm das Jüngferchen beut!“
So gab denn in kurzer Zeit jeglicher Mund
die Schande Lisettens ganz öffentlich kund.

Ihr Vater lag nieder am Fieber gar schwer,
da kam ihm zu Ohren die traurige Mähr.
Er wand in Verzweiflung die Hände sich wund,
und verfluchte Lisetten mit sterbendem Mund:
„Du bringst mir den Tod, du entartetes Kind!
Sprich, Mädels, wie hab' ich das um dich verdient?
Mein ehrlicher Name, mein köstliches Gut,
du hast ihn geschändet, du schamlose Brut!

Fluch, Fluch deiner Mutter! Sie hat dich verführt,
sie hat dich zur Bettel gepußt und geziert!
Jetzt hat dich der Eine, und hat der dich satt,
so hat dich schon morgen die sämtliche Stadt.
Ja buhle, du buhlst dich dem Rabenstein zu,
wirst haben dereinstens im Grabe nicht Ruh',
und ekelst du lebend den Henker auch an,
so wird deine Leiche der Galgen empfang'n.“

So fluchte der Alte mit wütendem Blick,
und sank ohne Leben auf's Lager zurück.
Lisette, zernichtet an jeglichem Sinn,
sah stier auf den teuern Verstorbenen hin.
Sie wand sich die Hände, sie weinte wie sehr,
sie zerraupte das Haar sich, sie klagte, wie schwer!
Sie hielt bei dem Toden verzweifelnde Wacht,
bis daß er zur ewigen Ruhe gebracht.

Doch kaum war die Leich' auf den Friedhof hinaus,
da kam auch der Ungar in's Trauerhaus;
seine Zunge beklagte den herben Verlust,
doch freut' er sich d'rüber in heuchelnder Brust.
„Der Vater begraben — nun endlich gewinnt
frei Spiel in dem Hause ja Mutter und Kind!“
So hoffte der arge, der ehrlose Wicht;
sein Hoffen, ach, leider, es täuschte ihn nicht.

Bald dämpfte der Hang zu der früheren Lust
den Schmerz in Lisettens entzündeter Brust.
Am Halse des Liebsten vergaß sie das Leid,
sein Gold hatt' die Sorgen der Mutter zerstreut.
Er blieb bei dem Mädels fast jegliche Nacht,
an die Warnung des Toden ward wenig gedacht.
So trieben's die beiden beinahe ein Jahr,
da wurden die Worte des Sterbenden wahr.

Einſt morgens, nach ſündlich genoffener Nacht,
als Liſette von üppigen Träumen erwacht,
da ſieht ſie den Liebſten zur Seite nicht mehr,
und findet, o Jammer, das Kämmerlein leer.
Der Spaz, der die goldenen Eier gelegt,
war fort, und wie ſehr man auch forſchet und fragt,
verſchwunden aus Birna, und Mutter und Kind
ſchau'n nach ihm umſonſt ſich die Augen faſt-blind.

So lange des Geldes vorhanden noch war,
ſtellt' ihnen ihr Elend erträglich ſich dar,
doch als es zu Ende ging, wehe, da kam
der beißende Hunger, die quälende Scham.
Sie hatten geprahlt mit unehrlichem Geld,
jezt waren dem Spotte ſie Preis geſtellt,
ſie hatten in Hülle und Fülle gepraßt,
jezt plagte ſie Armut mit drückender Laſt.

Doch war ja Liſettens Geſichtchen noch ſchön,
und noch nicht die Spuren des Laſters zu ſeh'n,
noch färbte die Wangen ein blaffer Karmin,
noch ſchien's ihr im Auge wie Unſchuld zu glüh'n,
und dreißt war ihr Reden, ihr Weſen ſo frei,
das lockte ihr Buhlen in Menge herbei.
So aß ſie ſich ſatt am unehrlichen Brot,
und hatte nicht Sorge, noch Kummer und Not.

Da wurden allmählich die Wangen ihr blaß,
die Augen ſo trüb' wie erblindetes Glas,
ihr Leib war zerrüttet; vom Reiz der Natur,
von der Fülle der Jugend blieb keine Spur.
Nun half ihr nicht Schminke und täuſchende Zier
das Laſter verhehlen. Es wichen von ihr
die goldenen Freier. Sie wurde zum Scheu'l
und jedem ehrliebenden Menſchen ein Greu'l.

Jezt kam ihr die Reue, ach, leider, zu ſpät,
ſie ſah ſich verrufen, geſchwächt und verſchmäh't.
Nur ſelten gelang ihr das böſe Bemüh'n,
freigebige Liebeler an ſich zu zieh'n. — —
Einſt ſaß ſie im Stübchen voll Jammer und Pein
und hungernd mit Mutter Brigitten allein,
da kommt 'was die Stiegen im Turme heran;
raſch tut ſie das Sündengeſchmeide ſich an.

Flink ſprang ſie entgegen dem nächtlichen Gaſt,
und zog ihn zum Sefſel mit hoffender Haſt,
doch als ſie ihm näher in's Auge geſchaut,
da bebte ſie heftig, da ſchrie ſie laut:
„Hinweg, du entſetzlicher, ſchrecklicher Mann!
Fort, Falfcher, du haſt mir das Ärgſte getan!

Wohl kamst du, dich an der Verführten Pein
und an der Verzweiflung Lisettens zu freu'n?"

„O, nicht doch, lieb' Schätzchen!“ — erwidert gar mild
der Ungar. — „Ich war ganz anders gewillt!
Du solltest heut' teilen dein Bettchen mit mir,
ich gebe dir Goldes in Menge dafür.
Doch, Mädels! Was machet dein Auge so bleich?
Was macht dir den Nacken so welk und weich?
Was malst du die Wangen? Du warst mir nicht treu,
und machtest dich selber zu Schanden dabei!

Doch weil ich dich liebe, so mag es d'rum sein.
Komm hurtig, fein' Liebchen, in's Bettchen hinein!
Hier, Mutter, hier habt ihr gar reichlichen Sold,
da, nehmt nur den Beutel, er strotzet von Gold.
Doch geht jetzt, und löschet das lästige Licht,
und vergesst hübsch morgen das Wecken auch nicht!“
So sprach er. Die Mutter tut, wie er gesagt,
und wecket die Beiden, bevor es noch tagt.

Da flüstert der Ungar mit hämischem Ton:
„Da, gebt noch Lisetten dies Kästchen zum Lohn!“
D'rauf eilt er von dannen, und schwingt sich zu Pferd,
und ist auch nie fürder zurückgekehrt. —
Neugierig indessen eröffnet geschwind
die Alte ihr Kästchen, und rufet ihr Kind:
„Sieh, bestes Lisettchen, das türkische Tuch!
Wie muß es dich kleiden? Mach' 'mal den Versuch!“

„Gut wird mich — spricht diese — wohl kleiden das Tuch,
doch ist nun mein Kleidchen nicht prächtig genug!
Geh', kauf' mir ein bess'res, geh', kaufe mir Staat,
so schön ihn der Kaufmann im Laden nur hat!
Wie werden die Leute mich gassend beseh'n,
und die Dirnen mir's neiden! Wie will ich mich bläh'n!
Geh', laufe, lieb Mutter, und hole 's geschwind!“
Gern tut es die Alte zu Willen dem Kind.

Und d'rauf, mit dem türkischen Tuche geschmückt,
im samtenen Kleide mit Golde gestickt,
von Federn umwaltet und stolz wie ein Pfau,
spazieret Turmpflegers Lisette zur Schau.
Wohl gaffen die Leute, wohl wundern sie sich,
und doch nicht, Lisette, beneiden sie dich.
Verächtlich beguckt dich ein jeder und spricht:
„Der Krug geht zu Wasser, bis daß er zerbricht.“

Unglückliches Mädels, stolziere nicht so,
bald bist du des Tuches gewißlich nicht froh!
Das Tuch ist vergiftet, es gibt dir den Rest;

es steckte dich an mit der tödlichen Pest
O, eile nach Hause, bevor du noch stirbst,
und hier vor den Augen der Leute verdirbst,
und mache geschwind deine Rechnung mit Gott;
wohl näher ist, als du es meinst, der Tod!

Wohl näher war, als sie es meinte, der Tod!
Urpötzlich befiel sie die gräßlichste Not;
sie fühlte sich übel zum Sterben und matt,
und stürzte danieder auf's Pflaster der Stadt.
Wie brannte die Pest ihr durch Mark und Bein!
Sie wühlte vor Schmerz in die Erde hinein,
sie riß sich vom Halse das giftige Tuch,
und starb ohne Hilfe mit schmerzlichem Fluch.

Wohl gingen gar Viel' an der Toden vorbei,
doch wichen sie seitab mit ängstlicher Scheu,
und erst als gekommen die folgende Nacht,
ward die stinkende Leiche zu Grabe gebracht.
Im ehrlosen Winkel des Kirchhofs sank
ihr Sarg in die Erde ohn' Sang und Klang.
Ihre Mutter, gescheucht vom Gewissen, entwich
aus Pirna in Eil', und erdroffelte sich. —

Du, Herrgott im Himmel, du strafest gerecht;
doch sage, wie darf oft ein ganzes Geschlecht
das büßen, was eines hat Übles getan?
Was ging doch den Keuschen die Buhlerin an?
Durch sie war gekommen die Pest in die Stadt,
und wurde der Leichen und Kranken nicht satt.
Viel Hunderte fielen dem gräßlichen Tod,
unmöglich war Hilfe, unsäglich die Not.

Schnell kreisen die Bahren von Haus zu Haus,
und überall schwanken die Särge heraus!
Es hauste das Übel gar heftig und arg,
oft fehlte da Leichentuch, Bahre und Sarg,
und so oft man die Toden zu Grabe hintrug,
da traf auch Lisetten der gräßlichste Fluch;
zuletzt noch empört es der Trauernden Wut,
daß ruhig im Grabe die Buhlerin ruht.

Sie graben bei Nacht sie heraus aus dem Grab,
und hau'n mit dem Spaten den Schädel ihr ab,
und schleppen den Rumpf und den Schädel mit Graus
und Abscheu im Rote zum Galgen hinaus. —
So buhlte Lisette dem Galgen sich zu,
so hatt' ihre Leiche im Grabe nicht Ruh';
so ging in Erfüllung, ach, schrecklich genug,
des sterbenden Vaters prophetischer Fluch!

24. Das Hufeisen an der Nikolaikirche zu Leipzig.

(An der Morgenseite der Nikolaikirche in Leipzig ist, ungefähr eine Elle über der Erde, ein Hufeisen zu sehen, in einer Nische mit Eisenstäben vergittert. Davon geht folgende Sage, welche in die Entstehungszeit Leipzigs fällt und keine Spur von historischer Grundlage an sich trägt.)

Wo Leipzig, das schöne, jetzt pranget, da stand
vor Zeiten von Linden ein schattiger Hain,
und längs an dem Haine hinunter, da wand
sich zickzack ein Dörschen, gar ärmlich und klein,
von diesem seitweges, nach Morgen ein wenig,
erhob sich ein Schloß, drin wohnte der König.

Der König zwar hatte ein kleines Gebiet,
Doch war er gewißlich ein glücklicher Mann,
denn was er verlangte in seinem Gemüt,
das hatte das Glück ihm zu Willen getan,
doch traue nur jemand dem launischen Glücke,
es schmeichelt und heuchelt mit heimlicher Tücke.

Wohl hatte der König ein stattliches Schloß,
wohl auch einen Garten voll Rosen daran,
wohl hatt er ein schönes arabisches Roß,
wohl konnte er jagen auf waldigem Plan,
wohl konnte er fischen in Teich und Flüssen,
wohl konnt' er ermüden in lauter Genüssen.

Wohl hatt' er zur Tochter die lieblichste Maid,
die Augen wie Azur, die Locken wie Gold,
die Wangen wie Rosen, und weit wohl und breit
war keine mehr wie die Prinzessin so hold,
und sittig und folgsam war Ankomarinde,
wohl hatte der König viel Freud' an dem Kinde.

Und doch war sein Antlitz vom Kummer gebleicht,
sein Haupthaar von Sorgen zu zeitig gegraut,
und doch war sein Nacken vom Grame gebeugt,
die Wangen von Tränen des Sammers betaut,
einschließ er des Nachts und erwachte am Morgen,
und trug sich am Tage mit Tränen und Sorgen.

„Was, seufzt er zum öftern, was hilft mir das Schloß?
Mir blüht nicht der Garten voll Rosen daran!
was nützt mir mein schönes arabisches Roß?
Was Jagen und Fischen? Es ekelt mich an!
Mein Teil ist der Sammer, bis mir und den Meinen
wird in der Bedrängnis ein Retter erscheinen.“

Ein scheußlicher Drache verheerte das Land,
und würgte mit scharfem zermalmenden Zahn

und verschlang, was er irgend Lebendiges fand,
und keiner der Mannen sich wagte hinan,
denn es schien fast, als wollte mit Totengebeinen
der Drache sein mooriges Lager umzäunen.

Viel Kämpfen, mit Kolben und Arten bewehrt,
schon zogen wohl gegen das Ungetüm aus,
doch lebend war keiner noch wiedergekehrt,
und keiner mehr wagt sich zum Kampfe hinaus,
denn furchtbar im Rachen des Lindwurms dräuen
der fletschenden Zähne scharfzackigte Reihen.

Der Klumpen des Leibes, mit Schuppen bedeckt,
schob walzend auf niedrigen Füßen sich fort,
weiß glitzten die Weichen und blutig gefleckt,
lang dehnte den Schlund das Gelüste nach Mord,
am Rücken noch saßen zwei rudernde Flügel,
krumm schlang sich der Schweif wie ein stählerner Bügel.

Und sicher, als wüßt' er, das Lanze und Speer
nicht könnten durchdringen sein stählernes Kleid,
kam täglich der Drache in's Dörfchen daher,
und brüllte — das schallte wie weit und wie breit! —
und schnaufte und schnappte begierig nach Beute,
und ängstlich entflohen zum Schlosse die Leute.

„Herr König, ach, helfet, ach, schüzet das Land,
der Drach' ist im Dorfe und brüllet und schnaubt!
Herr König, ach, schüzt uns mit kräftiger Hand,
bevor er die Herden uns vollends noch raubt!
Herr König, Herr König: was sollen wir machen?
Wie mögen wir wehren dem greulichen Drachen?“

Der König erwidert mit jammerndem Sinn:
„Ich kann euch nicht schützen mit kräftiger Hand!
Gebt täglich zum Fraße zwei Schafe ihm hin,
so wird er wohl nimmer so wüten im Land!“
Dem Rate des Königs gehorchen die Leute,
und jagen alltäglich zwei Schafe zur Weide.

Der Drache erschnappet die Schafe geschwind,
und bleibt dann ruhig und wütet nicht mehr.
Die Leute darüber voll Freude wohl sind,
doch bald, ach! betrüget ihr Hoffen sie sehr.
Sie eilen zum Schlosse: „Ach, guter Herr König,
bald leer sind die Ställe, und Schafe noch wenig!“

O König, Herr König, was fangen wir an?
Die Schafe sind alle, die Ställe sind leer,
und wütend schon schnaufet der Drache heran,
und haben wir Lämmer und Schafe nicht mehr!

Herr König, Herr König, was sollen wir machen?
Wie mögen wir wehren dem greulichen Drachen?"

Der König erwidert mit jammerndem Sinn:
„Und sind denn die Ställe der Schafe schon leer,
so gebet die Rosse und Kinder ihm hin,
da wird er wohl schnauben und wüten nicht mehr!“
Dem Räte des Königs gehorchen die Leute,
und jagen die Kinder und Rosse zur Weide.

Der Drache frißt täglich ein Roß oder Kind,
und bleibet dann ruhig und wütet nicht mehr.
Die Leute darüber voll Freuden wohl sind,
doch bald, ach! betrüget ihr Hoffen sie sehr.
Sie eilen zum Schlosse: „Ach, guter Herr König,
wir haben der Kinder und Rosse noch wenig!“

Da weiß nicht der König wo ein mehr und aus:
„Und haben wir Rosse und Kinder nicht mehr,
so führet einen Menschen alltäglich hinaus,
dann wird er nicht schnauben und wüten so sehr!
Doch gilt hier der Rang nicht, ihr ehrlichen Leute,
Gott selber im Himmel durch's Losen entscheide!“

Sie machen die Lose. Die guten sind weiß,
das böse ist schwarz. Sie greifen hinein,
wie zitternd der Jüngling, wie ruhig der Greis!
Das schwarze, wem wird es behalten wohl sein? —
Da rufet der König dem einzigen Kinde:
„Setz lose, jekt lose du, Ankomarinde!“

„Ach Vater, mein Vater, mir banget so sehr!
Das schwarze, mir wird es behalten wohl sein!“
so klagt die Prinzessin, sie klaget wie schwer,
und streckte ihr zitterndes Händchen hinein.
Das schwarze! — Sie schaudert, ihr schnürt es den Oden,
den König hinschmettert der Jammer zu Boden. *O. J. W. W.*

„Ach Vater! O Himmel! Mein Vater ist tot!
Helst, Leute! Den König vernichtet der Schmerz! —
O, nicht doch! — Die Wange färbt wieder sich rot,
und leise noch zucket im Busen das Herz.
Bezwinge, mein Vater, bezwinge den Kummer!
Man sagt ja, der Tod sei ein labender Schlummer!“ —

Da raffte der König sich mächtig^{er} empor,
und schaute mit starrenden Blicken sich um,
und zerrte das Schwert aus der Scheide hervor,
und preßte den Arm um die Tochter herum:
„Hinaus jekt, hinaus! und kämpfen und ringen,
ha, oder zwei Opfer statt eines ihm bringen!“

Er schwankte verzweifelnd hinunter vor's Schloß,
kaum trugen die alternden Sehnen das Schwert,
da sprengte ein Ritter auf schnaubendem Roß,
mit Schwert und mit Lanze gar stattlich bewehrt,
dem König entgegen: „Ha, greiser Herr König,
das Schwert ist zu schwer und die Kraft ist zu wenig!“

Der Ritter war stattlich und herrlich zu schau'n,
sein Harnisch von Silber, mit Sternen geschmückt,
die Feldbinde hellgrün, der Wappenrock braun,
Die Decke des Sattels mit Golde gestickt;
sein Auge schoß Blitze, sein Federbusch wehte
und kühlte der Wangen hochfeurige Röte.

„Herr König!“ — so rief er mit freundlichem Wort, —
„dem Greise das Szepter, dem Jüngling das Schwert!
Was treibet, was jaget zum Kampfe euch fort?
Was hat euch die zitternde Rechte bewehrt?
Sprecht, König, und führt ihr die Fehde mit Rechten,
so will ich gern euere Sache verfechten.“

Da sinket dem König das Schwert aus der Hand,
und er schaut auf den Ritter getrösteten Sinns:
„Ja“ — ruft er, — „euch hat mir der Himmel gesandt!
Ihr werdet mich retten vom blutigen Zins!“
Drauf gibt er getreulich mit jammerndem Munde
dem Ritter vom Drachen die traurige Kunde.

Der Ritter Georg vergewissert ihn fest,
er wolle versuchen den fährlichen Strauß,
und schwinget kampflustig die Lanze und läßt
sich führen zum Ende des Dörschens hinaus.
Dort sieht er vom Haine herüber den Drachen
entgegen sich schnauben mit gähnendem Rachen.

Wie fletscht er die Zähne, wie rollt er den Schweif,
als wollt' er sich schlingen um Ritter und Roß,
wie wälzt er im furchtbar geschlängelten Reif
mit zischender Zung' auf den Ritter sich los.
Doch dieser weicht klügl'ich, und bohret behende
dem Drachen die Lanz' in die schuppige Lende.¹⁾

Wohl blutet der Drache, wohl brüllet er laut,
doch drang nicht die Lanze ins Leben ihm ein,
wild schnaufet er, daß es dem Ritter d'rob graut,
und bäumet und wälzt sich in's Dörschen hinein.
Der Ritter, nicht ferne ihm immer zur Seite,
gibt weichend und beugend ihm drohend Geleite.

1) Diese erste Wunde soll der Drache erhalten haben auf dem jetzigen Thomas-
kirchhofe, wo noch jetzt der Ritter im Kampfe mit dem Drachen über der Tür eines
Häuses gemalt zu sehen ist.

Er lenket und zerret mit kräftiger Hand
herüber, hinüber sein schäumendes Roß,
da will es nicht weiter, und steht wie gebannt —
es blutet am Hufe, das Eisen ist los!

Der Ritter gewahrt es mit bangem Erbleichen,
doch mag er nicht flüchten, doch mag er nicht weichen.¹⁾

Er streichelt den Schimmel: „Du treuer Genoß,
halt aus nur, halt aus in der gräßlichsten Not!“
Da, bäumend vor Schmerzen, ermannet sich das Roß,
als ob es erkenne den drohenden Tod,
und der Ritter, stets lauernd in weniger Weite,
sprengt weichend und beugend dem Drachen zur Seite.

Und endlich gibt sich der Drache ihm bloß.
Iach spornet der Ritter sein bäumendes Pferd,
und bohret mit raschem gewaltigen Stoß
in des Drachen Gekröse sein spitziges Schwert,
und schlägt ihm die Weichen. Da schloß sich der Rachen,
da zuckte zu Tode der Körper des Drachen.²⁾

Das schaute der König vom Schlosse herab,
und eilte mit Ankomarinden herbei,
die wogende Menge des Volkes umgab
den Sieger mit Jauchzen und Freudengeschrei.
Wie zittert, wie weinet der König vor Freude,
wie jubeln, wie preisen den Ritter die Leute!

Der König spricht freudig: „Herr Ritter, sagt an,
was wollt ihr, o redet! was wollt ihr zum Lohn?
Ihr habt uns das Größte, das Beste getan!“
Der Ritter erwidert: „O schweiget davon!
Nicht hab' ich's gewaget, um Lohn zu empfangen,
ich tat, was die Pflichten des Ritters verlangen.“

Und ob auch der König die Krone ihm beut,
der Ritter verweigert sich jeglichen Preis,
und spricht: „Herr König, hoch bin ich erfreut,
das Ankomarinden gerettet ich weiß!
Doch wollt ihr zum Danke mir etwas verehren,
so mögt ihr den einzigen Wunsch mir gewähren:

„Betrachtet, Herr König, betrachtet mein Roß!
Mich jammert das Tier, das getreue, so sehr,
es blutet am Fuße, das Eisen ist los,
o rufet mir doch euern Hufschmied daher.
Der mag es verbinden und wieder beschlagen,
dann wird es getreulich noch fürder mich tragen.“

¹⁾ Das Hufeisen soll das Pferd verloren haben auf der jetzigen Ritterstraße bei der Nikolaistraße, und soll auch diese Straße vom Ritter Georg den Namen erhalten haben.

²⁾ Dies soll da geschehen sein, wo das Georgenhaus stand, über dessen Türe der Ritter im Kampfe mit dem Drachen, in Stein gehauen, zu sehen war. Auch das Georgenhaus soll den Namen von diesem Ritter Georg erhalten haben.

Da rief die Prinzessin den Hufschmied wohl schnell;
der Hufschmied gehorchte gar eilig dem Ruf,
und brachte ein anderes Eisen zur Stell',
und verband und beschlug dann auf's Beste den Huf,
und als nun dem Rosse geholfen, da scheidet
der Ritter, vom Danke der Menge begleitet.

Nachschaut ihm der König, und sagte alsdann
zum Schmied: „Such' Hammer und Nägel hervor,
und heft' an die Linde das Eisen dort an,
das im Kampfe das Roß von dem Hufe verlor,
und mach' eine Blende, dem Rosse zu wehren,
und männiglich soll es hoch halten in Ehren!“

* * *

Prinzessin und König im Grabe tief hat
verschlafen manch' frohe, manch' traurige Zeit,
das Dörfchen ist worden zur prächtigen Stadt;
das Hufeisen hat sich erhalten bis heut'.
An der Nikolaskirche, da ist es zu sehn,
als Zeichen, daß alles wahrhaftig geschehen.

25. Der Trompeter aus Pirna.

(Diese wahrscheinlich geschichtlich wahre Begebenheit fällt in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts.)

Der Frühlingssonne falber Strahl
durchbricht die Regenwolken,
es schmilzt der Schnee von Berg und Tal,
das Eis wird trüb' wie Molken.
Wer jetzt noch über'n Elbstrom muß,
der eile sonder Weilen,
eh' sich die Schollen teilen,
noch heute bricht der Fluß.

Wer reitet im gestreckten Trab
vom Städtlein dort zum Strande?
's ist ein Trompeter, den der Stab
nach Pirna gestern sandte.
Der muß, er muß noch heut zurück!
Ach, himmlischer Erlöser,
und die Gefahr wird größer
mit jedem Augenblick!

Doch furchtlos kommt er an den Strand.
Dort schleicht an seiner Krücke
ein Greis, und streckt nach ihm die Hand
mit flehendlichem Blicke. —
Er hört wohl nicht des Bettlers Fleh'n!
Wer mag's ihm auch verdenken?

Denn will er ihm was schenken,
so wird die Zeit vergeh'n.

Und der Trompeter — hört den Greis,
und schaut mit bangem Blicke
erst auf das weite Feld von Eis
dann auf des Alten Krücke,
und sucht in seiner Tasche lang,
und gibt ihm eine Gabe,
— 's war seine ganze Habe —
ein Groschen, neu und blank.

Der Alte schaut ihn dankend an:
„Gott geb' euch seinen Segen!“
„Den werd' ich brauchen, guter Mann!
Ich geh' dem Tod entgegen!“
ruft der Trompeter, und im Nu
steigt er vom Pferd und leitet
es an der Hand und schreitet
dem Ufer drüben zu.

Wohl knattert unter ihm das Eis,
wohl rauscht's wie fernes Wetter,
doch zagt er wenig, denn er weiß
im Himmel einen Retter.
Da bricht das Eis — hilf, Jesu Christ —
wie er noch kaum die Mitten
des Stromes überschritten,
und Hilf' unmöglich ist.

Und Scholl' an Scholle wälzt sich fort,
den wilden Strom hinunter,
und er in dem Verderben dort,
unrettbar mitten d'runter.
Er steht, und neben ihm sein Pferd,
auf einer von den Schollen,
die nun mit wildem Rollen,
den Strom hinunter fährt.

Allaugenblicklich drohet ihm
der Tod von allen Seiten,
jetzt macht der Schollen Ungestüm
ihn samt dem Rosse gleiten,
jetzt droht die Scholle, die ihn trägt,
in Trümmern zu zerschellen,
wenn sie im Druck der Wellen
an eine and're schlägt.

So zwischen Tod und Leben harrt
er auf die Dresdner Brücke,

wo mancher schon gerettet ward,
und sieht mit freud'gem Blicke
sie endlich und das Volk darauf
mit langen Rettungsleinen
in weiter Fern' erscheinen,
und blickt zum Himmel auf.

„Gott, hier bei mir, wie dort am Strand!
Du kannst mich Schwachen retten;
das Element hält deine Hand
an ewig festen Ketten.
Herr Gott, im Himmel, höre mich,
wie ich um Hilfe flehe;
doch, was du willst, geschehe,
auf dich vertraue ich!“

So betet er. Am Strande steh'n
wohl viele Hilferufer,
doch Helfer keine, denn es geh'n
die Schollen fern vom Ufer.
Wie schaut ihm bis zur Brücke nach,
wie ängstet sich die Menge,
ob man ihn noch durch Stränge
zu retten dort vermag.

Seht, nun, der Brücke nicht mehr fern,
ist er dem Tod entgangen!
Jetzt wird sein Hoffen auf den Herrn
gerechten Lohn empfangen.
Ha, seht, wie greift er tiefbewegt
und schweigend zur Trompete,
die seines Herzens Rede
an beide Ufer trägt.

Er bläst, wie wenn den nahen Tod
er Lügen wolite strafen:
„Ein' feste Burg ist unser Gott,
ein' gute Wehr und Waffen.“
Wie schaurig tönt der Widerhall! — —
Hilf Gott! die Schollen haben
ihn samt dem Roß begraben
im wilden Flutenschwall. —

Gerechter Gott, bist du gerecht?
Hast du das Lied vernommen?
War seine Frömmigkeit nicht echt?
Hilfst du wohl deinen Frommen?
Gerecht ist Gott wohl immerdar,
was auch geschehen möge,
doch seiner Weisheit Wege
sind — wunderbar.

26. Die Ragenmühle bei Buchholz.

(Diese Sage, welche von mehreren Chroniken und auch unter dem Volke erzählt wird, dürfte noch vor der Entstehung der Stadt Buchholz, etwa in die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts fallen.)

Man sagt wohl oft: „Vor weisen Männern
hat auch der Teufel selbst Respekt“,
und doch lass' ich mir's nicht bestreiten,
daß er sogar den weisen Leuten
schon oftmals unter's Dach geheckt,
und folgende Geschichte lehrt,
daß er sich nicht an Weisheit kehrt.

In Buchholz war vor grauen Zeiten
ein gottesfürcht'ger, weiser Mann,
ein Müller, just nicht reich an Schätzen,
doch auch nicht arm, da er beim Mezen,
gewöhnlich auf was andres sann.
Die Mühle hatt' er sich ermezt,
und einen Stall noch d'ran gesetzt.

Doch kaum, ach, ist das Ställchen fertig,
und noch vom flotten Einzugschmaus
die Esel satt, da kommt der Böse,
und treibt durch Hiebe und durch Stöße
die grauen Esel wieder 'raus,
worauf er sich ganz ungeniert
und ohne Hauszins einlogiert.

Der Müller streichelt seine Esel:
„Na, kommt, ihr Grauen, na, na, na!“
Er zieht beim Ohre sie zum Stalle,
jedoch sie stemmen sich doch alle,
d'rum kommt nur in das Haus herein.“
So nimmt der gute, liebe Mann
sein Vieh zu Hausgenossen an.

Der Stall blieb demgemäß verlassen,
und nur der Schwarze hauf'te d'rin,
auch hätte der gewiß begehret,
wenn's ihm der Mehlstaub nicht verwehret,
noch in die Mühle selbst zu zieh'n;
jedoch sein schwarzes Staatshabit
bestäubt er sich nicht gern damit.

Des Nachts, da poltert's in dem Stalle,
da paukt es an die Türe an,
der Teufel raunzt zu solchem Spiele,
daß man das Klippeklapp der Mühle
kaum vor dem Lärmen hören kann.

So trieb er's manches langes Jahr,
da hört, welch' End' vom Liede war.

Es war einmal nachts im Dezember,
Eiszapfen hingen an dem Haus
so lang und stark wie Mandeldocken,
Schneewolken beutelten die Flocken
so groß wie Knäuel Garns heraus.
Fest war das Tor der Mühle zu,
die Mannschaft drinnen lag in Ruh'.

Da zieh'n von Cunersdorf herüber,
geraden Wegs zur Mühle hin,
zwei Bärenführer mit den Bären,
als ob sie fest versichert wären,
daß sie Herberge finden d'rin,
und klopfen mächtig an das Tor,
und steh'n und harren lang davor.

Da endlich wird es hell im Hause,
der Müller macht das Fenster auf,
beleuchtet mit dem Kiefernspahne
genau die Bärenkarawane,
mummt sich im Pelz und öffnet d'rauf,
und nuschelt gähnend: „Kommt nur rein!
Es wird schon Platz für alle sein.

Hier hab' ich einen Stall; doch freilich,
das will ich euch nur frei gesteh'n,
da d'rinnen spuckt schon längst der Teufel,
der wird den Bären ohne Zweifel
die Schnauze auf den Rücken dreh'n.
Weiß nicht, — doch, wie ihr denkt! — Se nun,
ihr habt das Lassen oder Tun!“

„O dober, dober! nix zu saken!
Was Teufel! Hat Courag' die Bär!“
So polterten darauf die beiden
Polaken, die sich herzlich freuten,
daß nur der Stall noch ledig wär',
und führten dann ihr Vieh zur Ruh',
und riegelten die Türe zu.

D'rauf führt der Müller seine Gäste
in's Stübchen und heizt tüchtig ein,
bringt Brantwein herbei und Essen,
und als sie sich recht satt gegessen,
da schleppt er Schüttenstroh herein,
und holt zur Decke auf der Streu
zwei leere Säcke noch herbei.

D'rauf wünscht er ihnen gute Ruhe,
und nimmt das Licht und geht in's Nest,
wo ihn jedoch ein stilles Sorgen
um die zwei Bärenleichen morgen
erst spät den Schlummer finden läßt.
Indessen schnarchen längst die Zwei,
vom Marsche müde, auf der Streu.

Doch als der alte Stubenseiger
die böse Geisterstunde schnarrt,
da fängt's 'm Stalle an zu hausen,
daß d'rob der Müller voller Grausen
in seinem Bette munter ward.
„Hu!“ — denkt er zitternd — „hu, jetzt wird
das fremde Viehzeug massakriert.“

Er springt voll Angsten aus dem Bette,
und guckt versteckt zum Fenster 'naus,
da hört er erst das Kampfgetöse,
die Flüche, Seufzer, Hiebe, Stöße,
das Bärgebrüll und das Gebraus.
Er läuft hinab und weckt die Zwei:
„Mit euern Bären ist's vorbei!“

Da schrecken rasch aus ihrem Schlase
die beiden Bärenführer auf:
„Was hat sik? Sollten sik die Bären
denn nik so mit Courage wehren?
O, wenn die Tanzbär gingen d'rauf!
Hat sik das Contretanz studiert,
und trägt die Stock und balanciert!“

Sie geh'n hinaus und seh'n — o Freude!
wie just der Teufel retiriert,
und sich — das war doch ohne Zweifel
recht eigentlich ein dummer Teufel! —
aus seiner Wohnung fortskiffiert.
Die Bäre hatten obgesiegt,
und waren wohlauf und vergnügt.

Der Müller hatte große Freude,
das nun sein Stall entteufelt war,
und brachte Sauerkraut und Schinken
und Bier und Brantwein zum Trinken
den beiden Bärenführern dar,
und auch den zott'gen Kämpfern bot
zum Lohne er ein schwarzes Brot.

Und als am Morgen d'rauf die Polen
mit ihren Bären weiter zieh'n,

füllt er mit Broten ihre Säcke,
und geht mit ihnen eine Strecke
bis in die Sehmer Waldung hin,
und spricht: „Ich danke auch recht schön,
mag's euch selbender wohl ergeh'n!“ —

Als wenig Tage d'rauf der Müller
bei Nacht einmal nach Hause kehrt,
da tritt mit graufigem Getöse
urplötzlich vor ihm hin der Böse,
und spricht: „Mein lieber Müller, hört!
Sind denn im Stall — ei, sagt mir's doch!
die beiden großen Ragen noch?“

Der Müller schlägt ein Kreuz und stottert:
„Ei wohl, die Ragen sind noch da!“
Da huscht mit grimmigem Gezische
der Böse abseits in's Gebüsch,
und ihn noch niemand widersah.
Gewiß hat's später ihn frappiert,
daß er sich damals so blamiert.

Seitdem nun wurde jene Mühle
die Ragenmühle nur genannt. --
Wenn ich an ihr vorübergehe,
und auf den Stall daneben sehe,
denk' ich: Wie mancher Mann im Land
hat eine große Katz' im Haus,
und bringt den Teufel doch nicht 'naus!

27. Die sieben Kapellen bei Höckendorf.

(Die Kapellen auf dem Wege von der Kirche zu Höckendorf nach Cunnersdorf gleichen mehr bloßen Betsäulen, und stehen von den sieben nur noch zwei, die anderen fünf sind umgestürzt. Aber auch an diesen zwei übrig gebliebenen ist von Inschriften nichts mehr zu erkennen.)

„Ei, so bleibt mir vom Halse mit eurem Begehr,
ich mag es euch nimmer gewähren.
Denn was ich euch gebe, doch würdet ihr mehr
in der andern Minute begehren.
Die himmlischen Güter; die lobet ihr mir;
und trachtet nach ird'schen mit schnöder Begier?
Das macht euerm heiligen Stande
nur Schande!“

So Konrad von Theler,¹⁾ ein trotziger Herr,
zu seinem Kaplane Sylvestern,

1) Die von Theler besaßen Höckendorf vom vierzehnten bis in das sechszehnte Jahrhundert.

der nun mit verdrießlichem Pfaffengeplärr
anhub seinen Ritter zu lästern:

„Der Tag wird einst kommen, wo der Geiz euch gereut!
Wann Gottes Verdammnis der Hölle euch weiht,
dann wird, was ihr heute gesprochen,
gerochen!“

So keifte der Pater und stürzte davon,
nachscholl ihm des Ritters Gelächter:
„Schlecht steht dir das Betteln, du armer Patron,
doch wahrlich das Zürnen noch schlechter.“

So höhnet der Ritter und lachte sich satt,
daß Sylvester zum Schimpfen nicht Worte g'nug hat,
und läßt sich das Wüten des Becken
nicht schrecken.

Doch als in der Predigt des Tages darauf
der Pater ihn wieder verfluchte,
Da wallte der Ingrim im Herzen ihm auf,
daß am Pfaffen er Rache drob suchte.
Und da kommt in der Wut ihm das Gräßlichste bei,
und er eilt nach der Predigt zur Sakristei,
und stößt ihn mit blitzendem Schwerte
zur Erde.

Wie winselt der Pater, wie krümmet er sich,
Wie verflucht er den Mörder zur Hölle!
Der Ritter erbehte im Innern und wich
bestürzt von der blutigen Stelle.
Wild scholl ihm zu Ohren des Sterbenden Fluch,
ihn faßte Verzweiflung, er brüllte und schlug
vor die Stirn sich und stürzte ohn' Oden
zu Boden.

Und als er erwacht, ist die tobende Wut,
zum Jammer des Wahnsinns geworden;
dumpf heult er: „Wie stinken die Hände nach Blut!
Wie sind sie so müde vom Morden!
Wie winselt, wie ächzet der fromme Kaplan!
Wie schreit meine Sünde zum Himmel hinan!
Wie schreit sie zu Gott, mein Verbrechen
zu rächen!“

So schlaflos drei Tag' und drei Nächte hindurch,
zermühlet der Ritter die Betten;
auffspringt er am vierten, hinweg von der Burg
zerrt's ihn wie mit eisernen Ketten
hinaus in das Weite, und hastig gebeut
er einem der Knechte, bei guter Zeit
zwei Rosse zu satteln und zäumen
ohn' Säumen.

Und als nun das Frührot im Osten tagt,
da bestellt er sein Haus noch, und reitet
von dannen behend wie zu lustiger Jagd,
vom treu'sten der Knappen begleitet,
und spricht unterwegs! „Wohl haben wir weit,
denn siehst du, wir reiten zur Ewigkeit,
d'rum laß uns nur sonder Verweilen
recht eilen.“

Der Knappe fragt ängstlich: „Wohin denn? wohin?
Wohin, Herr, wollen wir reiten?
Euch ist so verzweifelt vergnüglich zu Sinn,
das mag mir nichts gutes bedeuten.“
Da lachet der Ritter: „Armseliger Knecht,
was fragst du so unnütz? Doch, hast du wohl recht.
Will Trost mir und Ruhe für's Leiden
erreiten!“

Ich spornt er den Rappen, und sprengt in den Wald,
und kommt auf die Höh' eines Felsen,
und stiert in die Tiefe und schauerlich schallt
sein Verzweiflungsruf in den Gehölzen:
„Hier finde ich Ruhe, hier find' ich ein Grab!
Hinunter, mein Roß! in die Tiefe hinab!
Ich will ja der Hölle mein Leben
gern geben!“

D'rauf hegt er den Rappen mit Peitsche und Sporn,
doch sonder Bewegen und Regen
steht das Roß, und stemmt sich kräftiglich vorn
der entseßlichen Tiefe entgegen.
Und der Knappe sprengt voller Bestürzung heran:
„Was soll das, Herr Ritter? Was ficht euch an?
Ihr stürztet, tat Gott nicht ein Wunder,
hinunter!“

Das ist nicht der Weg, einen Mord zu bereu'n,
der Selbstmord führet zur Hölle!
Mög' Gott euch den Frevel gnädig verzeih'n.
Jetzt rasch und hinweg von der Stelle!
Laßt raten euch, Ritter, und höret mich an,
ich hab' euch ja immer zum Besten getan!
Gott zeigtet durch mich euch die Pfade
zur Gnade.

In's heilige Land hin lasset uns zieh'n,
um Vergebung zu flehen und bitten,
dort lasset uns beten und jammern und knie'n,
dort, wo einst der Heiland gelitten.
An des heiligen Vaters hochheiligem Thron
in Rom, da erflehet euch Absolution!

Dort ist die Vergebung der Sünden
zu finden!"

So poltert der Knappe in ängstlicher Hast,
und starr und versunken in's Sinnen,
schweigt der Ritter dazu eine ziemliche Rast,
und hält kaum die Tränen noch innen.
„Hast recht, du Getreuer! — so spricht er bewegt —
will harr'n und bereu'n, bis mein Stündlein schlägt,
will pilgern nach heiligen Städten,
zu beten.“

Und sie reiten selbender wohl eilends nach Rom,
und wenn sie ein Bethaus wo finden,
in jeder Kapelle, in jedem Dom,
kniet der Ritter und bereut seine Sünden,
und jammert bei Tag und jammert bei Nacht,
bis daß sie die mühsame Reise vollbracht
und Ablass für's blut'ge Vergehen
erflehen.

D'rauf reiten sie weiter und schiffen sich ein,
und segeln zum heiligen Lande,
und landen beim siebenten Abendschein
am palästinischen Strande,
und wenden sich freudig zur heiligen Stadt,
wo der Heiland am Kreuze gelitten hat,
und betreten die heiligen Mauern
mit Schauern.

Von Jerusalem krümmt sich ein steinigter Pfad
gen Golgatha hin, und die Stellen,
wo Christus mit dem Kreuze geruhet hat,
bezeichneten sieben Kapellen.
Dort strömt es ohn' Ende von nah und von fern,
so Fürsten wie Bettler, so Diener wie Herr'n,
und hoffen Vergebung der Sünden
zu finden.

Andächtig wohl knieet der Sünder Heer,
und betet in inniger Wehmut,
doch wie Coyrad so brünstig fleht keiner mehr,
keiner kniet in so reuiger Demut.
Drob werden auch seine Gebete erhört,
die Ruhe allmählig ihm wiederkehrt,
als ein Priester ihm, daß er entündigt,
verkündigt.

Da kehren die Beiden nach Deutschland zurück,
und kommen zum heimischen Schlosse,

und der Ritter verkündet sein seltnes Geschick
der Reifigen freudigem Troste.
Drauf geht er zum Grab des erschlag'nen Kaplan:
„Magst du mir, was Böses ich an dir getan,
für dies und das bessere Leben
vergeben.“

Und damit seine Reue nie werde alt,
gebeut er am grauenden Morgen
dem greisen Bogte, wie möglich so bald
für kundige Maurer zu sorgen.
Die müssen ihm sieben Kapellen erbau'n,
so wie sie bei Golgatha waren zu schau'n,
in derselben Entfernung und Weite
und Breite.

Und täglich durchwallt er die fromme Station,
und betet in jeder Kapelle,
und sein alterndes Auge erblindete schon,
doch im Herzen blieb's immer ihm helle.
Sein Begleiter dereinstens im heiligen Land,
führte jetzt auch den Ritter mit sorglicher Hand,
bis Gott ihn hinauf zu den Frommen¹⁾
genommen.

Jahrhunderte nagten mit fräzigem Zahn
an den Mälern herzinniger Reue,
doch von den Kapellen auf grünendem Plan
sieht der Wand'rer jetzt immer noch zweie.
Und d'rin, wo der Ritter die Mordtat vollbracht,
in der Sakristei kniet er in reißiger Tracht,
und die steinernen Augen noch scheinen
zu weinen.

28. Das Marienbild zu Eicha bei Naunhof.

(Eicha, ein Vorwerk, verdankt seinen Namen einem hohen Eichbaum, der dort stand und unter welchem die alten Sorbenwenden ihre Abgötterei getrieben haben sollen. An der Eiche war später ein Marienbild, welches durch nachstehende Begebenheit ein berühmter Wallfahrtsort ward.)

Ein Wagen fuhr bei Naunhof
die Leipz'ger Straße her,
er war beladen mit Gefäß
und Kasten hoch und schwer.

Ein Greis im blauen Fuhrmannshemd
schritt langaus nebenbei,

1) Konrad Theler starb 1361.

und trieb die Gänse, daß er noch
zur Nacht in Leipzig sei.

Der Abend zog im Nebelkleid
schon über Berg und Tal,
d'rum treibt der Fuhrmann das Gespann
mit Hui und Peitschenknall.

Da ruft ihn hinten wer von fern:
„Halt an, Fuhrmann, halt an!“
Er sieht sich um; lautkeuchend trappt
ein Wanderer heran.

Der buckelt' einen Mantelsack,
und trocknet' sich den Schweiß:
„He, guter Fuhrmann, nehmt mich mit,
die Last macht mir es heiß.“

„Ich' trage wenig Fracht, und doch
drückt mich mein Mantelsack,
als hätte mir's ein böser Geist
getan zum Schabernack.“

Drum hing' ich gerne mein Gepäck
an euern Wagen an,
damit ich leichter dann mit euch
bis Leipzig gehen kann.“ —

Der Fuhrmann spricht: „Hängt euern Sack
in Gottes Namen an;
hab' den Gefallen manchem schon
mein Lebetag getan.“

D'rauf mit einander gehen sie
beim Wagen neben her,
und reden von der schlechten Zeit
und andern Dingen mehr.

Gar viel erzählt der Wanderer,
bis ihm der Fuhrmann schilt:
„So nehmt doch euern Hut hier ab
vor dem Marienbild!“

Hart an dem Rand der Straße stand
ein Eichbaum, dick und alt,
d'ran hing der Gottesmutter Bild,
in Öl auf Brett gemalt.

Als dies der Wanderer gewahrt,
zieht er zwar auch den Hut,
so wie der Fuhrmann, doch er tut's
nur so, damit er's tut.

Er kniet nicht nieder, betet nicht
nach seiner Christenpflicht,
er setzt den Hut stracks wieder auf,
und drückt ihn in's Gesicht.

Der greise Fuhrmann aber hält
die Pferd' an. Drauf kniet er
andächtig vor das heil'ge Bild,
und sagt drei Ave's her.

Der and're harrt indessen sein,
bis daß er fertig ist,
und schilt' ihn grollend: „Eu'r Gebet
ist ein' unnütze Frist.“

Der Fuhrmann d'rauf: „Verzeih' euch Gott
das frevelhafte Wort!“
D'rauf treibt er seine Pferde an,
doch siehe — keins will fort.

Er spricht den Pferden freundlich zu,
und streicht sie mit der Hand,
er schreit; er peitscht, er zerrt am Zaum,
sie stehen wie gebannt.

Der Boden war so gleich und glatt,
kein Hindernis im Weg,
drob sinnt der Fuhrmann hin und her,
was das bedeuten mög'.

Und flehend blickt er auf das Bild
der Mutter Gottes hin,
da fährt es jähling, wie ein Blitz,
ihm seltsam durch den Sinn.

Er faßt den Wand'rer bei der Brust,
und schnaubt' ihn heftig an:
„Dein Mantelsack birgt Sündengut,
und das ist Schuld hieran!“

Was hast du in dem Mantelsack?
Gesteh', und leugn' es nicht!“
Er rief's. Der Wand'rer sinkt tot hin
mit bleichem Angesicht.

Der Fuhrmann faßt den Toten an,
schon war er starr und kalt,
er schreckt zurück: „Ha, so hast du
dein Sündengut bezahlt!“

Er reißt des Wand'ers Mantelsack
vom Wagen, und erschrickt,

als er in ihm, — o arge Greu'! —
das Heiligste erblickt.

„Im güldnen Kranz den Leib des Herrn!
Du großer Bösewicht,
den Heiland hast du frech geraubt —
Gott hielt ein recht Gericht!“

Der Fuhrmann ruft's und blickt gar lang
bewegt auf die Monstranz,
und kniet vor das Madonnenbild
in Mondes Silberglanz.

„Nimm, heil'ge Jungfrau, deinen Sohn
zurück aus meiner Hand!
Will fragen überall, wo ihn
der Bösewicht entwandt.“

D'rauf legt er sacht das Heiligtum
in einen Kasten ein,
und treibt die Pferde wieder an
mit Peitschenknall und Schrei'n.

Die zieh'n jetzt rasch und mutig an;
der Mutter Gottes Bann
war nun gelöst, und bald der Weg
nach Leipzig abgetan.

Dort meldet er am Stadtgericht,
was unterwegs gesch'eh'n,
die glauben seinen Worten gern,
als die Monstranz sie seh'n,

Wie Spreu verbreitet durch das Land
sich rasch die Wundermähr,
der Weg zu dem Marienbild
ward fortan nimmer leer.

In kurzem ward ein Gotteshaus
an jener Stell' erbaut,
das man bei Eicha hart am Weg
noch heut zu Tage schaut.

29. Der Jungfernsprung auf dem Dybin bei Zittau.

(Der Dybin, ein bienenkorbformiger, 208 Ellen hoher Sandsteinfelsen bei Zittau, hat unter andern Merkwürdigkeiten auch eine Felskluft, die man den Jungfernsprung nennt. Auf dem Dybin stand seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein Schloß, welches

der Freiherr Quahl von Berka erbaut hatte. Nacherzählte Begebenheit fällt zwischen die Jahre 1343–49, und ist bloße Sage.)

Wohl wunderschön war Irmengard
und wonnig anzusehen,
die Wangen rot, die Stirn so zart,
das Auge schwarz wie Schlehen.
Schon zog ob den Bergen der Abend einher,
und fern war die Heimat, d'rum eilte sie sehr.

Und wie sie tritt in's Dickicht ein,
da kommt, gar hoch zu Rosse,
des Weges Junker Tollenstein
mit seinem reis'gen Trosse.
Er bedeutet wildlachend den bärtigsten Knecht:
„He, fang mir das Mädcl, es dünkt mir nicht schlecht!“

Gleich faßt die flücht'ge Dirne an
der Knecht mit starken Armen,
ihr Weinen und ihr Sammern kann
den Junker nicht erbarmen.
Er preßt' auf den Sattel sie vor sich hin:
„Was weinst du, fein Liebchen? was liegt dir im Sinn?“

Und hoch bergauf nach ^{Sinn} Dybin
ging's nun im scharfen Trotte.
Der Michelsberger haufte d'rin,
das Haupt der argen Rotte.
Der grüßte die Gäste mit vollem Pokal:
„Ha, wer ist denn die Dirne? Herein in den Saal!“

Da setzten am Ramin sich schnell
zum Zechgelag' die Räuber,
ein alter Harfner krächte grell
das Lob verbuhlter Weiber,
und Fluchen und Jubel und Becherklang
verschmolz mit des Harfners schamlosen Gesang.

Wie ward es da der Dirne bang,
sie weinte bitt're Zähren;
wie mühte sie sich, den Gesang
des Harfners nicht zu hören.
Sie faltete betend die Hände und sah
zum Himmel, als hoffte sie Hilfe von da.

Da trat des Burgherrn einz'ges Kind,
Sigmunde, ein zum Saale,
ein Fräulein, fromm und gut gesinnt,
und reicht ihr eine Schaale
voll perlenden Weins und ein Honigbrot,
und seufzte: „Ach, helfe dir Gott in der Not!“

Sigmundens blauem Aug' entquoll
des Mitleids fromme Zähre,
sie flüsterte so kummervoll:

„O, daß mir's möglich wäre — “
da stürzte der trunkene Junker herzu:
„Komm, schöne Gefang'ne, komm, hurtig zur Ruh!“

Er schlang den Arm ihr um den Leib,
und trug sie fort zum Baden:¹⁾
„Was sträubst du dich? Du wirst mein Weib!
Ich will dich gut beraten!
Mein Stammchloß und all' meine Habe sei dein,
sollst schlafen auf Flaumen und baden in Wein!“

Er sagt' ihr manches glatte Wort
vom Schwelgen und Genießen,
jedoch sie schwieg und weinte fort,
das tät ihn arg verdrießen:
„Ha, so spar' doch die Tränen, sie lassen nicht sein,
magst mehr wohl dich freuen, mein Liebchen zu sein!“

Er preßte sie an seine Brust,
er faßte sie am Kinne,
er schwatzte viel von süßer Lust,
von ewig treuer Minne,
er versprach ihr Geschenke, er drohte Gewalt;
doch das Mägdlein blieb immer wie Marmel so kalt.

Da brach ihm endlich die Geduld,
und rief er zween Knechten:
„Die Närrin da, sie hat die Schuld,
kann mit sich selber rechten.
Werft tief in den Turm sie bei Wasser und Brot!
Geschmeidig und willig wohl macht sie die Not.“

Die rohen Knechte fassen sie
mit ihren starken Armen.
„Ha — rief sie — sparet eure Müh'!
ich ford're kein Erbarmen!
Der Tod, wie soll er willkommen mir sein,
er wird mich aus bübischen Händen befrei'n!“

Im graufenvollen Kerker saß
sie lange, lange Wochen,
der Junker kam ohn' Unterlaß
zu ihr hinabgekrochen,
und versprach ihr die Freiheit und droht' ihr den Tod;
doch das Mägdlein blieb standhaft trotz Jammer und Not.

1) Baden, sonst soviel als Zimmer, Gemach, Schlafgemach.

Drob sann der Junker hin und her,
doch ließ er sich's nicht irren.

„Der Hunger muß — so dachte er —
sie doch am Ende kirren.“

Er rief die zwei Knechte: Dies ist mein Gebot,
daß ihr Wasser ihr reichet, doch nimmermehr Brot!“

Und Irmengard im Kerker saß
zwei Tage ohne Speise,
so abgezehrt, so leichenblaß;
da stieg der Junker leise
tief zu ihr hinunter und lud sie schön ein,
in Lust und in Glück seine Buhlin zu sein.

„Ich bin — sprach er — das letzte Mal
zu dir hinabgestiegen,
kann nicht des Hungers harte Qual
dein trotzig Köpfchen biegen,
so magst du verderben! Ich wünsche gut Glück,
erst wenn du verhungert bist, kehr' ich zurück!“

Er rief's erzürnt und stürmte fort,
und schwang sich hoch zu Rosse,
und zog hinaus zu Raub und Mord
mit seinem reis'gen Trosse,
und wie auch die Sonne sie brennen mag,
sie reiten und jagen den ganzen Tag.

Wie freute sich Sigmunde sehr,
als sie vom Vater hörte,
daß auf der Jagd der Junker wär',
und heut' nicht wiederkehrte.
Sie strebte schon längst, aus der schrecklichen Pein
die arme gefangene Maid zu befrei'n.

Und als der Abend niedersank,
auf Berg und Tal und Wiese,
da stahl sie aus des Schergen Schrank
die Schlüssel zum Verließe,
und schlich sich, damit es ja niemand gewahrt,
gar still in den Kerker zu Irmengard.

Und stärket sie mit Brot und Wein,
und löset ihre Ketten:
„Folg mir! Schon bricht die Nacht herein!
Ich komme, dich zu retten!“
Drauf führt sie an's Burgtor sie leise hinan,
da sprengte der Junker den Berg heran.

Wie der die Flihende gewahrt,
gibt er dem Gaul die Sporen;

zurück wohl flüchtet Irmengard,
doch ach, sie ist verloren.
Kein and'res Tor führte hinunter zum Schloß,
durch das Eine einsprengte der tobende Troß.

Da schwankt sie auf den Felsensteig
bis hin zur äußern Mauer,
erklimmt sie glücklich, doch zugleich
erfaßt sie Todeschauer;
denn vorwärts gähnt sie der Abgrund an,
und hinter ihr stürmet der Junker heran.

Doch rasch entschließt sie sich und ruft:
„Hilf Jesu!“ und hinunter
in die unabsehbar tiefe Kluft
springt sie, und, Gott tut Wunder,
kommt glücklich zu steh'n auf ein Felsenstück,
und betet und blickt nach der Höhe zurück

Und springt getrost von Stein zu Stein,
bis sie dem Blick entschwunden;
der Junker schaute müßig d'rein
und stierte starr nach unten,
als vermöcht' er das Wunder nicht recht zu versteh'n,
und fröhlich hat niemand ihn fürder geseh'n.

30. Die Irrlichter am Grundtümpel bei Wildenau.

(Wildenau, Dorf östlich von Schwarzenberg, am rechten Ufer der Böhle mit dem sogenannten Grundtümpel an den Pfeilhammerwiesen, wo das Wasser immer wirbelt und unzählige Irrlichter sich sehen lassen.)

Ein kleines Fischerhüttchen stand
vor alten grauen Zeiten
hart an der Böhle beblühtem Rand,
umgrünt von Silberweiden.
D'rin blüht dem Fischer Kilian
die einz'ge Tochter still heran,
frisch wie die Ros' am Stengel,
und hold und sanft wie Engel.

Sie war die Schönste weit und breit,
ein Kind von siebzehn Jahren.
Wohl wußte sie vor Eitelkeit
der Alte zu bewahren;
doch junger Liebe stille Glut
lacht jeder Aufsicht, jeder Hut.
Gertrudens Herzchen brannte,
eh' es der Vater ahnte.

Der war nicht mürrisch, ja sogar
ein Freund von Jugendfreuden,
d'rum oft in seinem Stübchen war
ein Schwarm von jungen Leuten.
Die kamen mit dem Abendtau
herüber all' von Wildenau;
dem Schönsten unter ihnen
war Trudchen schön geschienen.

Auch Berthold von Gertruden war
vor allen gern gesehen,
sie schienen beide wunderbar
einander zu verstehen.
Ihr Lieben war ein Blick, ein Gruß,
ein Händedruck, im Spiel ein Kuß,
doch mußten oft die beiden
vom Scherz der andern leiden.

Die heilige Andreasnacht
sank auf die Fluren nieder,
der Winter zog heran mit Macht
in schneeigem Gefieder;
da saß im Stübchen, traulich warm,
der jungen Leute froher Schwarm,
die Burschen schnitzten Kannen,
indefß die Dirnen spannen.

Zulezt sprach Vater Kilian,
den Pfeifenstumpf im Munde:
„Ich dächt', ihr hättet g'nug getan,
's ist in der zehnten Stunde,
Heut' ist der Tag der Zauberei,
Erb Schlüssel her und Zinn und Blei,
auf daß die Mäd'el sehen,
mit wem zur Trau' sie gehen.“

Der Alte sprach's. Da ruhten rasch
die Messer und die Rocken,
Gertrude holte einen Asch
und alte Leuchterbrocken.
Bald schmolz das zauberkräft'ge Blei
im Löffel an der Lamp' entzwei,
und wurde durch den Schlüssel
gegossen in die Schüssel.

Jedwede goß sich einen Mann:
die einen schlanken Steiger,
die einen dicken Zimmermann,
die einen krummen Geiger.

Natürlich tat die Einbildung
das meiste bei der Auslegung;
nur Trudchen brauchte leider
nicht diese erst zum Deuter.

Sie kam, die Letzte, an die Reih';
da schäkerten die andern:
„Berthold, jetzt mußt du mit dem Blei
stracks in die Schüssel wandern!“
„Na, — lachte Trudchen, — seid doch still
und schaut, was ich mir gießen will;
das Blei ist nur zu wenig,
sonst göß' ich einen König.“

Sie goß. — Was ist das? Ach, o weh!
Es zischte aus der Schüssel
ein blaues Flämmchen in die Höh'.
vom Blute troff der Schlüssel.
Bestürzt fuhr rings die Schar zurück:
„Das deutet Tod und Mißgeschick!“
Das Lachen und das Necken
ward jach zu Angst und Schrecken.

Der Löffel mit dem Zauberblei
entstürzte Trudchens Händen.
„Weiß Gott, wie nur die Gießerei
so traurig konnte enden!“
so sprach der alte Kilian,
„nun, nehmt's euch nur nicht gar so an!
Wer weiß, welch' schädlich Wesen
in euerm Blei gewesen.“

So lang ihr fromm und ehrbar seid,
kann euch kein Teufel schaden,
bleibt bei der Tugend jederzeit,
so seid ihr gut beraten.
Jetzt aber laßt das Trauern sein,
und tanzt einmal das Ringelreihn!“
Der alte sprach's. Sie taten
geschwind, was er geraten.

Allmählich war beim Ringeltanz
die Bangigkeit verschwunden,
die Freude hatte endlich ganz
sich wieder eingefunden.
Da sprach Bertholdens Schwester: „Heut'
gibt uns die Geisterwelt Bescheid!
Laßt uns nach Reifern gehen,
die an dem Wasser stehen!“

„Ei ja!“ Die andern stimmen bei:
„Und wenn die Knospen blühen,
da wird kein Freier ungetreu
dereinstens von uns fliehen.
Nur daß niemand ein Wörtchen spricht,
sonst hilft uns Sankt Andreas nicht.
Komm, Trudchen! In den Gerten
wird dir mehr Hoffnung werden!“

Doch Trudchen wollte nicht mit fort,
ihr war's so angst und bange,
sie gaben ihr manch gutes Wort,
doch sträubte sie sich lange,
bis denn zuletzt der Vater spricht:
„Geh, Trudchen, mit und fürcht dich nicht,
was mit dir soll geschehen,
dem kannst du nicht entgehen.“

D'rauf schlichen all sie zum Gesträuch
gar still und stumm und leise,
und jede brach sich ihren Zweig,
umglast von sprödem Eise.
Jetzt kom auch Trudchen an die Reih':
— „Hilf, Jesu Christ, und steh' mir bei!“ —
Ein Nix, ach! zog Gertruden
hinunter in die Fluten. —

Zwei Spannen nur vom Wasser stand
der Zweig, den sie sich knickte,
kein Wunder, daß der Nixenhand
der Raub der Dirne glückte.
Der böse Nix, der sie geraubt,
trug eine Krone auf dem Haupt,
blau war er wie die Schlehe
vom Kopfe bis zur Zehe.

Woher er kam, man wußt' es nicht,
so schnell war er gekommen,
sonst hätten wohl den argen Wicht
die Burschen fest genommen.
So aber standen sie verblüßt,
wie wenn der Donner einen trifft;
schon bargin seit Minuten
den bösen Nix die Fluten.

Sie sah'n erschreckt einander an,
und rangen ihre Hände:
„Hilf, Gott! Erfährt das Kilian,
das ist des Alten Ende.“

Sie riefen laut, sie klagten schwer,
am Ufer hin, am Ufer her,
doch ach, der Wellen Dröhnen,
schien ihrem Ruf zu höhnen.

Und Berthold warf verzweiflungsvoll
sich nieder auf die Erden:
„Herr, Gott, du d'roben, warum soll
ich so gezüchtet werden?
Hab' ich, hat sie, hat Kilian,
wer hat so Gräßliches getan,
daß du an unsern Leiden
willst deine Augen weiden?“

Er schlug sich wütend vor die Stirn,
zerraupte sich die Haare:
„Zerschmettern will ich mir das Hirn,
zerschmettern am Altare.
Ha, oder stürzen mich ins Grab,
hier in den kalten Fluß hinab,
vielleicht seh' ich Gertruden
tief unten in den Fluten.

Wer will des Schicksals Narr zu sein,
sagt an, wer will mich zwingen!“
So wütet er und will hinein
ins tiefe Wasser springen.
Die andern halten ihn mit Kraft,
wie sie Verzweiflung ihnen schafft,
und ziehn im raschen Schritte
ihn zu des Alten Hütte.

Und Berthold bleibt starrtrogig steh'n
und krampft die Hand und jammert:
„Bin ich wahnsinnig? Laßt mich geh'n!
Was habt ihr mich umklammert?“
Ihm bringt in der Verzweiflung
ein Tränenstrom Erleichterung,
er weint: „Wo ist mein Lieben,
wo ist's so plötzlich blieben?“

Und wie sie d'rauf dem Hüttchen nah'n,
bleibt Berthold wieder stehn:
„Sagt, wer von euch will uns voran
als Unglücksbote gehen?
Da steh'n sie tief betroffen still,
das Unglück keines künden will;
es möchte wohl der Schrecken
den Alten niederstrecken.

Sie stehen eine lange Zeit.
„Was soll, das muß geschehen!
Kommt, stillt die Tränen, bergt das Leid,
ich will voran euch gehen!“
so redet mit erzwung'ner Ruh'
den andern Berthold jammernd zu,
und tritt mit schwankem Schritte
zum Alten in die Hütte.

Weh, was wird Vater Kilian
zu dem Berichte sagen?
Scheu sah die Schluchzenden er an,
und wagte nicht zu fragen,
bis daß er, ha, sein Kind vermißt:
„Gertrude? Sagt, was ist mit ihr?“
Doch keines will es wagen,
die Wahrheit ihm zu sagen.

„Wo ist mein Kind? Sprecht, wo sie ist!
Wagt nicht, mich zu betören.“
Da spricht Berthold: „Hilf, Jesu Christ!
Ihr müßt's doch einmal hören.
Eu'r Kind —'s wird wohl verloren sein, —
ein Nirenkönig zog's hinein.“
Stracks stürzte ohne Oden
der Alte tot zu Boden.

Sie sprangen zu. Ihr Schmerz war groß.
Sie trugen ihn in's Bette.
O Tod, wie machst du schonungslos
das Haus zur Leichenstätte! —
Sie schlichen nach dem Morgentau,
des Leides voll, nach Wildenau,
und nach drei Tagen haben
den Alten sie begraben.

Verstummt war Lachen, Lust und Scherz
nun in der Fischerhütte.
Und Berthold lenkt in stillem Schmerz
all' Nacht zu ihr die Schritte,
Er schleicht einher, vom Gram gebückt,
und steht am Ufer still, und blickt
zum Himmel, ringt die Hände,
und weinet ohne Ende.

Und steht und harret bis Mitternacht,
dann sieht er, ha, Gertruden
in wasserblauer Nirenracht
aufstauen aus den Fluten,

die Wangen fahl und leichenblaß,
die Wimpern, ach, von Tränen naß;
sie breitet voll Verlangen
die Arm', ihn zu empfangen.

Sie singt, ihm dringt's durch Mark und Bein,
sie singt in schlichten Weisen:
„Geduld, Geduld! Ich bin ja dein,
nichts kann dich mir entreißen.
Geduld, Geduld! Bin deine Braut,
ein Jahr, dann werden wir getraut,
dann bin dem Nirenkönig
ich nimmer untertänig.“

Sie wirft ihm feur'ge Küsse zu,
die leuchten wie die Sterne,
doch, ach, es weht sie all' im Nu
der Wind weit in die Ferne.
Er hascht das Ufer ab und an,
ohn' daß er einen fangen kann,
er muß das süße Küssen,
das süß' Umarmen missen.

Allnächtlich kehrt er zu dem Strand,
die bleiche Braut zu sehen,
die Küsse fliegen weit in's Land
im neid'schen Windeswehen.
Wie lacht ihm aus der Flut der Tod
so hold entgegen in der Not,
doch fühlt er sich gehalten
von geistlichen Gewalten.

Er blich dem Grabe zu mit Macht,
hohl wurden seine Wangen,
da rief ihn die Andreasnacht,
die Liebste zu empfangen.
Er kommt zum Ufer und erschrickt,
als er Gertrudens Leich' erblickt.
Halb überschwemmt vom Sande
lag sie hart an dem Strande.

Er knieet nieder neben ihr,
und fleht mit brünst'gem Herzen:
„Herr, du mein Gott, nun gib auch mir
das Ende meiner Schmerzen!“
Er betet lang, er weint sich satt,
und sinkt dahin, vom Jammern matt;
der Morgen sah dort oben
die Beiden sich verloben. —

Die kleine Fischerhütte schwand
seit vielen, vielen Jahren
vom grünumlaubten Uferrand,
wo sie nach Reisen waren;
vermorscht im finster'n Kämmerlein
ist längst der Liebenden Gebein;
nur Trudchens Küsse schimmern
noch mit unstetem Flimmern.

Sie löscht kein Regen, löscht kein Tau,
sie hüpfen vom Gestade
herüber über Feld und Au,
zickzack auf lust'gem Pfade.
Sie lockten manchen querseldein,
der sie, weil ihr unsich'rer Schein
bald hier, bald dorten brannte,
aus Rach' Irrlichter nannte.

Und wo der Nix die Dirne stahl,
ist's Wasser grundlos worden,
es dreh'n die Wellen ohne Zahl
im wilden Wirbel dorten.
Der Wirbel zerret Kahn und Floß
hinunter in das Nixenschloß,
d'rum nennen ihn die Crute
Grundtümpel noch bis heute.

31. Burggraf Teschke von Dohna.

(Die Burg Dohna, jetzt in Trümmern, bei Pirna an der Müglistz, wurde wahrscheinlich schon im 10. Jahrhundert gebaut. Die Burggrafen von Dohna waren meist schdelustige und räuberische Gesellen; daher der frühe Ruin der Burg. Die hier erzählte, meist geschichtliche Begebenheit, fällt in die Jahre 1401, 1402 und die dritte Abteilung derselben etwa 1415.)

I.

Wie strömt es nach Dresden von nah und von fern!
Was fahren die Frauen? Was reiten die Herr'n?
Von Golde umblicht, von Rubinen umflammt,
mit Spangen und Bändern, in Seide und Samt!

Zum Adeltanz¹⁾ kommen von nah und von fern
auf's Dresdner Rathaus die Frauen und Herr'n;
dort führen sie lustig nach fürstlichem Mahl
den Reigen im festlich erleuchteten Saal.

1) Der Adeltanz wurde vom Markgrafen gewöhnlich um Martini auf dem Dresdner Rathause zur Ergötzlichkeit seiner Vasallen gehalten. Der hier erwähnte am Martinustage des Jahres 1401.

Wie glühen die Wangen vom Feuer der Lust,
wie funkeln die Augen, wie woget die Brust!
Wie reizend die Frauen, wie artig die Herr'n,
so einig in Ehren, vom Argen so fern!

Wer ist dort die Schönste der Schönen im Saal?
Die blonde Mathilde, des Rükschels¹⁾ Gemahl,
so üppig vom Scheitel bis nieder zur Zeh',
die Wangen wie Rosen, die Stirne wie Schnee.

Und der Schönste der Ritter, wer mag es wohl sein?
Graf Teschke von Dohna, so tapfer wie fein.
Wie männlich sein Antlitz, die Locken so lang,
wie feu'rig die Augen, so fürstlich sein Gang!

Doch ziert auch Mathilden der reizendste Leib,
sie ist doch im Herzen kein biederer Weib,
und ist auch Graf Teschke der reizendste Mann,
so sieht doch kein ehrsamers Mädchen ihn an.

Mathilden ja fehlet die weibliche Scheu,
und achtet sie wenig der eh'lichen Treu'.
Graf Teschke auch haschet auf fremdem Geheg'
manch' Täubchen zur Fröhne der Lüste sich weg.

Der Herr paßt zum Weibchen, das Weibchen zum Herrn,
und Gleiches zu Gleichem gesellet sich gern.
Wie kost' mit Mathilden der Graf so vertraut
und eifrig, als hätt' er sie eben zur Braut!

Wie schmiegen sie sich aneinander so eng,
wie küßt er sie heiß in der Tänzer Gedräng'!
Komm, armer betrogener Gatte, und treib'
den Lüstling zu Schranken, und strafe dein Weib!

Wohl sieht es Herr Rükschel, wohl faßt ihn die Wut,
doch er hat nicht den deutschen, gradsinrigen Mut.
Er stellet dem tanzenden Grafen ein Bein —
psui! hämische Rache steht Rittern nicht fein!

Vom Falle rafft Teschke sich eilends empor,
und fasset Herr Rükscheln ingrimmig am Ohr,
und speit ihm in's Antlitz: „Du ehrloser Wicht!“
und schlägt ihm die Faust in das bleiche Gesicht.

Zuspringen die Ritter, es flüchten die Frau'n,
Mathilde entweicht voll Zittern und Grau'n.
Ihr folget Graf Teschke, und führt sie zu Roß
bei Nacht und bei Nebel auf's Dohnische Schloß.

1) Rükschel von Neusegast, oder nach andern Nachrichten Rudolph von Korbiz.

II.

„Was Priester, was Ehre? Ich liebe dich ja!
Was willst du noch weiter verlangen?
Ist dir denn, süß Liebchen, seitdem ich dich sah,
ein einzig Vergnügen entgangen?
Was geht uns, sag' an, dein armseliger Mann,
der Bube, sag' an doch, was geht es uns an?“

„Komm, Liebchen! Dir wird es hier außen zu kühl!
Horch, wie sie sich zanken im Gaden;
gewiß sind die Bettern schon wieder beim Spiel
mit dem Bruder in Hader geraten.“
D'rauf führte Graf Teschke mit lüsterne[m] Blick
Mathilden vom Garten zum Schlosse zurück.

Teschkens Bruder und Bettern, Maul, Heide und John,
drei wilde, unbänd'ge Gesellen,
erwarteten lange die Buhlerin schon,
daß sie möchte ein Urteil fällen.
Sie sollte nur sagen ein Ja oder Nein,
so würde der Zweifel beschwichtigt sein.

Mathilde, nicht wissend, was, wie und wozu,
entscheidet mit raschem Bejahen.
„Nun gut denn! — ruft Heide — so soll er im Nu
das Abjageschreiben empfangen.“
Früh, als es im Morgen ein wenig tagt,
der Bote damit zum Markgraf jagt.

Der Markgraf¹⁾ hatte Graf Teschken gedroht,
er wollte es fürchterlich rächen,
wenn solcher sich fürder nach seinem Gebot
nicht würde der Fehden entbrechen,
die er und die Grafen, Maul, Heide und John,
mit Rükscheln geführt seit Monaten schon.

Das verdroß die von Dohna, das trieb sie dazu,
mit dem Markgraf die Fehde zu wagen.
Sie harrten im Schlosse mit sicherer Ruh',
daß er käme mit ihnen zu schlagen,
und harren nicht lang; in der siebenten Nacht
kommt der Markgraf vor Dohna mit reisiger Macht.

Wie blißen, wie funkeln im Morgenrot,
wie rasseln die Schwerter und Speere!
Wie drohen die Kolben und Ärte den Tod!
Wie wogt es im feindlichen Heere!
Wie stehn die markgräflichen Scharen so dicht!
Doch die Grafen von Dohna schreckt das nicht.

1) Der Markgraf Wilhelm der Einäugige.

Schon raffelt die Brück' an den Ketten herab,
sie donnert vom Hufschlag der Rosse,
und die Fähnlein, sie ziehen so mutig hinab,
und halten nicht fern vom Schlosse.
Der Feind rückt heran, es erhebt sich die Schlacht;
Der Markgraf gewinnt die Übermacht.

Die Mitternacht deckte den blutigen Plan,
da wichen die gräßlichen Streiter.
Wie drängen sich flüchtig die Schützen hinan,
wie sprengen zum Schlosse die Reiter!
Graf Teschke, der letzte, in gräßlicher Wut:
„Die Schlacht verloren! — Das fordert ihr Blut!“

Und als er die Übriggebliebenen zählt,
und findet so viele nicht wieder,
und wie Graf Maul und Graf Heide fehlt,
da stürzt er vor Jammer nieder.
D'rauf rafft er sich auf in entsetzlicher Wut:
„Die Besten erschlagen! Das fordert ihr Blut!“

Und rennt zu Mathilden: „Du scheußliches Weib,
gib den Bruder, den Better mir wieder!
Du rietest zur Fehde, unsinniges Weib!“
und stößt mit dem Schwerte sie nieder.
Da schmettern Trompeten und Hörner vorm Schloß,
anrückt der siegreiche feindliche Troß.

Sie stürmen gewaltig, sie brechen herein,
rechts, links, von vorne und hinten,
und drängen in Säle und Zimmer hinein,
die Grafen lebendig zu finden.
Doch, gefallen ins eigene Schwert, lag John
tot d'rinnen, und Teschke — war glücklich entflohn.¹⁾

III.

Im Hohlweg bei Ofen im Ungarland,
da lauern drei schwarze Gestalten,
und ein Wagen fährt nieder am Waldesrand,
zum Brechen belastet und dreifach bespannt,
und muß im Hohlwege halten.
Da springen die drei wie Luchse hervor,
und jach zu dem Sitze des Fuhrmanns empor,
und dolchen ihn nieder, und werfen ihn d'rauf
in's Dickicht, und setzen sich selber hinauf,
und fahren von dannen, und lenken gar bald
das geraubte Gespann in den schwärzesten Wald. —

1) Dies Alles geschah im Jahre 1402. Dohna ward geschleift, Teschke war nach Weesenstein und dann nach Königstein geflüchtet, konnte sich aber auch hier nicht halten und floh nach Ungarn.

Drei Monden darauf durch den Hohlweg fährt
ein anderer, leichter Wagen,
den zieht ein schwarzes, rautiges Pferd;
d'rin sitzen die Dreie, tief in sich gekehrt,
keia Wörtlein hört man sie sagen.
Vorn reiten drei Reiter und hinten drei,
zur Rechten und Linken je zwei und zwei.
Sie reiten so ernst, sie reiten so stumm,
nur einer lugt oft nach dem Wagen sich um.
Der hat in den Händen ein blinkendes Schwert,
und rot ist sein Wamms, und ein Rappen sein Pferd.

Wo wollen die hin? Was reden sie nicht?
Was sind sie so düster und sinnig?
Sie fahren und reiten zu blutiger Pflicht,
sie reiten und fahren zum Hochgericht,
d'rum sind sie so düster und sinnig.
Sie kommen zur Stelle. Der Rote zerbricht
drei Schwerter, und nagelt ans Hochgericht
drei adlige Wappen. D'rauf schwingt er sein Schwert,
daß es saugend die Hälse der Räuber durchfährt.
Die Beköpften sind Ritter aus fernem Land,
der Letzte — Graf Beschke von Dohna genannt.

32. Das Goldschiffchen in der Kirche zu Ebersdorf.

(In der Kirche zu Ebersdorf bei Chemnitz hängt ein etwa 1 Elle langes Schiffchen von Holz, welches ehemals mit Gold gefüllt war. Die Zeit nachstehender Begebenheit ist nicht zu bestimmen, vielleicht schon das 14. Jahrhundert.)

Wohl gräßlich ist des Feuers Wut,
doch rettet aus ihr schnelle Flucht;
weh aber, wenn des Meeres Flut
im Aufruhr ihre Opfer sucht!
Es strecket die Arme so fürchterlich weit,
und gibt zum Entrinnen nicht Raum noch Zeit. —

Das große, weite Mittelmeer
durchfährt ein Schiff mit schnellem Kiel,
vom heil'gen Lande kommt es her,
Venedig ist der Landung Ziel.
Wie schwellen die Segel im Morgenwind,
wie rühren die Ruder sich so geschwind.

Die welsche Mannschaft freute sich,
daß ihre Fahrt so glücklich wär',
des Schiffes Hauptmann aber schlich
voll bangem Ernst am Bord umher,
und sprach zu den Leuten: „Seid rüstig und wacht,
hart wird es hergehen in kommender Nacht!“

Raum sinkt der Abend auf das Meer,
da wird die Luft so schwül und lau,
und graue Wolken, regenschwer,
umzieh'n des Himmels reines Blau,
und umlagern das Schiff wie ein drohender Wall,
als wollten sie's fangen, all überall.

Des Meeres Vögel scharen sich
und flattern ängstlich um den Mast,
dumpf rauscht die Flut, und fürchterlich
entladet sich der Wolken Last.
Die Blitze zerreißen den Mantel der Nacht,
der Sturm erhebt sich und heult mit Macht.

Heisch durch des Wetters Toben dringt
des Hauptmanns ängstliches Gebot,
wie rafft die Mannschaft sich, wie springt,
wie müht sich jeder in der Not!
Wie beten sie laut! Der Sturmwind verweht,
als verschmäht es der Himmel, der Schiffer Gebet.

Todbleich auf dem Berdecke stand,
gleich einer geistlichen Gestalt,
ein Rittersmann aus Sachsenland,
der Junker Wolf von Lichtenwald.
Er kehrte vom heiligen Lande zurück,
durch Narben gewürdigt für's schönste Glück.

Er hatt' ein Lieb im Vaterland,
ein Fräulein, wunderhold und schön,
doch konnt' er Kunigundens Hand
von ihrem Vater nicht erfleh'n;
er sollte, sprach dieser, zuvor noch zwei Jahr
sich rühmlich erproben in Kampf und Gefahr.

Der Junker, seinem Liebchen treu,
zog flugs in's Heil'ge Land hinaus,
und als das zweite Jahr vorbei,
und er bestanden manchen Straus,
da schiffte er zur Rückkehr in Toppe sich ein,
ach Jammer! ein Opfer der Wogen zu sein.

Er stand todbleich auf dem Berdeck.
Wie flog im Sturm so wild sein Haar,
wie fürchte seine Stirn der Schreck,
wie schlug sein Herz in der Gefahr!
Er schaute voll Angst in den Kampf der Natur,
dem Ritter nicht bangte, dem Liebenden nur.

Und wilder wird des Sturmes Wut,
er wirft das Schiff hinauf, hinab,
und wühlet Schlünde in die Flut,
als grüb' er rastlos Grab an Grab;
ihm leuchten die Blitze mit blendendem Schein,
verzweiflungsvoll blicken die Schiffer darein.

Der Ritter rang die Händ' und rief:
„So soll ich sie nicht wiederseh'n?
Nicht wiederseh'n — und muß ich tief
hier in den Wellen untergeh'n!
Gott, Herrscher im Himmel, das Meer ist ja dein!
Gebiete den Fluten! Erbarme dich mein!“

Und schonungsloser tost die Flut,
das Schiff fliegt wie ein Federball,
geworfen von des Sturmes Wut,
hinauf, hinab im Wogenschwall.
Der Sturm macht die Mühe der Schiffer zum Spott
sie befehlen müßig die Seele zu Gott.

Der Ritter stürzt auf seine Knie:
„O Heil'ge Jungfrau, deren Bild
in Ebersdorf oft mich und sie
mit freud'ger Zuversicht erfüllt!
Wir lagen andächtig vor deinem Altar:
ach, hilf mir, ach, rette mich aus der Gefahr!“

Sie harrt — sie harrt daheim auf mich,
und wird in Hoffnung glücklich sein,
und, ha, indeß bricht fürchterlich
des Schicksals Zorn auf mich herein.
O, Heil'ge Maria, erbarme dich mein!
was ich Köstliches habe, ich will dir es weih'n.

Ein Schiffchen, voll mit Gold gefüllt,
gelob' ich dir daheim zu weih'n,
und wüßt' ich, was dir teuer gilt
es sollte dir zu eigen sein.
Nur gönn' mir, du Hehre, mein einziges Glück,
und führ' mich zu meiner Verlobten zurück!“

Der Ritter ruft's so inniglich,
sein Auge glänzet tränenfeucht —
und sieh, die Wolken klären sich,
die Flut wird still, der Sturmwind schweigt,
und in den gelüfteten Wolken erglänzt
die Scheibe des Mondes, mit Sternen umkränzt.

Wie weht so sanft der Morgenwind,
wie freuen sich die Schiffer sehr,
wie fliegt das Schiff so pfeilgeschwind
und sicher durch das glatte Meer!
Was innige Liebe verzweifelt begehrt,
die Heilige Jungfrau hat's gnädig erhört.

Nach sieben Tagen lief das Schiff
im Hafen von Venedig ein,
und immer mächtiger ergriff
den Ritter Wolf der Liebe Bein;
er kaufte ein wackres arabisches Roß,
das eilends ihn trüge zum heimischen Schloß.

Und als er glücklich heimgekehrt,
da grüßt ihn treuer Liebe Gruß,
sein hocherfreuter Schwager wehrt
ihm nicht mehr Kunigundens Kuß,
und gibt gern den Bitten der Liebenden nach,
und beraumet zur Hochzeit den zwanzigsten Tag.

Wolf aber, dem Gelübde treu,
das er der Heil'gen Jungfrau tat,
schafft freudig alles Gold herbei,
das er in seinen Säckeln hat,
läßt bauen vom Bildner für reichlichen Sold
ein sauberes Schiffchen und füllt es mit Gold.

D'rauf, als die zwanzig Tage voll,
und freudighell das Traugeläut'
von Ebersdorf herüber scholl,
da eilte Wolf im Feierkleid
zur Trau, an der Rechten sein Liebchen hold,
in der Linken das kostbare Schiffchen voll Gold.

Und eh' die Weihe noch beginnt,
da kniet er betend am Altar,
vom Aug' ihm eine Träne rinnt,
stillschauernd denkt er der Gefahr,
und schweigend legt er mit frommem Sinn
das Kleinod am Fuße des Altars hin.

Der Priester weiht die Beiden ein,
und spricht bewegt: „Nicht all das Gold,
der christlich fromme Sinn allein
macht euch die Benedeite hold!
Das Schiffchen, es zeige den Pilgern fortan
die mächtige Hilfe der Heiligen an!“

33. Die Entstehung von Schöneck.

(Schöneck, ein sogenanntes Freistädtchen, ist der höchstgelegene Ort des Vogtlandes, vermutlich im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts gegründet.)

Der Landvogt Heinrich reitet
frühmorgens in den Wald,
laut klaffen seine Rüden,
sein silbern Hüfthorn schallt.

Er sprenget dem Gefolge
ein fein Stück Wegs voraus,
da stöbern seine Rüden
ein Bärenlager aus.

Wild stürzt heran die Bärin,
anhält der Vogt sein Roß,
und schießt nach ihr den Bolzen,
doch fehl geht sein Geschöß.

Rasch aus der goldnen Scheide
reißt er sein blankes Schwert,
das ihm im Schimpfturniere
die Kaiserin verehrt.

Schon ist die Bärin nahe!
Er hegt die Rüden an,
die packen jach im Nacken
das Tier mit scharfem Zahn.

Die Bärin brüllt vor Schmerzen,
und reißt sich wütend los,
und haut die scharfen Tazen
tief in des Ritters Roß.

Der Landvogt ist verloren!
Zu Boden stürzt sein Roß,
das Schwert ist ihm zerbrochen
und fern der Jäger Troß!

Da läuft mit seinem Schürbaum
ein Köhlerbub' daher,
so keck, als ob die Bärin
ein duldig Lämmlein wär'.

Schon hat der Bärin Taz
des Vogtes Arm gefaßt,
da knickte ihren Nacken
des starken Schürbaums Last.

D'rauf zieht der Röhlerbube
sein Messer vor und stößt
es in des Tieres Gurgel:
„Härr Vogt, ihr seid ärlöst!“¹⁾

Da spricht der Vogt: „Mein Retter,
sag' an, was forderst du
zum Dank? Ich war des Todes,
kamst du nicht noch dazu!“

„Ro sei!“ — spricht d'rauf der Röhler —
„no, säht, i hoo schü soot,
wänn ihr für mi ä Plätzle
zu ä klä Haisle hoot.“

I hoo ä Schoß. Mei Booter,
der läßt mer se nett nämm;
doos is möch miseroblig,
u därf o nett ä hämm.

I möcht' mer'n Haisle bae
für mi u meinen Schoß,
nür ho i no kä Spänle,
kä Holz u a kä Plog.“²⁾

Der Landvogt lächelt freundlich:
„Fehlt dir nichts, als ein Haus,
so such' in meinem Lande
dir selbst ein Plätzchen aus.“

Holz nimm dir aus dem Walde,
dem du am nächsten bist,
auch Steine magst du brechen,
so viel dir nötig ist.

Und wenn von meinen Leuten
dir's etwa jemand wehrt,
zeig' ihnen dieses Ringlein
und dies zerbroch'ne Schwert.“

Er gab ihm Schwert und Ringlein,
der Röhler dankte schön,
und lief zu seiner Liebsten,
stracks an das Werk zu geh'n.

1) Härr — ärlöst! In vogtländischer Mundart so viel als: Herr Vogt, ihr seid erlöst!

2) Ro sei — kä Plog. In vogtländischer Mundart so viel als: Kann sein! Nun seht, ich habe genug, wenn ihr für mich ein Plätzchen zu einem kleinen Häuschen habt. Ich habe einen Schatz, Mein Vater, der läßt mich sie nicht nehmen; das ist, mein' ich, ein Herzeleid, und ich darf auch nicht heim! Ich möchte mir ein Häuschen bauen für mich und meinen Schatz, nur hab' ich noch kein Spänchen, kein Holz und auch keinen Plog.

Die Dirne schürzt' sich eilends
auf solche seine Mähr
und zog mit ihm gar lustig
im Lande lang umher.

Nach jeder Himmelsgegend
durchzog das junge Paar
die Gauen, ohne daß noch
ein Platz gefunden war.

Der Köhler rief wohl öfters:
„O Geses, do is fei!“
Doch immer sprach die Dirne:
„Sih wögk, wos fällt dir ei?“¹⁾

Und was der Köhler sagte,
die Maid beschwagte ihn,
und wider Willen mußte er
stets mit ihr weiter zieh'n.

So kamen sie denn endlich
auf eine Bergeshöh'
mit Wäldern und mit Wiesen,
da rief die Maid: „O je!

Doos is ä gor schü Eckel,
do ko mer weitaus scha',
doos is ä gor schü Eckel,
do, du, do müß' mer ba'!“²⁾

Der Köhler war's gewillig,
und fing flugs an zu bau'n
und in dem nächsten Walde
die Stämme umzuhau'n.

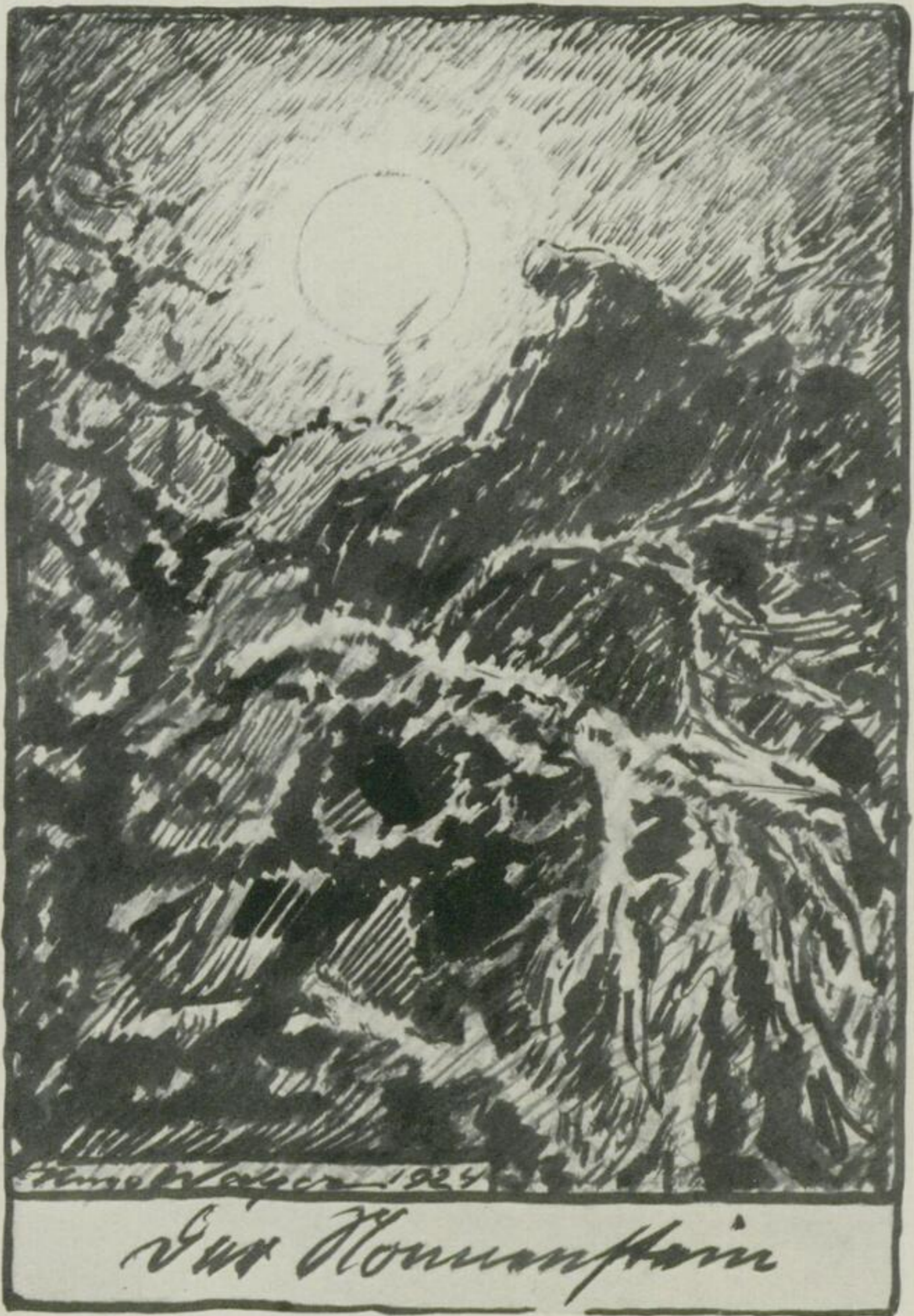
Kam einer von den Jägern,
der ihm darinnen wehrt',
dem zeigt' er flugs das Ringlein
und das zerbroch'ne Schwert.

Da zogen sie die Hüte,
und sagten mehr kein Wort,
und wünschten ihm gut leben,
und gingen ruhig fort.

1) O Geses — dir ei! vogtländisch so viel als: O Jesus, das ist fein (schön)!
Geh' weg, was fällt dir ein?

2) O je — mer ba', vogtländisch so viel als: O je! Das ist ein gar schön
Eckchen, da kann man weitaus schau'n, das ist ein gar schön Eckchen, da, du, da
müssen wir bau'n!





1924
Gut Honnenstein

Und als es war zu Stande
mit Zimmern und mit Bau'n,
da ließ er sich vom Priester
mit seiner Liebsten trau'n.

Bald, als um jenes Häuschen
ein ganzer Ort entstand,
ward, nach der Dirne Worten,
der Ort Schöneck genannt.

34. Der Nonnenstein bei Weiffig.

(Der Nonnenstein ist ein ganz vierseitig gestalteter Felsen, ähnlich einem aus mehreren Geschossen bestehenden Turme, beim Dorfe Weiffig bei Pirna. Zeit und etwaige historische Grundlage dieser Sage ist unbestimmbar.)

Donner rollten, Blitze zackten
blendend durch die schwarze Nacht,
graufenvolle Stürme packten
Baum und Strauch mit wilder Macht.
Aus den finstern Wolken schossen
auf die körnerschwere Saat,
spitzen Pfeilen gleich die Schloßen,
und bedecken jeden Pfad.

Da im Wald irrt eine Dirne,
keines Zieles sich bewußt,
Todesschweiß auf ihrer Stirne,
Todesangst in ihrer Brust;
und der Sturm zerwühlt ohn' Ende
ihr das goldgelockte Haar,
und sie schluchzt und ringt die Hände
jeder Hoffnung quitt und bar.

Denn es nagt an ihrem Herzen
sonder Rast ein gift'ger Wurm,
die Gewissensbisse schmerzen
herber als der Wettersturm.
Und sie ruft: „Ihr Elemente,
tötet mich! Erbarmt euch mein!
Machet meiner Not ein Ende
und ein Ende meiner Pein!

Gebet den Tod, den Tod mir Armen,
da ich einmal strafbar bin!“
Doch der Himmel hat Erbarmen
mit der reu'gen Sünderin.
Denn ein fernes Lichtchen blinket
aus dem Tal herauf zu ihr,
und sie schleppt sich hin und klinket
ängstlich harrend an der Thür.

Und ein Greis mit Silberlocken
öffnet ihr und läßt sie ein,
und betrachtet sie erschrocken
bei des Lämpchens düsterm Schein.
„Ha, ihr seid — um Gottes Willen!
eine Nonn' im Ordenskleid!
Weh' euch, wehe, wenn im Stillen
ihr der Zell' entflohen seid!“

Klara bebt, doch bald getroster
hebt sie an mit festem Ton:
„Ja, das bin ich, meinem Kloster
seit fünf Tagen nun entflohn,
Flucht mir nicht, ich will es büßen;
büßen schwer, so schwer ich kann,
seht mich hier, zu euern Füßen
fleh' ich um den Tod euch an!“

„Gottes Rache wird nicht schlafen!“
spricht der Greis; „früh oder spät
wird er die Verirrte strafen,
strafen dich für deine Tat.
Doch, was flohst du? O berichte
sonder Falsch und sonder Schen
mir die traurige Geschichte,
und was dir geschehen sei.“

Klara trocknet sich die Zähren
vom verbleichten Angesicht,
und beginnt: „Ihr solit es hören,
und dann haltet streng Gericht.
Eines frommen Mannes Leben
hab' ich, selbst mir unbewußt,
um ein falsches Herz gegeben
und um trügerische Lust!

Bin aus adligem Geblüte,
Böhmen ist mein Heimatsland,
mancher Ritter warb sich müde
um mein Herz und meine Hand.
Doch schon in dem Kindesbette
war dem Himmel ich getraut,
eines Klosters heil'ge Stätte
nahm mich auf als Gottes Braut.

Und so lebte ich als Nonne
sonder Harm und sonder Arg,
bis sich meines Glückes Sonne
plötzlich und auf immer barg.
Einst, am Sankt Urbanustage,
klopft ein kranker Pilgersmann
unter lauter Schmerzensklage
an die Klosterpforte an.

Gütig ward er aufgenommen,
und die greise Aebtissin
ließ mich, als die Jüngste, kommen,
gab mich ihm zur Wärterin.
Manchen Tag am Krankenbette
hab' ich bei ihm zugebracht,
und an seiner Ruhestätte
betend manche Nacht durchwacht!

Er genas. Das Rot der Wangen
kehrte wieder, und sein Blick
brannt' im feurigen Verlangen
nach der Liebe Lust und Glück.
Einen schönern kann's nicht geben,
einen schönern nicht wie er!
Ohne ihn erschien das Leben
mir gehaltlos, öd' und leer.

Liebe trug ich still im Herzen,
Liebe für den fremden Mann,
reich an Wunden und an Schmerzen,
wie ein Herz nur lieben kann.
Und er las in meinen Augen,
schmeichelte und sprach zu mir:
'Mägdlein, magst hier wenig taugen!
bist zu lieblich — geh' mit mir!' —

Leicht war ich zur Flucht beweglich,
traute seinem glatten Wort,
doch, wie war die Flucht uns möglich? —
Ha, erschreckt nicht! — nur durch Mord —!
Denn der wack're Pförtner wachte
an der Pforte Tag und Nacht;
diesem hab' ich — wie ich dachte, —
einen Schlastrunk beigebracht.

Saft aus silbernen Phiolen
gab der Pilger mir, und sprach:
'Gieb ihm das im Wein verstopfen;
tiefer Schlaf erfolgt danach!'
Und ich tat's. Der Pförtner dankte,
als ich ihm den Becher bot,
trank ihn aus, und bebt', und wankte,
sank zu Boden, und — war tot!

Sammernd stürzt' ich auf die Leiche,
und der Pilger sprang herbei:
'Hat's gewirkt? — Entweich', entweiche!
Liebste, bist nun vogelfrei;
hast gemordet! Mir zu eigen
gabst du dich durch diesen Mord;
mußt nun, mußt mit mir entweichen,
rasch, Herzliebste, auf und fort!'

Und ich stand wie ohne Leben,
stierte auf die Leiche hin;
Gift, Gift hast du mir gegeben?
machtest mich zur Mörderin?
Untier, fleuch aus diesen Wänden,
fleuch aus diesem heil'gen Haus!
Und er zog mich bei den Händen
zu der Pforte mit hinaus.

Morgenwärts nach dieser Gegend
flohen wir den ganzen Tag,
bis ich matt und unvermögend
neben ihm zusammenbrach.
Lüstern hielt er mich umfassen,
widerstehen konnt' ich nicht;
seinem sündigen Verlangen
und der Liebe wich die Pflicht.

O, er wußte mein Gewissen,
und mein letztes Widerstehn
mit betrügerischen Küssen
teuflich zu beschwichtigen.
Mörd'rin war ich schon geworden
durch die sünd'ge Blut für ihn:
nicht genug, ich wurde dorten
auch zur Ehebrecherin!

An jedwedem Sinn durchdrungen
von der Angst und bösen Lust,
hatte mich der Schlaf bezwungen,
ohne daß ich's mir bewußt;
und, o Gott, als ich erwachte,
hatte mir der böse Mann,
der mich zur Verbrech'rin machte,
noch das Ärgste angetan.

Ein Gehäng' von Karniolen
und ein Kreuz von Chalcedon,
hatt' er mir im Schlaf gestohlen,
ach, und war damit entfloh'n.
Eins nur war mir noch geblieben,
gräßliche Erinnerung,
und für all mein treues Lieben
Reue und Verzweiflung.

Aufgeschrecht von meiner Sünde
irrt' ich sonder Ruh' und Rast
durch die Wälder, durch die Gründe,
und das Leben ist mir Last.
So geschah es mit mir Armen,
seit ich meiner Zell' entwich.
Nun — ich ford're kein Erbarmen —
richte streng und töte mich!"

Sprach's. Der Alte bebt zusammen:

„Ha, dir folgt dreifacher Fluch
auf den Fersen; dich verdammen
Meineid, Mord und Ehebruch! —
Doch, wie du dich auch vergangen,
Gott wird dich dereinst dafür
vor dem Richterstuhl belangen,
aber ich — verzeihe dir!

Will dich nicht von hinnen treiben,
meine Hütte ist zwar klein,
doch, du magst schon bei mir bleiben,
und es wird zum Heil dir sein.“
So der fromme Greis. Stillweinend
nickt den Dank ihm Klara zu,
und er führt sie d'rauf gutmeinend
auf die Blätterstreu zur Ruh'. —

Hoch im Mittag stand die Sonne,
längst schon war der Alte wach,
da erwachte auch die Nonne
auf den Binsen allgemach:
„Süßer Traum? Die Leiden wälzen
sich von meiner Brust hinweg!
Sprecht, Greis! Kennt ihr einen Felsen
himmelhoch und ohne Steg?“ —

Und verwundert spricht der Alte:
„Solchen Felsen kenn' ich wohl,
sieh', dort ragt er aus dem Walde!
Aber sage, was das soll? —
Ließ der Traum dir Gnade hoffen,
o, so gib der Hoffnung Raum,
doch erzähle mir jetzt offen
und aufrichtig deinen Traum.“

Klara d'rauf: „Voll Angst und Reue
irrt' ich durch den Wald und schrie:
Gott im Himmel, du, befreie
mich von meiner Last und Müh'!
Nimm mir ab mein schweres Leiden,
nimm mir ab die Angst und Pein!
Schluchzend rief ichs, und vom weiten
nahte mir ein lichter Schein.

Näher kam's herangezogen
über Haide, Sumpf und Moor,
viele tausend Engel flogen
aus dem Lichtgewölk hervor.
Einer d'rauf im weißen Kleide
nahte mir und fragte mich:
Was durchirrst du Wald und Haide?
„Und was weinst du, Klara? Sprich! —“

Seine Stimme klang so milde,
und ich faßte mir Vertrau'n,
ließ im ungeschminkten Bilde
meine Schuld ihn offen schau'n.
Und er sprach: „Für deine Sünden
trägst du die gerechte Pein;
doch du wirst Vergebung finden,
und dein Gott wird dir verzeih'n!“

Folge mir, du Ungetreue,
will dich führen einen Pfad,
dorten bete, dort bereue,
rastlos deine Missetat!
Und er nimmt mich bei den Händen,
führt mich einen langen Steg
zwischen grausen Felsenwänden
über kahle Wacken weg.

Zitternd folg' ich. Wir erreichen
endlich einen freien Raum,
dort mit weitgespreizten Zweigen
stand ein alter Tannenbaum.
D'ran, am Halse mein Geschmeide,
mit verzerrtem Angesicht,
hing, dem Rabenschwarm zur Beute,
der verruchte Bösewicht.

Und der Engel sprach: „So richtet
Gott den Frevler. Schau hin!“
Ha, da stand ich wie vernichtet,
wie zermalmt an jedem Sinn.
„Bitt're nicht! Dein harret die Gnade!“
fuhr der Engel sanfter fort.
„Siehst du abendwärts vom Pfade
jenen Felsenkegel dort? —

Auf des Felsens Scheitel führte
nie ein Weg; kein Sterblicher,
seit die Erde ist, berührte
diesen heil'gen Raum bisher.
Heilig ist er, unbetreten
von der argen Menschheit Tritt.
Bete dort, die Engel beten
alle brünstig für dich mit.

Wenn die Sonne niedergehet,
jeden Abend steig' hinan
Gott, der auch dein Herz versteht,
bricht zur Gnade dir die Bahn!“
D'rauf verschwand er. Ich erwachte.
Träume sind zwar eitler Schaum,
doch wen Kummer müde machte,
dem ist Labfal solch ein Traum.“

Da, von heil'ger Scheu erfüllet,
blickt der Alte himmelan:
„Ha, im Traumgebild enthüllet
ihr der Himmel seinen Plan! —
Wie der Engel dir geheißten,
tue eifrig. Laß uns geh'n;
will dir jenen Felsen weisen,
den im Traume du geseh'n!“

Eng umzäunt von den Gehölzen
stand unendlich hoch und steil
der verhängnisvolle Felsen.

Hierher führt er sie in Eil'.
„Ja, er ist's, den ich im Traume,
just so, wie ich ihn geseh'n;
laßt mich zu dem heil'gen Raume,
laßt mich, Vater, beten geh'n!“

Gott, du hast mein Herz verstanden,
brachst zur Gnade mir die Bahn,
nahmst aus Angst und Sünd' und Schanden
gnädiglich mich wieder an.
Denn dein Sturmwind warf die Eiche
also an die Felsenhöh',
daß ich nun durch ihre Zweige,
Gott, zu dir zu beten, geh'!“

Eine Eiche lag am Felsen,
reichte völlig bis hinan,
und, o Wunder, den Gehölzen
hat der Sturm sonst nichts getan.
„Sieh, mein Kind — sprach drob der Alte —
siehe Gottes Vorsehung;
diesen einen Baum im Walde
brach der Sturm — er war genug!“ —

Jeden Abend, wenn die Sonne
in die Berge niedergeht,
steigt im Ordenskleid die Nonne
auf den Felsen zum Gebet,
wirft sich vor dem Höchsten nieder:
„Gott, wie drückt die Schuld mich schwer!
Gott, mein Gott!“ und kehret wieder
ruh'ger und getrösteter.

Und des Alten Auge tauet
freudvoll, wenn sie wiederkehrt,
wenn er keine Tränen schauet,
keine Klagen fürder hört.
So vergingen zween Jahre,
und mit jedem Abendrot
betete dort oben Klara
reuevoll zum lieben Gott. —

„Bleib' ich heute euch zu lange,
guter Alter, sorgt euch nicht,
denn mir ahnt es, als verlange
mich der Himmel vor Gericht;
doch, ich geh' auf guten Wegen!“
So die Nonne und begehrt
knieend d'rauf des Greises Segen,
und empfängt ihn, geht, und kehrt —

Nie zurück! — Die Nacht sank nieder,
und der Mond ward hell und hoch,
Klara kehrte noch nicht wieder,
und der Alte harrete noch,
und die Sorge läßt ihm nimmer
und die Ahnung nimmer Ruh',
in des Mondes bleichem Schimmer
eilet er dem Felsen zu.

Und da sieht er an der Eiche
ihren Schleier aufgehängt
und im Grase ihre Leiche,
rot mit Blute übersprengt.
„Ha, ihr Ahnen ward erfüllet!
seufzt der Greis im stillen Schmerz.
Ihre Leiden sind gestillet,
und geheilt ihr wundes Herz!“

D'rauf trägt er sie heim zur Hütte,
gräbt ein Grab beim Mondenschein
in süßduft'ger Linden Mitte,
betet still und scharret sie ein. —
Bald die Kunde davon schallte
flüchtig durch das Sachsenland,
und der Felsen in dem Walde
ward der Nonnenstein genannt.

35. Das Trompeterschlößchen in Dresden.

(Das Trompeterschlößchen auf dem Dippoldiswalder Platz in Dresden ist ein vielbesuchtes, rühmlichst bekanntes Gasthaus. Die nachstehende Sage fällt in die Mitte des 17. Jahrhunderts, bald nach dem dreißigjährigen Kriege.)

In Dresden war ein stattlich Haus,
doch ging kein Mensch da ein und aus,
denn, hu! Niemanden litt es drinn',
und zwang den Hausherrn, auszuzieh'n.
Zum größten Glücke nun war das
ein Wirt, der noch ein Haus besaß,
darein er nun seit einem Jahr
des Spukes will'n geflüchtet war.

Zwar litt er da auch keine Not,
und aß wohl niemals trocken Brot,
doch war im Hause wenig Raum,
es faßte oft die Gäste kaum,
und dann, natürlich! wurmt' es ihn,
daß er nicht konnt' in's andre zieh'n,
und seufzend sann er hin und her,
wie wohl der Spuk zu bannen wär'.

Er saß oft halbe Tage lang,
und las im Faust'schen Höllenzwang,
doch laß er zehnmal auch das Buch,
so ward er doch daraus nicht klug,
und wenn sein wäss'riger Verstand
drinn', wie der Rhein im Sand, verschwand,
da hatt' er öfters kein Gehör
für alle seine Gäste mehr.

Einst saß er auch, fest aufgestemmt,
bei seinem Buche, sieh, da kömmt
ein bayrischer Trompeter an,
der kaum vor Durst noch gießen kann,
und fordert eine Kanne Bier,
und Heu für's Pferd und Nachtquartier;
jedoch der Wirt hört nicht, und drob
wird Klaus — so hieß der Bayer — grob.

Das bringt dem Wirt vom Buche auf,
er holt das Bier, und setzt sich d'rauf,
platsch! wieder hin, und liest, wie vor;
sein Haarzopf sträubt sich starr empor,
er summt und brummt, in sich gekehrt,
sein Angesicht scheint hochgelehrt,
als fehlte ihm zur Quadratur
des Zirkels noch das Facit nur.

Lang schaut den wunderlichen Mann
gleichgültig der Trompeter an,
doch endlich plagt er laut heraus,
und schüttelt sich vor Lachen aus:
„Nein, sagt mir nur, was lest ihr da
für eine Mordhistoria!
Es will mir scheinen fast, verzeiht!
als wär't ihr nicht so recht gescheidt.“

Da legt der Wirt abseits das Buch,
und wischt den Schweiß sich mit dem Tuch,
und seufzt: „Ach, bester Freund, ihr wißt
ja nicht, was mein Gebrechen ist!
Ich habe noch ein andres Haus,
d'raus trieben mich Gespenster 'raus,
und gegen diese, seht, da soll
das Buch hier sein von Mitteln voll.“

Klaus hält vor Lachen sich den Bauch:
„O Femine! Das glaubt ihr auch?
In eu'rem grauen Kopfe blos,
da ist vielleicht der Teufel los!
Gespenster! Über's dumme Zeug!
He, gelt, es rappelt halt mit euch!
Ein Schelm hat euch was weiß gemacht
und euch um euer Haus gebracht.“

Der Wirt schaut kläglich d'rein und spricht:
„Ach, lieber Gott, ach, frevelt nicht!
Wär't ihr nur eine Nacht im Haus,
ihr käm't lebendig nicht heraus!
Ihr würdet für den Höllenreihn
ein recht gesund'nes Fressen sein!
Mein' Seele! sie zersezten euch
in hunderttausend Stücken gleich!“

„Kreuz Schwedenland! Na, na, nur sacht!
— spricht jener wieder d'rauf, und lacht —
ich bleib' halt ganz, was wettet ihr?
Gebt mir ein gutes Fäßchen Bier,
so sez' ich mich heut' Nacht allein
in das verherzte Haus hinein,
und bleibt der Spuck nicht mäuschenstill,
paßt auf, wie ich ihn bazen will!“

Da spricht der Wirt: „Das geh' ich ein!
Das beste Faß soll euer sein,
wenn ihr allein die heut'ge Nacht
in meinem Hause zugebracht.
Doch seid ihr drinnen erst im Haus,
laß' ich vor Tag euch nicht heraus!
Nun, wie ihr wollt! Das Morgenrot
bringt Bier euch oder bitterm Tod!“

Doch der Trompeter blieb dabei,
daß hier halt nichts zu wagen sei,
und als der Seiger zehn Uhr schlug,
da nahm er einen vollen Krug,
und die Latern' und Licht dazu,
und wünscht' dem Wirte gute Ruh',
und ging in das verwünschte Haus,
und kor sich d'rin ein Plätzchen aus.

Im ersten Stockwerk war ein Saal,
und d'ran ein Erker, kurz und schmal,
der scheint ihm gut: er sez't sich d'rin,
rückt noch ein Tischchen vor sich hin,
stellt die Laterne und den Krug
mit samt dem Ballasch, den er trug,
sich hübsch zur Hand, und dachte nun
die Nacht hindurch recht sanft zu ruh'n.

Doch der gewünschte Schlummer schließt
sein Auge nicht, so müd' er ist;
die lange Weile führt ihn heut'
zum Sinnen auf vergang'ne Zeit;
die stille Nacht, der öde Saal —
ihm wird es heut' zum ersten Mal
in seinem Wamms so grauerlich,
er greift an's Kinn, und spricht zu sich:

„Wie ist mir halt so komisch heut'
War doch seit meiner Jugendzeit
von Furcht und Aberglaube frei,
und lachte socher Teufelei!
Wie aber, wenn an mancher Mähr
von bösen Geistern doch was wär'? —
Je nun, vor diesen Feinden ist
ja sicher jeder fromme Christ!“

Ein frommer Christ? Mag ich das sein?“
Warum fällt mir das heut' erst ein?
Bin's wohl nicht recht; ich trank so gern,
und jeder Kirche blieb ich fern,
hab' lange nicht kommuniziert,
und manch unschuldig Ding verführt,
hab' manche liebe lange Nacht
beim Würfelspiele durchgebracht!“

So prüft er seine Lebensbahn,
und fand so wenig Gutes d'ran,
daß ihm, ganz wider seine Art,
im Herzen recht beklommen ward.
Das Bier wollt' ihm nicht munden mehr,
er warf im Stuhl sich hin und her,
und wünscht', er hätt' es nicht gewagt —
da schlug es draußen Mitternacht.

Er zählt die Schläge ängstlich nach,
und hu! beim letzten Glockenschlag,
da hebt der Spuk im Hause an,
und tost und lärmt die Trepp' heran.
Voll Angst schaut der Trompeter stier
vorn auf des Saales Doppeltür;
da fliegt sie auf mit einem mal,
die Geister drängen in den Saal.

Zwölf Männer waren 's und zwölf Frau'n,
gleich scheußlich alle anzuschau'n.
Die Wangen waren hohl und fahl,
die Augen lauch, die Schädel kahl,
die Leiber den Gerippen gleich,
als hätte sie das Todenreich
verstoßen, und statt Mantel trug
ein jegliches ein Leichentuch.

Sie hängten stumm zum lust'gen Reihn
die klapperdürren Arme ein,
und stampften sich den Takt, und sah'n
den zitternden Trompeter an,
und winkten ihm mit finstern Blick,
daß er begänne die Musik,
und dieser, der den Blick verstand,
nahm bang das Instrument zur Hand.

Er bläst, so gut vor Anst er kann,
und wirbelnd hebt der Reigen an;
die Tänzer heulen fürchterlich,
die Leichentücher bauschen sich,
und immer rascher fliegt der Reihn,
mit Todtenknochen wirft es drein,
und Höllenlarven ohne Zahl
zieh'n grinzend oben hin im Saal.

Klaus hatte einen harten Stand!
Von Todesängsten übermannt —
kein Wunder, wenn er unrein blies,
auch wohl manch Achtel sitzen ließ!
Jedoch die Tänzer waren streng,
und jedes falsche Schmedredeng
bezahlten sie ihm bar sogleich
mit einem derben Backenstreich.

Hätt's ihm sonst jemand so gemacht,
den hätt' er blindlings umgebracht!
Doch heute muß' er duldsam sein,
und steckte zitternd alles ein,
und blies aus Leibeskraft dabei,
als ob's ihm ein Vergnügen sei,
bis endlich, für ihn spät genug!
die Kreuzturmglöcke ein Uhr schlug.

Da ließ der Reigen plötzlich aus,
die Tänzer drängten sich hinaus
zur Tür, und kreischten dumpf dazu:
„Zur Grabesruh'! Zur süßen Ruh'!
In's Grab, huhu! in's kühle Grab!
Hinab zur Ruh'! tief, tief hinab!
Der letzte Reihn soll's heute sein!
Willkommen, Sarg und Leichenstein!“

D'rauf wird's im Saale still und leer,
und der Trompeter atmet schwer
und tief, und wagt sich nicht zu dreh'n,
geschweige einen Schritt zu geh'n.
In seiner Angst gewahret er
stets neue Schrecken um sich her,
bis er, so backenlahm er ist,
zum letzten Mittel sich entschließt.

Er dreht sich um — er wagt es d'rauf! —
und reißt das Erkerfenster auf,
und bläst die Herzensangst mit Macht
hinaus weit in die stille Nacht.
Die Nachbarn schau'n zum Fenster 'raus,
doch niemand wagt sich an das Haus,
und erst das nächste Morgenrot
befreit den Bläser aus der Not.

Da kommt der Wirt im schnellen Lauf,
und eilet in den Saal hinauf,
und reißt die Tür auf, und erschrickt,
als den Trompeter er erblickt.
Denn kläglich war er anzuschau'n,
die Backen waren blau und braun,
sein Aug' so trüb' und feucht, sein Mund
vom vielen Blasen blutigwund.

„Na, seht, hab' ich's euch nicht gesagt?
Nicht allemal gewinnt, wer wagt!“
so spricht der Wirt mit ernstem Blick,
und nimmt ihn mit zu sich zurück,
und heißt ihn guten Mutes sein,
und schenkt den blanken Zinnkrug ein:
„So, nun erzählt! Erst trinkt mal hier
von der gewonn'nen Tonne Bier!“

„Ach! — seufzte Klaus — ich danke schön!
der Trunk kommt mir zu hoch zu steh'n!“
Darauf erzählt er alles klar,
was ihm heut' Nacht begegnet war.
Kaum aber hat der Wirt gehört,
das nun der Spuk nicht wiederkehrt,
da klatscht er in die Händ', und slog
vor lauter Freuden deckenhoch.

D'rauf holt ein Säckchen er herbei,
und zählt ihm eine lange Reih'
von blanken Gulden hin, und spricht:
„Da, nehmt das, und verschmäht mich nicht
Und wenn ihr könnt, so bleibt bei mir,
sollt immer haben freies Bier;
habt ihr mir doch in dieser Nacht
das Herz erst wieder leicht gemacht!“

D'rauf ruhig d'r Trompeter spricht:
„Dableiben kann ich halter nicht,
jedoch das Geld, das nehm' ich an,
wer weiß, wo ich's mal brauchen kann.
Noch einen Krug, und keinen mehr!
Ich will fortan, bei meiner Ehr'!
vernünft'ger sein, daß ich an Gott
mich halten kann in jeder Not.“

Er spricht's, und trinkt die Kanne aus,
und eilt rasch in den Stall hinaus,
und zäumt sein Pferd, und sattelt auf,
und scheidet von dem Wirte d'rauf,
und trägt als unschätzbaren Lohn
die gute Lehre mit davon:
Sieh' zu, daß dein Gewissen gut,
sonst fehlt dir in Gefahr der Mut! —

Der Spuk im Hause war gebannt.
Der Wirt zog wieder ein, und wandt
ein fein Stück Geld daran, und ließ,
wo Klaus einst aus dem Fenster blies,
ihn konterfei'n, in Stein gehau'n,
Dort ist er heute noch zu schau'n,
gar schön vergoldet; und das Haus —
da ward's Trompeterschlößchen d'raus.

36. Der Kurrendknabe zu Geithain.

(An der Morgenseite der Kirche zu Geithain ist ein Knabe in Stein gehauen, den sein Mantel als einen Kurrendknaben bezeichnet. Die Umschrift nennt ihn Hans Beudniß Söhnlein, 6 Jahr alt, verstorben am 19. August 1593.

In Geithain an der Kirche
da ist, in Stein gehau'n,
ein Knabe der Kurrende
bis diesen Tag zu schau'n.
In seines Mantels Falten
wächst gelbes Lebermoos,
und immer noch betrauert
die Stadt sein schrecklich Los. —

Wo morgenwärts am Siebel
die Viertelalocke hängt,
da war tief in die Balken
ein Dohlenest gezwängt.
D'rin waren junge Dohlen,
die zwitscherten so sehr,
und darnach stand der Knaben
unseliges Begehr.

Einst, nach dem Abendläuten,
da steigen sie hinauf.
Wie blicken zu dem Neste
die losen Knaben auf!
Sie können nicht hinüber,
und nicht zum Nest hinan,
und sprechen zu einander:
„Wie fangen wir das an?“

Sie schieben d'rauf zum Fenster
ein langes Bret hinaus,
und dreie halten's hinten,
und einer steigt hinaus.
Er hält sich an die Balken,
und tritt zum Neste hin,
und spricht: „Es sind drei schwarze
und auch ein weißes d'rin.“

„Das weiße muß ich haben!“
so rufen alle Drei.

Der Knabe aber lächelt:

„Da bin ich auch dabei!
Ich bin herausgestiegen,
das weiße nehm' ich mir,
und die drei schwarzen Dohlen? —
Ja, die bekommt ihr.“

Da drohen ihm die Knaben:

„Gibst du uns jenes nicht,
so lassen wir dich fallen!“ —

Sedoch der draußen spricht:

„Das weiße, das behalt' ich,
das schwagt mir niemand ab!“

Da — heil'ger Gott — die Knaben,
sie werfen ihn hinab!

Zerschmettert auf dem Pflaster
liegt er in seinem Blut,
und neben ihm, zer schlagen,
die junge Dohlenbrut.

Seht her, ihr bösen Knaben,
das habt ihr nun getan!

Gott, rechne nicht die Sünde
dem Unverstande an! —

In Geithain an der Kirche
da ist, in Stein gehau'n,
der arme Kurrendaner
bis diesen Tag zu schau'n.

In seines Mantels Falten
wächst gelbes Lebermoos,
und immer noch betrauert
die Stadt sein schrecklich Los.

37. Der Hofnarr zu Augustusburg.

(Die hier erzählte, geschichtlich ware Begebenheit fällt ins Jahr 1572.)

Der Kurfürst¹⁾ stand im hohen Saal,
und schaute auf den Hof hinab.

1) Kurfürst Moriz, der Erbauer von Augustusburg, ward seiner Güte wegen vom Volke nur Pater August, und seine treffliche Gattin nur Mutter Anna genannt.

Sein Narr zwang heut' zum ersten Mal
ihm nicht das kleinste Lächeln ab.
Stets finster bleibt des Fürsten Auge,
wie auch der Narr den Witz gebrauchte.

„Schweig' denn, mit deinem faden Scherz!“
zürnt ihm der Fürst mit düster'm Blick.
„Dein Mund ist voll, doch leer dein Herz,
und deine Torheit war dein Glück.
Mich ärgert's, daß mit meinem Golde
ich solchen Narrenwitz besolde!

Dein träges Amt hört heut' noch auf,
arbeiten sollst du, Narr, fortan!
Hol' mir den Zimmermann herauf,
und tritt du seine Stelle an!
Er soll nun deine Schelle¹⁾ tragen,
und du sollt mit der Art dich plagen!“ —

Im Hofe lag ein Zimmermann
im Mittagschlummer hingestreckt,
vom Fuße bis zum Hals hinan
mit seinem Lederschurz bedeckt.
Den wollte nun der Fürst erküren,
und mit des Narren Schelle zieren.

Der Kurfürst spricht zum andern Mal:
„Hol' mir den Zimmermann herauf!
Für dich ist weiter keine Wahl;
dein lustig Amt hört ernsthaft auf.
Der Mann hat lang sich plagen müssen,
und wird sein Glück zu nützen wissen.“

Der Narr vor Schreck steht starr und bleich,
und sinnet lang, und spricht sodann:
„Doch, Herr, wie nun, ihr irrtet euch?
tot wäre jener Zimmermann?
Müßt' ich dann auch an seine Stelle?
Herr, oder bliebe mir die Schelle?“

Der Kurfürst spricht: „Er schlummert blos,
doch wär' er tot von ohngesähr,
dann freilich wärst der Art du los,
und bliebst mein Narr, so wie bisher.
Setz rasch, und hol' ihn her zur Stelle,
und gib ihm Britsche, Kapp' und Schelle!“

1) Die Schellen waren ein bezeichnender Teil der Narrenkleidung.

Der Narr rennt in den Hof hinab,
und faßt ein Beil, und — großer Gott!
Er haut den Kopf dem Schläfer ab,
und ruft hinauf: „Der Mann ist tot!
Muß ich nun auch an seine Stelle?
Herr, oder bleibt mir meine Schelle?“

Er wähnt, belachen soll der Fürst
mit ihm den freventlichen Scherz.
Doch, ach, du armer Narr, du irrst!
Ein Narren- ist kein Fürstenherz! —
Der Kurfürst, bleich und ohne Oden,
stürzt jach hinunter zu dem Toten,

Und fasset wilden Ingrimms voll
den blutbesprizten Narren an:
„Verfluchter Mörder, bist du toll?
Was hat dir dieser Mann getan?
Das bringt dich, beim allmächt'gen Gotte!
Das schleppt dich, Teufel, zum Schaffotte!“

Der Kurfürst ruft's; der Mörder wird
flugs zum Gefängisturm gebracht.
Dort sitzt von Ketten nun umklirrt,
er jammernd in der ew'gen Nacht,
und scheut und sehnt sich voller Bangen,
das Todesurteil zu empfangen.

Es ist gefällt. Da kommt ein Brief
vom Kaiser Max.¹⁾ Er war nicht groß,
jedoch in seinem Innern schließ
gar Großes, eines Menschen Los.
Max bat, des lust'gen Narren Leben
nicht dem Schaffotte preiszugeben.

Beim Kaiser stand des Narren Kunst
in hoher Huld durch manchen Schwank.
Vom Tode rettet Fürstengunst,
jedoch der Narr nur weiß ihr's Dank!
Der Kurfürst hielt auf Recht und Sitten,
nur drängten ihn des Kaisers Bitten.

Zum Boten, der den Brief gebracht,
spricht er voll Arger und Verdruß:
„Reit noch zurück in dieser Nacht,
und meld' dem Kaiser meinen Gruß.
Den Tod woll' ich dem Narr ersparen,
doch Todesangst müß' er erfahren.“

1) Maximilian II., seit 1564 Kaiser, vorzüglich durch den Einfluß des Kurfürsten August, war diesem befreundet.

Am andern Tage¹⁾ wird der Narr
vom Kerker aufs Schaffot geführt.
Der Henker, der ihn holte, war
mit blutigrotem Kleid geziert,
und zog den Mantel um die Lende,
und barg darunter seine Hände.

Zu sterben weiß ein wack'rer Mann,
jedoch ein Narr scheut sich vor'm Tod!
Wie wankt auf's Blutgerüst hinan,
wie weint der Narr in seiner Not!
Er bittet ängstlich, ihm von hinten
zuvor die Augen zu verbinden.

D'rauf betet er noch abermals,
und kniet am Blocke starr und bleich.
Der Henker haut ihn um den Hals
mit einem schlanken Weidenzweig —
mit todeskrampfiger Geberde
stürzt alsobald der Narr zur Erde.

Und, ha, gebrochen ist sein Blick,
vom Schreck verzerrt sein Angesicht.
Der Tod gibt ihn nicht mehr zurück.
Was Gott will, ändern Kaiser nicht!
Der fromme Kurfürst ruft vernichtet:
„Ja, Gott, du hast gerecht gerichtet!“

38.

Der große Topf in Benig.

(Nacherzählte geschichtlich wahre Begebenheit fällt in die Jugendzeit Friedrichs des Weisen, dessen hier erwähnter Hofjunker ein Herr von Schönberg war.)

In Benig ist einstens ein Späßchen geschehen!
Da fiel es den lustigen Töpfern mal ein,
einen riesigen tönernen Topf sich zu drehen.

Sie kommen in kurzem darob überein,
und schlämmen den Ton, und drehen ohn' Säumen,
und formen und bilden mit kundiger Hand.

Bald prangte der Topf auf den Döfenbäumen,
und ward dann fein sorglich im Ofen gebrannt;
d'rauf haben sie ihn gar stattlich glasieret.

1) Am 5. Oktober

Und wie er nun endlich ganz fertig dastand,
mit Bändern und Kränzen am Henkel gezieret,
da liefen die Leute allweges herbei.

Und wer ihn nur sahe, der hat auch verführet
vom Peniger Topfe viel Lobesgeschrei,
und überall hat man die Meister gepriesen.

Es gingen — glaubt nicht, daß es Lüge nur sei! —
fünfzehn Eimer bequem in den tönernen Riesen.
Der Kurfürst auch hörte die Kunde davon,

Und weil ihm das Wunder so hoch ward gepriesen,
so schickt er den jungen neugierigen Sohn
mit einem Hofjunker, den Topf zu besehen.

Die Beiden beseh'n das Gebäude von Ton,
und wie sie bewundernd vor selbigem stehen,
da gelüftet den Prinzen zu steigen hinein,

Man bringt eine Leiter. Er macht auf den Zehen
gar sacht, daß der Topf nicht bräche drob ein,
hinan auf den Boden die drollige Reise.

Er freute sich drinnen, wie Knaben sich freu'n,
doch zog der Hofjunker gar heimlich und leise,
den Rückweg abschneidend, die Leiter heraus.

„Ei seht doch, hier hat sich ganz seltsamer Weise
ein Böglein gefangen, und weiß nicht wo aus!“
So lachte der Junker von oben hinunter.

Doch Friedrich besah sich sein irdenes Haus
nicht lange, da rief er gas fröhlich und munter:
„Habt Acht nur, ihr Schalk, gleich mach' ich mich frei!“

D'rauf schlug er den Topf an der Seite, o Wunder!
mit einem einzigen Schlage entzwei,
und wand sich heraus nur mit herzlichem Lachen.

Und rief: „Daß der Schaden ersetzt euch sei,
ihr ehrlichen Töpfer, so will ich es machen,
daß ihr werdet von jeglichen Abgaben frei!“

Da hatten die Töpfer denn freilich gut Lachen.
Der Prinz blieb seinem Versprechen getreu,
und befreite sie alle von jeglicher Steuer.

39. Die Tellerhäuser bei Wiesenthal.

(Die Tellerhäuser sind 3 kleine Güter zwischen Wiesenthal und Rittersgrün in einer wilden Gegend, von ungeheuern Wäldern und Bergen umgeben, und gehören zu keiner Kommun. Die nacherzählte Sage fällt ungefähr 1570.)

Rosig stieg der Ostermorgen
aus dem Böhmerland herauf,
seinen milden Strahlen schlossen
sich des Bergvolks Herzen auf,
das Geläut der Festesglocken
hallte wieder am Bardum,¹⁾
und die fromme Christenmenge
sang des Auferstandnen Ruhm.

Nach dem kalten langen Winter
grüßte freudig Wiesenthal,
als des Lenzes erste Kunde,
heut' den Ostersonnenstrahl.
Die beglückten Bergbewohner
wallten in das Gotteshaus,
schütteten vor Gott die Freude
ihrer frommen Herzen aus.

Nur der arme Häuer Teller
stimmt nicht in den Festeschor,
traurig mit gefaltnen Händen
lehnt er an dem Kirchentor.
In dem schmutz'gen Grubenkittel
wagt er weiter nicht zu geh'n,
und sein Herz, zerknirscht vor Kummer,
kann die Freude nicht versteh'n.

Endlos war des Mannes Jammer,
grenzenlos sein Mißgeschick,
seit dem Weihnachtsfeste hatt' er
keinen frohen Augenblick.
Denn sein Hüttchen war die Heimat
jeder Sorge, jeder Not:
krank sein Weib am hitz'gen Fieber,
und drei Kinder ohne Brot!

1) Bardum ist der böhmische Name des Keilberges, der bei Wiesenthal, dem Fichtelberge gegenüber, auf böhmischer Seite sich erhebt.

Wehe, gegen wen das Unglück
mit der Bosheit schließt den Bund! —
Wohl war Teller immer fleißig,
immer rüstig und gesund.
Wenn das Häuerglöckchen¹⁾ tönte,
fuhr er in den tiefen Schacht,
hatte schon so manches Lachter
seine Strecke fortgebracht.

Aber ach, der Herr der Grube
war ein geiz'ger harter Mann,
häufte still der Berge Segen
in den Eisentruhen an,
gab nicht einen roten Heller
für das arme Bergvolk her,
geizte mit dem Häuerlohne
bald mit jeder Woche mehr.

Doch des Himmels Segen weilet
nur in des Gerechten Haus!
Bald, dem Geizigen zur Strafe,
ließen alle Gänge²⁾ aus,
und auflässig³⁾ ward die Grube,
alle Häuer machen Schicht,
bitten um den Rest der Löhnung,
aber sie empfah'n ihn nicht.

Teller schied mit bitter'n Tränen
von dem bösen Grubenherrn.
„Was beginn' ich? — Betteln? — Stehlen? —
Lieber Gott, das sei mir fern!“
Und mit christlich frommem Sinne
trug der Häuer seine Not,
Alles mußte er verkaufen
um das liebe bischen Brot.

Als das Licht des Ostermorgens
in den Raum der Hütte drang,
und sein Weib in Fieberswehen
ächzend mit dem Tode rang,
als der unverständ'ge Kleine
weinerlich nach Speise schrie,
und die beiden ältern Knaben
mutlos weinten, wie noch nie:

1) Das Häuerglöckchen gibt den Bergleuten das Zeichen, das erste Mal, sich auf den Weg zur Grube zu machen, das zweite Mal, bei der Grube zu sein.

2) Gänge sind die wichtigste Art von erzhaltigen Lagerstätten.

3) Auflässig ist eine Grube, wenn sie, gewöhnlich weil die Ausbeute die Kosten nicht deckt, nicht mehr bebaut wird.

Ach, da stürzte Vater Teller
planlos in das Feld hinaus.
Der Verzweiflung Wege führten
ihn zum nächsten Zechenhaus.¹⁾
Still und leer war alles drinnen,
scheu trat er zum Schacht hinan —
Ruh' verheißend, lockend gähnte
ihn die finst're Teufe an.

Und er will — da tönt herüber
von der Stadt der Glocken Ton,
wundersam ergriffen steht er,
blickt empor, und eilt davon.
Zu dem heil'gen Zechenhause
zieht's ihn unaufhaltsam hin,
traurig lehnt der arme Häuer
an dem Kirchentore d'rin.

Endlich schwiegen die Gefänge,
und der greise Pfarrer stand
auf der schön gezierten Kanzel,
himmelan den Blick gewandt.
Und begann: „Mein Herz, vertraue
nur auf Gott und Jesum Christ,
der, vom Tode auferstanden,
dir zum Heil gegeben ist!“

Mächtig drangen seine Worte
in's Gemüt der Hörer ein;
auch in Tellers Herzen senkte
sich der Hoffnung milder Schein.
Unbeweglich hing sein Auge
an des greisen Pfarrers Mund,
denn der Trost des Gotteswortes
war für ihn der schönste Fund.

Wie so lieblich fühlt sein Herz sich
durch das heil'ge Wort erquickt!
Und wie bebt er, tief ergriffen,
als er selber sich erblickt,
sich, gleich bei der Kanzel stehend,
in dem Häuerfesttagskleid,
auf der Schulter eine Stufe
blanken Silbers, lang und breit.

1) Das Zechenhaus, eine Gebäude, in oder bei dem sich der Schacht befindet, und wo die Bergleute vor dem Ein- und nach dem Ausfahren beten und singen, und ihr Gezäh (Werkzeug) bewahren.

Die Gestalt zerfloß in Nebel;
Teller wendet seinen Blick
sich, als achtet' er's für Hochmut,
nur zu hoffen solches Glück.
Aber wie er sich auch mühet,
zu vergessen das Gesicht,
unverwandelt vor den Augen
steht es ihm und weicht nicht.

Langsam geht er aus der Kirche,
durch das Gotteswort gestärkt,
sieh, da kommt ein Herr des Weges,
der mitleidig ihn bemerkt.
„Dir Glückauf! du guter Häuer!
„ruft der liebe reiche Mann“
Warum ziehst du heut, zum Feste
nicht die Feierkleider an?“

Tellern tränen seine Augen,
traurig gibt er ihm Bescheid:
„Lieber Herr, der Grubenkittel¹⁾
ist mein einzig letztes Kleid!“
„Hast du Kinder!“ „Ja, drei Knaben!“
„Und ihr leidet sicher Not?“
„Not? O Gott! seht ich bin feurig,
weiß mir keinen Bissen Brot!“

Und der Herr greift in die Tasche,
reicht ihm einen Taler: „Hier!
Nimm, und mag dir's Segen bringen,
kauf den Kindern Brot dafür!“
Spricht's und geht. Der arme Häuer
stiert den blanken Taler an:
„Lieber Gott, vergilts ihm reichlich,
was er jetzt an mir getan!“

Oh' er heim zur Hütte kehret,
kauft er Brot und Milch zum Brei
und dem fieberkranken Weibe
auch ein Fläschchen Arznei.
Freudig greifen seine Knaben
nach dem langentbehrten Brot,
sie vergessen ihre Tränen;
alle Kummerniß und Not.

1) Der Grubenkittel ist das schmutzige Arbeitskleid der Bergleute.

Teller heißt die Kinder beten
für den guten reichen Mann,
und erzählt dem kranken Weibe,
wie der Herr ihm wohlgetan;
aber von dem Lustgebilde
in der Kirche schweiget er,
weil für einen armen Häuer
solch Gesicht Versuchung wär'.

Doch was er beginnt und schaffet,
immer bleibt ihm das Gesicht
unverändert vor den Augen,
wie ein Spuk, und weicht nicht,
und drei Nächte nach einander
tief im Traum bedünkt es ihn,
's wolle ihn das Lustgebilde
zur aufläss'gen Grube zieh'n.

Und es wird ihm reg im Herzen:
„Wär's ein Wink der Vorsehung?
Warum zieht mich's so zur Grube? —
Ja, so ist's! Ich weiß genug.“
Schon am andern Tage mutet¹⁾
er die Zeche, und erhält
vom Bergmeister flugs den Zettel
für das wen'ge Mutungsgeld.

Freudig für die letzten Pfenn'ge
kauft er Brot und Grubenlicht,
und verfährt, als Herr der Grube,
wohlgemut die erste Schicht.
Aber er, der einz'ge Häuer,
bringt gar langsam nur das Ort,
ob er gleich sich mächtig mühet,
in dem Quergesteine²⁾ fort.

Von der langen Arbeit müde
kehrt er tiefbetrübt zurück,
mustert seinen kleinen Haushalt
mit der Sorge trübem Blick.
„Brot nur noch für wenig Tage!
Licht kaum für zwei Schichten noch!
Weh mir! — ruft er händeringend —
wenn mich das Gesicht betrog!“

1) Muten heißt, bei dem Bergmeister um Erlaubnis zum Bebauen einer neu entdeckten Lagerstätte oder aufläss'gen Grube bitten, worauf der Muter für den Mutgroschen den Mutzettel (die schriftliche Erlaubnis, alsbald zu bauen) erhält.

2) Quergestein, das Gestein, welches quer zwischen den Gängen geht.

Traurig greift er zum Geräthe
mit dem nächsten Morgenrot.
teilt mit Weib und Kindern redlich
noch das letzte Haferbrot,
geht gedankenvoll zur Grube,
fährt mit wenig Hoffnung ein,
und ermüdet Arm und Fäustel¹⁾
an dem tauben Quergestein.

Herber Hunger heißt ihn rasten,
und mit sorgenvollem Sinn
setzt er sich, sein Brot zu essen,
auf des Ortes Strosse²⁾ hin,
nimmt aus seinem Wamms das Hückchen
mit dem Licht und Brot heraus,
sieht's wehmütig an, und breitet's
sinnend auf der Strosse aus.

„Wäre das die letzte Mahlzeit?
Gott, o hilf mir in der Not,
oder gib mir und den Meinen
einen schnellen, gnäd'gen Tod!“
Und er griff zum Brot, und sahe,
wie aus einem Drusenloch³⁾
rasch ein aschengraues Mäuschen
lüstern nach dem Brote kroch.

Und er scheucht es nicht von dannen,
lächelt mild: „Du armes Tier,
bist so gut, wie ich, ein Häuer,
bleib' nur da, und isz mit mir.
Freilich hab' ich wenig, wenig,
und mir dräut der Hungertod;
aber Gott kann mir noch helfen;
da, nimm dieses Rindchen Brot!“

Schnalzend wirft er's hin. Das Mäuschen
kriecht heißhungrig dreist heran,
Und zerknappert flink das Rindchen,
und verzehrt's mit scharfem Zahn.
Lächelnd sieht ihm zu der Häuer:
ist doch für den armen Mann
wohlzutun die größte Freude,
da er's so nur selten kann.

1) Fäustel, ein Hammer, mit dem der Bergmann das Eisen (Meißel) in das Gestein treibt.

2) Eine Strosse ist das in der Sohle (dem Boden einer Strecke oder eines Stolln) hervorstehende Gestein.

3) Drusen sind lochförmige Spalten im Gestein.

Doch kaum hat das graue Mäuschen
das geschenkte Brot verzehrt,
als es, lüstern um sich schnobernd,
nach dem Licht daneben fährt.
Aber Teller sieht's, und zürnet:
„Böses Tier, pfui, schäme dich,
hab' dir einen Teil gegeben,
und zum Dank bestiehlst du mich?“

Voll Verdruß fast er das Fäustel
nud erhebt es lauernd still,
als das Mäuschen, Anrat merkend,
in die Druse flüchten will.
„Dies zum Lohn, du Undankbare!“
heftig schlägt er nach der Maus,
und das Fäustel sprengt vom Flöze¹⁾
ein gewaltig Stück heraus.

„Großer Gott!“ Der arme Teller
schrack vor Freuden weit zurück,
starr, und tief den Oden schöpfend,
stand er da mit stierem Blick,
seiner Hand entsank das Fäustel,
betend blickt er himmelan;
denn ein Gang, gediegenen Silbers
brach vor seinen Augen an.

Nieder zog's ihn auf die Knie:
„Lieber Gott, dein Auge wacht
über uns, sowie zu Tage,
also auch im finstern Schacht!
Gabst mir deiner Berge Segen,
gib mir nun das Beste ein,
daß ich mag des neuen Glückes
und des Reichtums würdig sein.“

Ernst und stillzufrieden kehrte
zu den Seinen er zurück,
und erzählt dem kranken Weibe
allgemach sein selt'nes Glück.
Mächtig wirkte seine Kunde,
ihres Fiebers Schmerz entwich,
neu erglühten ihre Augen,
ihre Wangen färbten sich.

1) Flöze, eine horizontale Lage von Erd- oder Steinmassen, welche sich von der Bergart unterscheidet.

Wenig Wochen d'rauf vermochte
schon zur Zeche sie zu geh'n,
um dort all das lust'ge Treiben
ihrer Häuer anzuseh'n.
Die empfingen sie mit einem
ungeheuchelten Glückauf,
denn in Tellern ging dem Bergvolk
eine schöne Hoffnung auf.

Täglich hob sich Tellers Reichtum,
bald war er im ganzen Land
als der reichste Eigenlöhner¹⁾
und der beste Herr bekannt.
Nie vergaß er seine Armut,
nie des Reichtums große Pflicht,
in der Not war er dem Bergvolk
stets ein tröstlich Grubenlicht.²⁾

* * *

In der Wiesenthaler Kirche
steht ein Häuer, schön geschnitzt,
der mit starker Hand und Schulter
nimmermüd' ein Betchor stützt.
Das ist Teller. Heut noch steht er
in der Häuerkleidung da,
wie an jenem Ostermorgen
er sich selber stehen sah.

Einsam, fast drei Stunden Weges
abendwärts von Wiesenthal,
steh'n im Wald die Tellerhäuser,
heut noch drei nur an der Zahl.
Diese baute Vater Teller
seinen dreien Söhnen dort,
und der fromme Sinn des Gründers
erbte in den Häusern fort.

1) Eigenlöhner sind diejenigen, welche auf eigene Kosten, oder in Gesellschaft mit Andern, die nicht über drei sein dürfen, eine Grube bebauen.

2) Grubenlicht, ein Licht, das in der Grubenblende (einer kleinen hölzernen, nur auf einer Seite offenen Laterne) steckt, welche mit dem an der hintern Seite befindlichen Haken in ein Knopfloch des Grubenkittels gehängt wird. Es ist dem Bergmann die einzige Leuchte in den gefährlichen Finsternissen der Teufe.

40. Die Kirchtürme in Greifenhain.

(In Greifenhain und Eschefeld, zwei Dörfer bei Frohburg, geht folgende Sage; manche verlegen sie in das 14. Jahrhundert.)

Dem Herrn von Eschefeld gefiel
nichts besser, als das Würfelspiel.
Er spielt um hohen Preis, und schor
sich wenig d'rum, wenn er verlor.
Auch Ritter Kunz von Greifenhain
schien diesem Spiele hold zu sein,
und beide hatten manche Nacht
am Würfelspiele zugebracht.

Wenn nun das edle Ritterpaar
so mit dem Spiel beschäftigt war,
da saßen sie wie angepicht
am Tisch, und sah'n und hörten nicht,
ja, Frohburg konnte untergeh'n,
sie hätten sich nicht umgeseh'n,
und siehe, der von Eschefeld
verlor fast stets das meiste Geld.

Einst spielen sie zur Erntezeit
mit der gewohnten Emsigkeit,
da zieht ein schweres Wetter auf,
jedoch sie hören nicht darauf,
und ob der Donner auch mit Macht
aus rabenschwarzen Wolken kracht,
und Blitze klirren Schlag auf Schlag;
die Spieler fragen nichts darnach.

Da stürzt ein Knecht herein, und spricht:
„Ach, edle Herr'n, wißt ihr's noch nicht?
Bei uns und auch in Greifenhain
schlug's eben in den Kirchturm ein!
Die Türme brennen lichterloh
wie eine Schütte trocken Stroh.
Ein Glück, daß sich der Wind gedreht,
und nun die Glut dorfabwärts weht!“

„Hm, — brummt der Eschefelder Herr,
so ruhig, als ob gar nichts wär' —,
laßt brennen, was nun einmal brennt
und löscht nur, was ihr löschen könnt!“
Jedoch der Herr von Greifenhain
schien etwas ängstlicher zu sein,
griff zum Barett, und wollte geh'n,
und nach dem Feuer drüben seh'n.

Da hielt der And're ihn: „Ei, was?
So bleibt doch da! Was schieert uns das?
Ich seh' nicht ein, was ihr so rennt,
da ihr's ja doch nicht löschen könnt;
Ein einzig Spiel noch! Meiner Treu,
da kommt mir ein Gedanke bei.
Beim Zernebock, so wartet doch!
Ein außereinz'ges Spielchen noch!

Setzt euch! Mir fällt ein Späßchen ein:
Ihr setzt den Turm von Greifenhain,
und ich den Turm von Eschefeld,
das heißt, zum Kirchturmbau das Geld.
Wer nun gewinnt, der baut sich dann
zwei Türme, und der And're kann
und darf nie wieder einen bau'n.
Wollt ihr's, nun, topp! so laßt uns schau'n!“

Der Greifenhainer will nicht dran,
doch spricht er endlich: „Nun wohl!
Es gilt! Das Wort ist Unterpfand!“
Sie geben sich noch d'rauf die Hand;
dann wirft der Eschfelder: „Elf!
seht her! Euch hilft nur noch die Zwölf,
sonst ist der Turm von Greifenhain
mit Fahne, Knopf und Glocke mein!“

Der Greifenhainer nimmt darauf
die beiden Würfel ängstlich auf,
und wirft: „Ha, sechs und sechs ist zwölf!
Wie steht's denn nun mit eurer Elf?
Ja, ja! zwei Sechsen! Seht nur her!
Das ist ein glücklich Ohngefähr!
Mein ist der Turm von Eschefeld,
und ihr — gebt mir zum Bau das Geld!“

Der And're grollt: „Heut trifft mich's hart!
So hat mich's doch noch nie genarrt!
Ihr seid gewiß ein Sonntagskind,
daß ihr fast allemal gewinnt. —
Das Geld zum Turm sollt ihr empfahn,
doch würf' ich nie mit euch fortan!
Jedenoch sprecht nur bei mir ein,
ihr sollt mir stets willkommen sein!“

So ward das Würfeln ausgelegt,
doch blieb die Freundschaft unverletzt,
und als der Türme Zwillingspaar
nach zween Jahren fertig war,
da zahlte der von Eschefeld
getreulich das verlegte Geld,
zwar eben nicht mit heiterm Blick,
doch ohn' ein scheeles Wort zurück. —

So ist von alten Zeiten her
in Eschefeld kein Kirchturm mehr,
und darf, kann man der Sage trau'n,
das Dorf nie wieder einen bau'n.
In Greifenhain hingegen stehn
noch zwei, wie Brüder anzuseh'n;
sie ragen über's Gotteshaus
hoch in des Himmels Blau hinaus.

41. Der Blutfleck in der Klosterkirche zu Schloß Chemnitz.

(Das Schloß Chemnitz, eine Viertelstunde nördlich von der Stadt Chemnitz entfernt, hatte bis zum Jahre 1548 ein St. Johanneskloster, von welchem nur noch die Kirche und ein Seitengebäude steht. In dieser Kirche zeigt man einen feuchten Fleck in der Mitte der Kirche, in dem man, aber nur wenn man die nacherzählte Sage weiß, eine menschliche Figur erkennt. Die Sage dürfte wohl in den Anfang des 16. Jahrhunderts fallen.)

Die Klosteruhr schlug Mitternacht,
still war's in jeder Zelle,
nur noch der Pater Erwin wacht,
sein Fenster war noch helle.
Er saß noch schlaflos im Gemach,
und sann geheimen Künsten nach,
wie er auf leichtem Wege
echt Gold bereiten möge.

Auf langem Tische vor ihm stand
ein Becken voller Kohlen,
und rings im Kreise allerhand
Retorten und Phiolen,
und was Gerät dem Alchymist
zu seiner Kunst von nöten ist,
um aus wertlosen Dingen
kostbares Gold zu schwingen.

Weh, wenn der Mensch, des Zufalls Knecht,
geht wie ein Tier durch's Leben,
doch weh auch, wenn er sich erfrecht,
zum Gott sich zu erheben!
Dann ist für ihn nichts heilig mehr,
er greift im frevelnden Begehr
blind in die ew'gen Rechte
der unerforschten Mächte! —

Der Vater hatte sonder Ruh'
geschmolzen und geknetet,
und seinen Rosenkranz dazu,
stillhoffend angebetet;
doch als ihm jede Hoffnung schwand,
da warf er mit verruchter Hand
und wütender Gebärde
den Rosenkranz zur Erde.

„Ein Narr, wer auf Gebet vertraut,
das bringt ihn nie zur Stelle!
Komm, du, vor der mir oft gegraut,
komm, du verrufene Hölle,
und schließ mir das Geheimnis auf,
sollst haben keinen schlechten Kauf,
sollst mich mit Leib und Sinnen
dem Himmel abgewinnen!“

„Ha, Erwin! weißt du, was du tust?
Du forderst dein Verderben,
und kommt der Tod einst, ha, da mußt
ohn' Beicht' und Nachtmahl sterben!
Verflucht! — und doch, wenn ich erfand,
was noch kein menschlicher Verstand
bis jetzt ergründen konnte?
Wenn sich's der Mühe lohnte?“

Die Wahl ist frei! Gott selber mag
den Schritt mir nicht verargen;
wie durst' er doch am Schöpfungstag
so mit dem Menschen kargen?
Doch Jenseits? — Ha, das ist nur Wahn.
Vielleicht auch nicht! — was geht mich's an?
Ich steh' ja an der Schwelle,
ein Schritt — willkommen, Hölle! —

So komm denn, du entzliche Buch,
auf dessen morschen Seiten
des höhern Wissens Heil und Fluch
sich um den Leser streiten!
Du standst so lange still im Schrein,
ich sah noch nie in dich hinein,
doch jetzt — mach' mich zum Meister
und Herrscher aller Geister!"

Er nahm das Buch ernst vor sich hin
und schlug es auf mit Beben,
und las; doch konnt' er keinen Sinn
den wirren Zügen geben,
und wüste ward's ihm im Gehirn,
verzweifelnd rieb er sich die Stirn,
und rief in wildem Grimme
mit odenloser Stimme:

„Verdammnis da, Verdammnis dort!
Mit Gott bin ich zerfallen,
und nun — die Hölle stößt mich fort!
Wohlan, ich trog' euch allen!
Ein Mensch! ein Knecht! Ha, daß ich könnt'
Gott, Hölle, Welt und Firmament
mit einem Hauch verderben,
dann wollt' ich freudig sterben!"

So wütete verzweiflungsvoll
der arge Gottverächter,
da durch die düstre Zelle scholl
ein teuflisches Gelächter.
Er kennt vor Wut sich selbst nicht mehr:
„Verlacht, verdammt!" er stiert umher,
ihm schlottern alle Glieder,
und kraftlos sinkt er nieder.

Weh, wenn der Mensch, des Zufalls Knecht,
geht wie ein Tier durch's Leben!
Doch weh auch, wenn er sich erfrecht,
zum Gott sich zu erheben!
Dann ist für ihn nichts heilig mehr,
er greift in frevelndem Begehr
blind in die ew'gen Rechte
der unerforschten Mächte!

Der Pater — Welch ein widrig Bild!
der Wahnsinn an der Fessel!
Da lag der Frevler scheu und wild
und kraftlos in dem Sessel!
Ach, armer Erwin, bist so klein,
und möchtest gern Gott selber sein!
Du wirst mit tausend Qualen
den bösen Stolz bezahlen!

Kann das wohl, was du jetzt getan,
auf morgen dich bereiten?
Das Fest der Himmelfahrt begann,
und wenn die Glocken läuten,
dann sollst im heil'gen Schauspiel du
der Christus sein! Schickt sich dazu
dein freventliches Sinnen
und teuflisches Beginnen?

Der jetzt verflucht, was heilig ist,
anstatt zu Gott zu beten,
soll heute noch als Jesus Christ
vor fromme Laien treten?
Barmherz'ger Gott, schau gnädig drein,
und sieh nicht, wie sie dich entweih'n!
Auf, Erwin, auf! und winde
dich aus dem Garn der Sünde!

Der Pater schläft. Ihm träumt' er wär'
auf unbekanntem Steige,
und dunkle Nacht war rings umher,
und Moor und Rohrgesträuche,
und vor ihm lief ein Flämmchen hin,
nach diesem stand sein ganzer Sinn;
es leuchtete im Dunkel
wie feuriger Karfunkel.

Er haschte ohne Rast darnach
doch konnt er es nicht fangen,
und als ihm alle Hoffnung brach,
da rief er voll Verlangen:
„Du herrlich Licht, du göttlich Licht!
Was fliehst du mich? was weilst du nicht?“
Da plötzlich war tief unten
vor ihm das Licht verschwunden.

Ein tiefer Abgrund gähnt ihn an,
der Weg war abgeschnitten,
er eilte auf derselben Bahn
zurück mit schnellen Schritten,
da packt's ihn plötzlich an mit Macht,
und zerrt ihn durch die schwarze Nacht
risch über Totengrüfte
und finst're Felsenklüfte.

Da schwebt heran im Nebelmeer,
den Adler an der Seite,
Johannes, Erwins Heiliger,
im weißen Strahlenkleide.
Der Pater streckt nach ihm die Hand,
so flehentlich, doch da verschwand
im bleichen Dunstgefilde
das heilige Gebilde.

Und weiter zerrt's ihn durch die Nacht,
und wirft ihn wild zu Boden,
der Himmel bebt, die Erde kracht,
er krümmt sich ohne Oden,
und kann nicht auf mehr, und erschrickt
auf's Neue, als er um sich blickt,
denn zwischen Leichensteinen,
liegt er auf Totenbeinen.

Und eine große Knochenhand
fährt dräuend aus der Erde,
und krallt sich fest in sein Gewand,
als ob sie ihn begehrte.
Der Pater schreit, wild aufgejagt,
auffpringt er zitternd, und — erwacht;
des Festesmorgens Helle
lag golden in der Zelle.

Der Abt tritt ein mit frommem Gruß:
„'s ist Zeit, dich anzukleiden,
in wenigen Minuten muß
die Festesglocke läuten.
Leg' an das heil'ge Ehrenkleid,
und mach' in Eile dich bereit!
Schon harren alle Brüder!“
und eilends ging er wieder.

Unwillig blickt der Vater drein,
doch nimmt er die Gewänder,
legt sich um's Haupt den Heil'genschein,
knüpft die Sandalenbänder
sich um den Fuß, und ist bereit:
da tönet hell das Festgeläut',
und ruft ihn zur Kapelle
an seine heil'ge Stelle.

„Gott dienen? Jämmerliches Los!
Dem soll ich bettelnd fröhnen,
der Lust d'ran hat, erbarmungslos
des Menschen nur zu höhnen?
Der mir das Höchste äffend wies,
mich in den Staub dann wieder stieß?
Heut' noch! und dann — mich rächen
und diese Fesseln brechen!“

So knirscht er wild, ihm kocht das Blut,
er eilt in die Kapelle.
Wie stimmt die aberwitz'ge Wut
so schlecht zur heil'gen Stelle!
Er betet nicht, er singet nicht,
still flucht er seiner heil'gen Pflicht,
indefß die frommen Laien
ihm tiefe Ehrfurcht weihen.

Ihr guten Leute, bebt zurück!
Sünd' ist's, das Knie hier beugen.
O möchte euer kurzer Blick
in's Herz des Frevlers reichen!
Ha, daß ihr säht, wie Jesus Christ
durch diesen Mönch entheiligt ist!
Doch nein! Den frommen Glauben,
es würde ihn euch rauben! —

Der heil'ge Augenblick ist da,
der Heiland schwebt gen Himmel!
Mit finstern Wütrichsaugen sah
er auf das Volksgetümmel,
das, während er zur Höhe steigt,
andächtig seine Kniee beugt,
und sieht, wie voll Verlangen
die Blicke an ihm hangen.

„Ha, denkt er, daß ich allen euch
die Augen öffnen könnte,
vielleicht, daß ich von Gottes Reich
so manche Seele trennte!
Und Gott, dann ein entlarvter Gott!
Welch süße Rache! süßer Spott!
Tedoeh, ihr blinden Laffen,
ihr seid in's Joch geschaffen!“

Schon an der Deckenöffnung, war
er nahe dem Verschwinden,
da zog ihn plötzlich unsichtbar
was an dem Schopfe hinten.
Er sieht sich um, und schrickt zurück,
ihm flirrt es drehend vor dem Blick,
gelähmt sind seine Glieder,
er schwankt und — stürzt hernieder.

Er schmettert hin. Sein Aug' erlischt,
zerschellt sind die Gebeine,
Hirn und Geblüte graß gemischt,
klebt gischend am Gesteine
Seht, Laien, seht, das Wort steht fest,
daß Gott sich niemals spotten läßt;
er weiß stets das Verbrechen
zu seiner Zeit zu rächen.

Die Mönche traten allzugleich
laut klagend um den Toten,
und sah'n, vor Schreck erstarrt und bleich,
das Jammerbild am Boden.
Sie heben still den Leichnam auf,
und weinten heiße Tränen d'rauf,
und trugen voller Jammer
ihn in die Leichenkammer. —

Noch in der Klosterkirche ist
ein blut'ger Fleck zu sehen,
stets feucht, der wird zu keiner Frist
vertrocknen und vergehen.
Dort fand der Vater seinen Tod,
weil frech er Troß dem Himmel bot;
denn, wer mit Gott will rechten,
verfällt den finstern Mächten.

42. Die Amme zu Hirschstein.

(Am Abhänge des Felsens, worauf das Schloß Hirschstein an der Elbe steht, liegt eine, aus Stein gehauene, weibliche Figur mit einem Wickelkinde. Die Zeit der Begebenheit ist wahrscheinlich das 15. Jahrhundert.)

Zu Hirschstein im festlich erleuchteten Saal,
da saßen die Ritter beim Kindtaufsmahl.

Die Becher kreisten die Tafel entlang,
die Hörner tönnten mit lustigem Klang.

Der Burgherr füllte die Becher voll:
„Trinkt, edle Gäste! Des Kindes Wohl!“

Die Ritter erhoben die Becher geschwind:
„Lang' lebe klein Hedchen, das liebliche Kind!“

Hoch spritzt aus den Bechern der funkelnde Wein,
hell schmettern die silbernen Hörner darein.

Zur Burgfrau drängen die Gäste hinan:
„Auf's Wohl eures Kindes stoßt mit uns an!“

O, Jesus Maria, was ist mit euch?
Eure Wange wird plötzlich so totenbleich!“

Die Burgfrau hält zitternd den Becher voll Wein,
und stiert mit erschrock'nen Blicken hinein.

„Ha, seht doch! der Wein, wie wird er so rot! —
Barmherziger Gott! mein Kind ist tot!“

Ihr zwängte die Stimme der gräßliche Schreck,
sie schleuderte schauernd den Becher hinweg.

Sie schlug sich die Hand vor die Stirne mit Macht,
sie hatt' auf die Fragen der Gäste nicht acht.

Sie stürzt aus dem Saal mit verzweifelndem Sinn,
und rannte in's Kindbettkämmerlein hin.

Sie riß von der Wiege die Decke geschwind,
und fand nicht darinnen ihr liebes Kind.

Die sorglose Amme, berauscht von Wein,
war im Sessel am Fenster geschlafen ein.

Die faßt sie am Arme: „Sag', Amme, geschwind,
sag', Amme, wo hast du mein liebes Kind?“

Die Amme zeigt trunken auf's Fenster hin:
„Hier liegt's in der Wiege; süß schläft es darin!“

„O Jesu, du stürztest mein Kind in's Grab!
so will ich dich schleudern auch wieder hinab!“

Sie faßt wahnsinnig die Amme an.
da dringt ihr Gemahl mit den Gästen heran.

Sie zieht den Gemahl zum Fenster vor,
und raunt ihm verzweifelnd die Mähr in's Ohr.

Da schrickt er zusammen, und faßt voll Wut
die Amme am Arme: „Das büße dein Blut!“

Hinab in den Garten wohl zog er sie:
die Arme stürzte auf ihre Knie.

Er zückte sein Schwert: „Wo das Kindlein mein,
da soll auch die böse Amme nun sein!“

Die Amme fleht weinend: „Erbarmet euch!“
Da wimmert der Knabe im Fliedergesträuch.

Der Ritter, wie hastig, zerteilt das Gesträuch,
da lag sein Kind auf schwankem Gezweig'.

Gott schützte den Säugling! Der Fliederstrauch stand
grad' unter dem Fenster am Mauerrand.

Es lebt! Er nimmt an sein Herz es auf,
und trägt es mit Tränen zur Mutter hinauf.

Die Mutter am Boden lag starr und bleich;
auffsprang sie bei der freudigen Mähr sogleich.

Sie küßt und nekt mit Tränen und preßt
an den Busen ihr Kleines, und umklammert's so fest.

Die Ritter, voll Rührung, holen d'rauf,
die bewußtlose Amme vom Garten herauf.

Dann schreiten sie wieder zum festlichen Saal
und setzten sich wieder an's frohe Mahl.

Sie saßen so still, kein Jubel erscholl;
sie hatten ja Alle die Herzen so voll.

Die Amme hat gebetet die ganze Nacht,
und ferner den Säugling getreuer bewacht.

Am Hirschsteiner Schlosse, da könnt ihr sie schau'n
mit dem Kinde, dort ist sie in Stein gehau'n.

43. Das Bagenbette auf Königstein.

(Bei der Friedrichsburg auf Königstein ist außen von der Brustwehrt herab das Bagenbette zu sehen; das ist ein Teil des kaum eine Elle breiten, mit Steintafeln belegten, abschüssigen Vorsprungs des Felsens. — Nachstehende Erzählung fällt den 12. August 1665.)

Was Schönes ist ein volles Glas,
nur darf man nicht das rechte Maß
im Trinken überspringen,
sonst bringt der Wein uns in Gefahr;
das macht so manches Beispiel klar,
und eins will ich jetzt singen.

Der Mond begoß mit bleichem Schein
die alte Festung Königstein,
und fand beim Trinkgelage
sechs Bagen, die die halbe Nacht
mit Spiel und Zechen durchgebracht
im traulichen Gemache.

Fünf lagen — ach, nicht jeder kennt
des Weines hitzig Temp'rament! —
bewußtlos unterm Tische;
der sechste folgte gern auch nach,¹⁾
nur hält ihn die Besorgnis wach,
daß sie der Herr erwische.

Er ruft, er schreit, er stößt, er zupft,
er tritt, er zerrt, er raust, er rupft
die traurigen Kollegen;
doch endlich reißt ihm die Geduld,
und lallt er; „Nun ist's ihre Schuld,
wenn sie nicht hören mögen.“

Er schlürft die letzten Reigen aus,
und taumelt heim und klopft ans Haus,
doch läßt sich niemand blicken.
Er wartet lang'. „Nun, 's muß nicht sein!
läßt man auch hier mich nicht hinein,
wird sich's wo anders schicken!“

1) Sein Name war Karl Heinrich von Grünau.

Ein Plätzchen, wo sich's ruhig schlief,
zu suchen, wankt er, ziemlich schief,
entlang der dicken Mauer,
und kommt an ein Kanonenloch.
„Ha, ha, da ist ein Ausweg noch
aus diesem Vogelbauer!

Da draußen kann mich niemand seh'n,
dort kann ich keck zu Bette geh'n,
und schlafen bis zum Morgen
Hier kann ich herrlich ein und aus.“
Er denkt's und steigt getrost hinaus,
und schäft, Hans ohne Sorgen.

Er schlief gar lang'. Die andern fünf
Zechbrüder hatten schon den Schimpf
zur Hälfte überstanden,
da suchte man ihn überall,
bis ihn kurz vor dem Mittagmahl
zwei Kanoniere fanden.

O Terum, wie erschrecken die,
als den vermißten Bagen sie,
da draußen liegen sehen.
Er lag in schrecklichster Gefahr,
und rückte er sich um ein Haar,
so war's um ihn geschehen.

Denn hört! Die Festungsmauer stand
vier Spannen kaum vom Felsenrand,
und auf dem schmalen Raume
lag Heinrich, aller Sorgen bar,
daß neben ihm der Abgrund war,
im holden Zechertraume.

Der Kurfürst¹⁾ hört's, und eilt herbei,
und heißt der Kanoniere zwei
rasch durch das Schießloch klettern,
und Seile um den Bagen zieh'n,
und d'rauf aus seinem Schlafe ihn
mit drei Trompeten schmettern.

Den Spaß nun wollten Alle seh'n,
und kamen und bekicherten
im Voraus Heinrichs Schrecken.
Jetzt die Trompeten schmettern schon
durch's Schießloch ihren grellen Ton,
den Schläfer rauh zu wecken.

1) Kurfürst Johann Georg II., der von 1656 bis 1680 regierte.

Der Bage wird vom Lärmen wach,
und rafft sich auf so ganz gemach,
als ob im Bett er schlief,
blickt stolz erst auf der Lacher Chor,
beugt dann sich unerschrocken vor,
und schaut keck in die Tiefe.

Und niemand lacht, und Alt und Jung
steht schweigend voll Verwunderung,
gelobt wird er von allen.
Der Kurfürst lächelt mild, und hat
am jugendlichen Inculpat¹⁾
sein stilles Wohlgefallen.

Der Bage steigt herein geschwind,
fällt ihm zu Fuße, und beginnt:
„Ich hab' mich arg vergangen,
und bin zur Büßung gern bereit,
tut mir, wie die Gerechtigkeit
und das Gesetz verlangen.“

Der güt'ge Kurfürst faßt ihn
gar sanft am Kinn: „Dir sei verzieh'n
um deiner Jugend wegen.
Dich schützte Gott! er sei mir dir,
wie heute Nacht, so für und für
mit seinem Schutz und Segen.“

Dies Wort traf ein. Der Himmel war
mit unserm Bagen immerdar.²⁾ —
Die schmale Felsenstätte,
wohin er einst zu Bette kroch,
heißt ihm zum Angedenken noch
bis heut das Bagenbette.

44. Der Einsiedler bei Dippoldiswalde.

(In der Dippoldiswalder Heide, eine halbe Stunde nördlich von der Stadt, steht ein großer Sandsteinfelsen mit einer wenig bedeutenden Höhle, welcher der Einsiedler heißt. Die auf demselben befindlichen Spuren von Gemäuer heißen die Dippoldsklause, und der nahe Quell der Einsiedlerbrunnen. Ohnweit davon stehen die Trümmer einer alten Kapelle. Die Sage selbst beginnt in den letzten

1) Inculpat ist der eines Verbrechens Beschuldigte.

2) In mehreren Lebensgefahren schien eine unsichtbare Hand den von Grünan zu beschirmen.

Regierungsjahren Kaiser Heinrichs I., des Finklers, etwa um 933, und endet um 960. Der in derselben erwähnte Boleslav II., der Fromme, welcher, seit 967 Herzog von Böhmen, 971 das Christentum in Böhmen einfuhrte, das Erzbistum Prag und mehrere Kirchen stiftete.)

Müde, nur der Welt zu leben,
barg zu Kaiser Heinrichs Zeit
sich der alte fromme Dippold
in des Waldes Einsamkeit.
Eine Klausen ward die Stätte
seines Wohnens, und sein Bette
dürres Moos und Farrenkraut;
Früchte dienten ihm zur Speise,
die nach frommer Klausner Weise
er im Gärtchen sich erbaut.

Rings vor seiner Felsenklausen
hatte sich der fromme Greis
eingezäunt ein kleines Gärtchen
und bebaut mit regem Fleiß.
Drinnen zog er süße Beeren,
weiße Rüben, rote Möhren
sorglich gärtnernd, und begoß
sie aus dem krystallinen Quelle,
dessen schmale Silberwelle
längs am Zaun vorüberfloß.

Auch vergaß er nie die größte
Pflicht getreulich zu versieh'n,
und an die geweihte Stätte
täglich zum Gebet zu geh'n.
Nahe seiner Felsenzelle
stand im Walde die Kapelle
der hochheil'gen Barbara,
wo der Klausner voller Freuden
traulich die Obliegenheiten
eines Kapellan versah.

Wandrer, die den Wald durchzogen,
sprachen bei Dippolden ein,
ließen sich von ihm mit Freuden
für die Christuslehre weih'n.
Denn in ungeschminkter Klarheit
floß die heil'ge Gotteswahrheit
von des frommen Greises Mund,
und was ihm die Lippe wehrte,
gab des Lehrenden Gebärde
und sein Blick dem Schüler kund.

Keiner durfte ungetröstet,
keiner zweifelnd von ihm zieh'n,
alle dankten ihm mit Tränen,
segneten und priesen ihn,
trugen mit entzücktem Munde
von dem frommen Greis die Kunde
fernhin in das Böhmerland;
auch des Herzogs edlem Sohne,
Erben einst der böhm'schen Krone,
ward des Klausners Lob bekannt.

Längst schon war der bied're Jüngling
allem Gözenopfer Feind,
und der heil'gen Christuslehre,
wie er solche kannte, Freund.
Setzt, als er von Pilgern hörte,
wie und wo der Klausner lehrte,
hatt' er nimmer länger Ruh',
schied vom väterlichen Schlosse
still, und ritt auf schnellem Rosse
stracks nach Dippolds Heide zu.

Nach drei Tagereisen kam er
bei der Felsenklause an;
jätend kniet' in seinem Gärtchen
just der alte fromme Mann,
doch als er den Fremdling nahe
vor dem Zaune halten sahe,
stand er eilends auf, und sprach:
„Edler Ritter, seid gegrüßet,
und so's euch gefällt, genießet
bei mir einen Ruhetag.“

Boleslav — so hieß der Böhme —
stieg vom Rosse flink, und band
es am Pfortchen fest, und reichte
ihm zum Gegengruß die Hand:
„Ja, gern will ich bei euch rasten,
und ihr werdet von den Lasten
banger Zweifel mich befrei'n;
von euch will ich all' die Lehren
eures heil'gen Jesu hören,
und ein frommer Schüler sein!“

Freudig glänzte Dippolds Auge:
„Heil euch, Heil! wer ihr auch seid,
euer guter Engel führte
euch in diese Einsamkeit.“

Kommt, ihr sollt den Gott erkennen,
den wir Christen Vater nennen,
sollt euch des Erlösers freu'n.
Kommt!" Mit freudig raschem Schritte
führte Dippold in die Hütte
seinen neuen Schüler ein.

Stundenlang oft saßen beide
in der Laube frischem Grün;
Boleslav ließ keine Lehre
spurlos seinem Ohr entflieh'n.
Alles schien nach seinem Meinen
ihm genehm, und hatt' er keinen
Zweifel jemals sich erlaubt;
aber bei der großen Lehre,
daß sich rächen Sünde wäre,
schüttelt' er sein lockigt Haupt.

„Aber seht, erwürd'ger Vater.
— unterbrach er sanft den Greis —
warum, wenn ich Böses sehe,
wird's im Herzen mir so heiß?
Warum soll ich mit dem Schlechten,
wenn ich besser bin, nicht rechten?
Habt ihr mir doch selbst gesagt:
Wehe, wer durch Uebeltaten
seinen Nächsten Leid und Schaden
boshaft zuzufügen wagt!“

„Weh' dem Bösen! — rief der Klausner —
weh' ihm, wehe! Aber wißt,
daß das Rächeramt zu üben
ein Alleinrecht Gottes ist!
Kann der Mensch ja nie auf Erden
allen Makels ledig werden,
daß er könnte Richter sein;
darum soll er ohne Klagen
seines Nächsten Fehler tragen
und den Irrenden verzeih'n.

Doch genug jetzt! Zur Kapelle
eilst mich meine heil'ge Pflicht.
Sieht indeß die Rübenbeete,
auch versäumt das Säen nicht!“
Rasch, als ob er Eile habe,
griff der Greis zu seinem Stabe,
eilte in den Wald hinein,
Boleslav ging mit den Kannen
an den Quell. Die Wässer rannen
lustig über Stock und Stein.

„Gutes Brunnlein, bist der Reinheit
und der Freiheit treues Bild,
ein Krystall ist jeder Tropfen,
der aus deiner Tiefe quillt!
Ob dich Steine rings umdrängen,
und dein Kieselbett verengen,
suchst dich friedlich zu befrei'n;
rächst dich nicht an diesen Steinen,
ja du wäschst sie noch mit deinen
klaren Wellen hell und rein!“

Tiefbewegt in inn'rer Seele
schöpft er seine Kannen voll,
und begießt die Rübenbeete,
hackt und jätet, was er soll;
und wie Alles ist vollendet,
tritt er an den Zaun, und wendet
seine Blicke auf den Quell.
Lange schaut er in die Wässer —
seines Zweifels Nacht wird blässer
und Erkenntnis dämmert hell.

Nur der Fichten Wipfel glühten
noch im goldnen Abendschein;
immer schaute noch der Jüngling
sinnend in den Quell hinein.
Immer sanfter, immer milder
lächelten der Zukunft Bilder
aus dem Quell in seinen Blick,
da vernahm er nahe Tritte;
durch der Fichten dunkle Mitte
kam der fromme Greis zurück.

Wohlzufrieden flog sein Auge
durch der Beete saubern Kreis,
und mit freudigmildem Blicke
lobt er seines Schülers Fleiß,
Brach zum Nachtmahl dann die besten
reifsten Äpfel von den Ästen,
pflückte Schoten noch dazu,
und als solches war genossen,
und die Gartentür verschlossen,
gingen beide still zur Ruh'.

Mitternacht war schon vorüber;
auf der Lagerstatt von Moos
schliefen noch im ersten Schlase,
Beide sanft und sorgenlos.

Da ward's draußen plötzlich rege,
just, als ob der Zaun zerbräche,
und der Klausner wurde wach.
Angstlich lauscht' er, was es werde —
still war Alles und er hörte
nur ein tiefes dumpfes Ach.

Rüttelnd weckt er seinen Schüler,
und erzählt, was er gehört;
ausspringt Boleslav, und zündet
rasch das Windlicht, und bewehrt
sich mit seinem Schwert. D'rauf gehen,
um zu seh'n, was wohl geschehen,
beide in 'es Gärtchens Flur;
unter einem Apfelbaume
lag auf blutgetränktem Raume
eine menschliche Figur.

Dippold bebt. Der Jüngling leuchtet
mit dem Lichte näher hin:
„Ha, ein Dieb! Seht da, das Körbchen!
die gestohl'nen Apfel d'rin!
Seht, wie da die Äste liegen!
Der ist auf den Baum gestiegen
und wohl hoch herabgestürzt.
Wimm're, soll nicht lange wimmern!
Will den Schädel dir zertrümmern,
daß dein Leiden sich verkürzt!“

Bornig zuckt er mit dem Schwerte,
doch der greise Klausner hält
ihm den Arm: „Halt ein, Berwegner!
Bist zum Richter du bestellt? —
Weg das Schwert, und laßt uns eilen,
daß wir ihn vielleicht noch heilen!
Faßt ihn nur behutsam an!“
Boleslav gehorcht. Sie schlagen
in die Mäntel ihn, und tragen
in die Klausen ihn hinan.

Dippold wäscht ihm seine Wunden,
legt ihm Spinnewebe d'rauf,
und der Kranke regt sich wieder,
schlägt die stieren Augen auf
Boleslav, der nie an Dieben
solche Großmut sahe üben,
schüttelte sein lockigt Haupt
und begann: „Könnt ihr verweilen,
daß der, den wir heute retten,
nicht schon morgen wieder raubt?“

Strafend da mit finstern Auge
sprach der Greis. „Das weiß ich nicht!
Aber wär's auch; ihm zu helfen
das ist heute meine Pflicht!
Ein Gebot ist uns geschrieben,
Großmut auch am Feind zu üben,
wie sie Christus einst geübt!
Alle Menschen sind ja Brüder.
Darum, so fragt niemals wieder,
wenn ihr irgend mich noch liebt!“

Durch das ernste Wort erschüttert,
schweigt der Jüngling still dazu,
und begiebt sich, da der Klausner
sein nicht mehr bedarf, zur Ruh'.
Aber Dippold wacht mit Sorgen
bei dem Kranken bis zum Morgen,
hilfreich stets um ihn bemüht,
so daß früh, vom Schlaf ermuntert,
Boleslav ihn hochverwundert
noch bei selbem sitzen sieht.

Da erwachte auch der Kranke
wie aus langem Todeschlaf,
und erschrak in tiefster Seele,
als sein Blick den Klausner traf.
Lange lag er ohne Regen,
bis er, über sein Vermögen
hastig, auf vom Lager sprang,
und, vom Ungestüm der Schmerzen
und der Scham zerknirscht im Herzen,
schluchzend Dippolds Knie umschlang.

Doch er hob ihn auf voll Güte
und begann: „Was du getan,
rechne dir's der Herr des Himmels
im Gericht dereinst nicht an.
Wasche dich von deinen Sünden,
daß du Gnade mögest finden.“
So der Greis mit ernstem Ton;
als ob's ihm das Herz zerreiße,
stand der Sünder vor dem Greise,
und zerknirscht ging er davon.

Da ergreift's den Jüngling plötzlich
wie mit himmlischer Gewalt,
auf die Kniee stürzt er nieder
vor des Greises Hochgestalt:

„Taufst mich, Vater! hört mein Flehen!
taufst mich! Jetzt hab' ich gesehen,
wie's so schön ist zu verzeih'n!
Taufst mich! Gern will ich versprechen,
nur durch Liebe mich zu rächen;
weiht mich, Vater, weiht mich ein!“

Dippold preßt mit feuchtem Auge
seinen Schüler an die Brust;
der Triumph des Glaubens ist ja
seinem Herzen Himmelslust.
Freudig taufst' er ihn am Quelle,
führt ihn dann in die Kapelle,
und noch manches fromme Wort
gab er ihm mit auf die Reise.
Reich im Herzen, ritt vom Greise
Tags darauf der Jüngling fort.

Viele fromme Wandrer sprachen
bei dem greisen Klausner ein,
ließen sich an seinem Quelle
für die neue Lehre weih'n,
bauten in des Waldes Mitten
nah der Klausnerei sich Hütten,
und so allgemach entstand
eine Stadt, die fromme Weise,
zum Gedächtnis jenem Greise,
Dippoldswalde ward genannt.

45. Der Gänserich von Pegau.

(In Pegau ist an dem sich an das Rathaus lehrenden Brückenbogen, der die Ober- von der Niederstadt trennt, ein geköpfter Gänserich in Stein gehauen. Nachstehende Begebenheit, deren geschichtliche Glaubwürdigkeit wohl nicht zu bezweifeln ist, fällt in das Jahr 1664.)

Am Fenster stand harrend Zinngießers Brigitte,
und schaute hinaus in den bunten Gedrang;
hell rief zu dem lustigen Gänserichritte
der Zinken und Pfeifen weitgellender Klang.

„Ei, seht doch die stattlichen Burschen! Wie reiten
sie prächtig gepuget zum lustigen Spiel!
Wie stolz doch die Kämmerers Jüngferchen schreiten!
pfui Kuckuck, die wissen sich heute mal viel!“

Da ritt aus der Burschen lautjubelnder Mitte
der Schönste von Allen zum Fenster heran:
„Mach' hurtig nur, herzallerliebste Brigitte,
mach' hurtig und puze und schuhe dich an“

Er hatte die schöne Brigitte zum Liebchen,
der stattliche Gerbergeselle Fritz Schmidt;
das liebende Mädchen schloß eilends das Stübchen,
und ging zu dem Spiele von Herzen gern mit.

Und wie in dem rosenen Feiertagskleide
heraus zu der Türe des Hauses sie sprang,
da grüßte der Zug sie mit jauchzender Freude,
da tönten die Zinken mit lustigem Klang.

D'rauf geht es flugs weiter durch alle die Straßen
hinaus zu des Spieles umzäunetem Plan,
die rüstigen Pegauer Stadtpfeifer blasen
mit Zinken und Hörnern gar lustig voran.

Und immer noch mehrt sich die Reihe der Mädchen,
die schönsten in Pegau, heut' sind sie zu Plaz,
ein jeglicher wack're Geselle im Städtchen
holt heute wohl seinen treueigenen Schatz.

Und wie nun der Zug hinaus auf die Stelle
des Spieles gekommen, da eilen behend
die Mädchen mit fröhlich wetteifernder Schnelle
längs über die Bahn bis zum äußersten End'.

An zweien mit Blumen umwundenen Stangen
war quer ob der Bahn eine Leine gespannt,
und mitten an diese nun wurde gehangen
ein lebender Gän's'rich an hanfenem Band.

Das Tier hing acht Ellen hoch über der Erden,
im gestreckten Galoppe nun mußte man ihn,
um Sieger und König im Spiele zu werden,
mit Gewalt seinen hanfenen Banden entzieh'n.

Und hoch auf der Stangen vergoldeten Spitzen,
da hing für die Sieger der rühmliche Preis,
Halskragen und Tücher und Westen und Mützen
am lustig sich schaukelnden Ebischenreis.

Die Burschen bestimmten die Reihe durch's Losen,
die Sieben, die böse, entloste sich Schmidt!

Die Mädchen beschossen die Reiter mit Rosen,
sie neckend ermunternd zum lustigen Ritt.

Der Erste gab jubelnd dem Gaul die Sporen
und griff nach dem Gän's'rich im vollen Galopp,
doch hätt' er beinahe den Sattel verloren,
laut lachten die neckischen Mädchen darob.

Der Zweite, der Dritte, der Vierte, der Fünfte,
der Sechste, sie teilten des Ersten Geschick.

Der Eine wohl lachte, ein Anderer schimpfte,
ein Dritter auch zog sich voll Ärger zurück.

Noch schwebte der Gänserich hoch an der Leine,
da sprengte stillächelnd der Gerber hinan,
und glücklich erhascht' er den Vogel am Beine,
und zerzte mit möglichsten Kräften daran.

Wohl wand sich der Gänserich wütend im Ringe,
biß grimmig und schlug mit den Flügeln umher,
doch fest hielt der Gerber die hanfene Schlinge,
als ob er d'ran selber gebunden mit wär'.

Er schwebt über'm Sattel, sein Rappe entweicht,
still sieht es die Menge, und mahnt ihn zum Mut,
da plötzlich springt er herab und erbleicht
und sinket zu Boden, beträufelt von Blut.

Zuspringen die Burschen, zuspringen die Mädchen,
und heben den blutenden Jüngling empor;
o Jesu, es sprang wie ein purpurnes Fädchen
das Blut aus zerbissenen Adern hervor!

Brigitte umschlang ihn, und neigt ihn mit Zähren:
„Herzliebster! Ach Herrgott! Mein Friedrich ist tot!
O, daß wir vom Spiele geblieben doch wären!
Helst, Leute! — er stirbt mir! Barmherziger Gott!“

Sie riß sich vom Nacken den linneren Krage,
sie riß sich vom Kleide den Saum, und umwand
die Wunden, doch unaufhaltsam durchbrachen
die Ströme des Blutes jedweden Verband.

Da stürzte verzweifelnd sie neben ihm nieder,
die Gespielinnen trugen sie weinend nach Haus,
sie sahe den Inniggeliebten nicht wieder,
er hauchte sein Leben vor Abend noch aus.

Kaum daß ihm die Ärzte die Adern verbanden,
da schloß sein verglommenes Auge sich zu;
drei Tage d'rauf trugen die Innungsverwandten
ihn nach Sankt Johannes¹⁾ zur ewigen Ruh.

Brigitte lag siechend vor Kummer danieder,
und klagte und weinte und härmte sich ab.
und kaum noch kehrte der Frühling wieder,
da grub man an Friedrichs Seite ihr Grab.

Der Gänserich, welcher so schweres verschuldet,
ward d'rauf an der Brücke in Sandstein gehau'n,
das Gänserichreiten ward nie mehr geduldet,
und nie eine Gans mehr in Pegau zu schau'n.²⁾

1) Die Sankt Johanneskirche in Pegau ist zugleich die Begräbniskirche.

2) Den Pegauern wurde alsbald das Volksfest des Gänserichreitens, sowie auch das Halten der Gänse innerhalb der Stadt untersagt.

46. Schlossers Gündchen von Dederan.

(Diese geschichtlich wahre Begebenheit fällt kurz nach der Erbauung der Augustusburg, welche Kurfürst August, Heinrichs des Frommen Sohn und Morizens Bruder, in den Jahren 1568 bis 1572 vollendete.)

Von Augustusburg nach Ded'ran
fuhr durch Finsternis und Regen
ein Gespann mit zween Fackeln
langsam in den rauhen Wegen
D'rinnen saß der Kurfürst August
und, geschmiegt an seine Seite,
seine liebe Gattin Anna,¹⁾
nach der neunten Mutterfreude.

Anna saß so stumm und traurig,
still bekämpfend ihre Wehen;
doch sie konnt' es nimmer tragen,
bat verschämt mit leisem Flehen:
„Lass' uns, August, wenig Stunden
nur hier rasten! Ach, mich plagen
bitt're mütterliche Schmerzen,
daß ich's kann nicht länger tragen!“

„Aber hier, in Frost und Regen,
können wir unmöglich rasten;
wollen uns, herzlichste Anna,
lieber bis nach Ded'ran hasten!“
So der Kurfürst, und sein Diener
muß die Kofse mächtig treiben,
daß sie bald nach Ded'ran kommen,
um da über Nacht zu bleiben.

Doch als sie die Stadt erreichten,
war schon Mitternacht verflossen,
alle Fenster ringsum finster,
alle Türen fest verschlossen.
Und die edle Fürstin möchte
alles Aufsehn gern vermeiden,
und in keiner Herberg schlafen,
sondern nur bei Bürgersleuten.

Da, o Freude, blinkt' ein Lichtchen,
ihnen durch die Nacht entgegen,
und am hellen Erkerfenster
schien sich etwas zu bewegen.

1) Anna, in der Reihe der Kurfürstinnen als Mutter Anna bekannt, eine dänische Prinzessin, gebar ihrem Gemahl 9 Söhne und 6 Töchter.

Gundchen war's, des Schlossers Tochter,¹⁾
die vom frohen Kindtauffschmause
mit dem alten guten Vater
erst vor kurzem kam nach Hause.

Wunderlieblich war das Mädchen,
Wangen rot wie junge Rosen,
ihre Stirne weiß und samtig
wie die Haut der Aprikosen,
wie Bergißmeinnicht die Augen,
schöngelockt die schwarzen Haare,
schlank ihr Wuchs wie junge Birken,
und ihr Alter zwanzig Jahre.

Aus den Locken wand sie eben
die mit Gold durchwirkten Bänder,
lüfte Busen, Hals und Nacken
von dem Zwange der Gewänder.
Seitwärts in dem Sorgenstuhle
saß der Vater, sich entkleidend
und dabei verschmigt die Augen
an der Tochter Schönheit weidend.

Horch, da ruft es auf der Straße;
Gundchen schaut hinaus, und höret
staunend, wie ein Unbekannter
Einlaß in das Haus begehret.
Furchtlos mit dem Messinglämpchen
eilet sie die Stiegenstufen
flink hinab, und schließt die Tür auf,
schelmisch fragend, wer gerufen.

Da, am Arm die kranke Gattin,
tritt der Kurfürst ihr entgegen:
„Liebes Mägdlein, willst du heute
deine Fürstin Anna pflegen?
Sieh, ich bin dein Kurfürst August,
und will heute bei euch wohnen,
aber darfst kein Wörtchen schwagen!
reichlich will ich dir's belohnen.

Leis vertraut er noch der Dirne,
was der kranken Fürstin fehle,
bindet ihr mit sanfter Bitte
ihre Pflege auf die Seele.
Gundchen neigt sich, freundlich nickend,
vor dem Fürsten, und geleitet
ihn hinauf zu ihrem Vater,
der nicht weiß, was das bedeutet.

1) Der Schlosser hieß Meister Mathesius, bewohnte das Haus, welches Nr. 108 ist.

Lange steht er stumm und schüchtern,
als ob er's nicht glauben könne,
daß er den verehrten Kurfürst
seinen Gast für heute nenne,
aber durch des Fürsten Fragen
kommt er allgemach in's Schwagen,
und erzählt von seinem Gundchen,
von dem Papst und Nachbars Katzen.

Gundchen auch in ihrer Kammer
war indessen vielbeschäftigt,
hatte die ohnmächtige Fürstin
mit dem Balsamglas gekräftigt,
hatte sie auf's Bett gehoben
und behutsam ausgekleidet,
sie in süßen Schlaf geplaudert
und Melissentee bereitet.

Jeden Odemzug belauschend
saß sie neben ihr am Bette,
rieb sie sanft mit Öl und Kräutern,
daß sie süße Lind'ring hätte:
und die Freude! Anna wachte
schon nach zween Ruhestunden
neugeboren auf vom Schlafe,
und ihr Leiden war verschwunden.

Gundchen strahlt ihr nun die Haare,
legt ihr an die Samtgewänder,
den mit Schmelz besetzten Gürtel,
Spangen, Glöcklein, Perlen, Bänder.
Freundlich küßt die edle Fürstin
ihr die holdgegrübten Wangen:
„Sag' nun meinem Gatten, daß ich
seiner harre voll Verlangen.“

Gundchen ging; der gute Kurfürst,
hochentzückt ob solcher Kunde,
flog in Annas Arm, und hörte
Gundchens Lob aus ihrem Munde,
strich ihr sanft das Kinn, und drückte
einen Beutel, schwer von Golde,
ihr gar freundlich in die Hände:
„Nimm zum Lohne dies, du Holde!“

Aber Gundchen zog die Hände
rasch zurück von solcher Gabe:
„Das sei fern! Mir g'nügt es, wenn ich
eure Huld errungen habe!“
Still sich solchen Sinnes freuend,
spricht der Fürst mit sanftem Tone:
„Nun, so sag', du Herzensmägdelein,
wie ich deine Mühe lohne?“

Gundchen, die die Schürzenzäckchen
sinnend glättet und zerknittert,
während eine dunkle Röte
über ihre Wangen zittert,
lispelt, sich zur Fürstin wendend:
„Ja mein höchster Wunsch auf Erden
wäre, wenn ihr erst entbunden,
eure Dienerin zu werden.“

O ihr solltet, hohe Fürstin,
nie saumselig mich erblicken!
Doch, die arme Schlosserstochter —
nein! das will sich doch nicht schicken!
Ei, ich Närrin, daß ich von euch
solch ein hohes Glück begehret!
Haltet's meinem Stand zu Gute,
tut, als ob ihr's nicht gehöret!“

Freundlich bittend schaut die Fürstin
in die Augen ihres Gatten;
dieser nickt mit mildem Lächeln,
Gundchens Wünsche zu gestatten.
„Wohl, spricht Anna d'rauf, so will ich
dich zu meiner Zofe wählen,
und der Schlosserstochter, hoff' ich,
wird der Adelsbrief nicht fehlen.“

Fromme Unschuld adelt höher,
als es Kaiser je vermögen!
Kunigunde, du sollst fürder
bei mir sein auf allen Wegen!
Sollst schon heute mich begleiten,
noch vor Tage geht es weiter,
brauchst dabei nichts mitzunehmen,
als die besten deiner Kleider.“

Gundchen neigt sich tief, und danket
freudig überrascht dem Paare.
Sinnend reibt der Meister Schlosser
mit dem Käppchen sich die Haare:
„Hm, und bei mir also bliebe
keines mehr von meinen Kindern?
Nun, mein'twegen! geh' nur Gundchen,
will dich nicht am Glück verhindern!“

Doch als früh der Reisewagen
mit der Tochter weiter rollte,
weint' er heimlich, als ob Gundchen
niemals wiederkehren sollte.
Still, der Fürstin gegenüber,
saß das Mädchen! Heimweh preßte
aus dem Aug' ihr manches Tränlein,
das die Wangen lieblich näßte.

Aber bald im schönen Dresden
war die Bangigkeit verschwunden;
ihre Fürstin Anna wurde
glücklich eines Sohns entbunden.
Gundchen mühte sich, durch Sorgfalt
vor den andern Zosen allen
immer mehr mit jedem Tage
ihrer Herrin zu gefallen.

Bald der neuen Zose schenkte
Anna ihre ganze Gnade;
bei des Fürstensohnes Taufe
war die Schlosserstochter Pate,
und zur Edeldam' erhoben,
führte sie nach einem Jahre
von Boppelius, der Freiherr,
als Verlobte zum Altare.

47. Der Bock von Bockau.

(Bockau, Flecken im Gerichtsamte Schwarzenberg, ist durch seinen Arzneikräuterbau bekannt genug. Nacherzählte Sage, deren geschichtliche Grundlage wohl leicht zu erkennen ist, fällt wahrscheinlich in das 15. Jahrhundert.)

Ein Hirte saß,
im grünen Gras,
und eng an seiner Seite
gar hold und fein
ein Mägdelein
im blauen Schäferkleide.

Sie küßten sich
so inniglich,
doch ohne Scherz und Lachen.
Es schien ihr Herz
ein stummer Schmerz
und Kummer schwer zu machen.

Wohl war die Maid
gar gern bereit
zur Treue bis zum Grabe;
doch ach, ein Bock
und Schäferrock
war seine ganze Habe.

Ihr galt es gleich,
sie war ja reich,
jedoch ihr Vater wollte,
daß sie, als sein
lieb Töchterlein,
nach Reichtum freien sollte.

Das Mägdlein sprach
gar traurig: „Ach,
bald müssen wir uns meiden,
weil Gut und Geld
in dieser Welt
die Herzen tükisch scheiden.

Gern gäb' ich mich
ganz hin an dich,
wollt' keinen Andern wählen:
doch würde dir
alsdann und mir
der Vatersegen fehlen!“

Die Beiden d'rauf
steh'n weinend auf,
die Maid, um heim zu gehen,
der Hirt, einmal
im nahen Tal
nach seinem Bock zu sehen.

Der Bock war fort,
nicht da, nicht dort,
nicht dort, nicht da zu finden.
Wehklagend irrt
der arme Hirt
in Feldern und in Gründen.

Der Abendstrahl
schied schon vom Tal,
der Bock, ach! blieb verschwunden.
Der Hirte rief
ihn laut, und lief
die Füße sich voll Wunden.

Er irrt im Wald;
da plötzlich schallt
ein Meckern. Voller Freude
lief er, und fand
am Waldesrand
den Bock auf fetter Weide.

„Was machst du hier,
du gutes Tier?
Hast du mich ganz vergessen?
Ei sieh, du hast
an süßer Mast
dich voll und satt gefressen!

Was ist denn das?
Ha, Sandriedgras!
und Alant welche Länge!
Da Bärendill,
Dort Bergkamill'
und Engelswurz die Menge!

Dies Alles, ei!
gibt Arznei,
das kann ich hoch verkaufen.
Wie will ich gern
nun nah und fern
das ganze Land durchlaufen!
Er sinkt auf's Knie
so froh, wie nie:
„Ja, Gott, du hilfst dem Armen!
Ich danke dir,
daß du mit mir
hast gnädiges Erbarmen!
Bin ihr nun gleich,
wie sie so reich,
brauch' mich nicht mehr zu grämen!
Ihr Vater wird
den armen Hirt
bald gern zum Eidam nehmen!“
Flink las er d'rauf
die Kräuter auf,
und band sie fest in Bunde,
belud damit
den Bock, und schritt
rasch aus dem Wiesengrunde.
Als Gärtnersohn
wohl kennt' er schon
von Jugend auf die Pflanzen,
und zum Verkauf
im flinken Lauf
trug er sie nun im Ranzen.
Raum ging ein Jahr
vorbei, da war
beträchtlich sein Vermögen,
und obendrein
das Liebchen sein
mit ihres Vaters Segen.
Wie dies im Land
nun ward bekannt,
da bauten ihrer mehre
ein Städtlein dort,
das hieß sofort
Bockau, dem Bock zur Ehre.
Die Kräuterleut'
durchzieh'n noch heut'
das Land im Leinwandkittel,
in Reß und Sack
den Schnupstabak,
als allprobates Mittel.

48. Die Räuberhöhle am Schafsteiche bei Glauchau.

(Am Schafsteiche, nördlich von Glauchau, entdeckte man 1703 einen unterirdischen Gang, der manneshoch und durch festes Gestein, wohin? weiß man nicht, stollenartig fortgeht und die Räuberhöhle genannt wird. Nachstehende Sage dürfte in den Anfang des vorigen Jahrhunderts fallen.)

Bei Glauchau ist ein großer Teich,
und nahe an des Teiches Rand,
ist eine Höhl', an Schätzen reich,
die Räuberhöhle nur genannt,
weil dort vor vielen, vielen Jahren
verrufne Räuberbanden waren.
Bei jener Höhle noch dabei
steht eine große Schäferei.

Dort dient einmal ein armer Hirt,
der hat ein einzig Söhnlein nur,
das spielt, sobald es Abend wird,
am Teiche auf der grünen Flur.
Wie hat's der Arme schlecht hienieden!
muß eines fremden Schafe hüten,
und weiß sein eigen Kind allein
und ohne alle Obhut sein!

Der Knabe Beit war erst elf Jahr,
doch schon ein recht verwegnes Blut.
Er kam wohl öfter in Gefahr
durch seinen unbesonn'nen Mut.
Oft stand er lange vor der Höhle,
und dachte so in seiner Seele:
„Ja, fänd ich nur den Weg zurück:
ich lief hinein mal auf gut Glück.“

Einst stand er auch im Abendschein
am Eingang jener Höhle noch,
und sah, wie neben ihm hinein
lautgackernd eine Henne kroch.
Schwarz war sie und gesprengt mit Golde,
und duckt', als ob sie legen wollte.
„Ei, denkt er, die legt da hinein!
Ihr Nest muß in der Höhle sein.“

Die Gierde, dieses auszuspäh'n,
läßt ihm von nun an keine Ruh'.
Er will durchaus die Eier seh'n,
nur weiß er keinen Weg dazu.
Gar leicht ja konnt' er in den wirren
und finstern Schluchten sich verirren,
wo ihm — das sah er nur zu klar —
der Hungertod zu sterben war.

Alltäglich mit dem Abendstrahl
ziehts mächtig ihn zur Höhle hin.
Er sieht die Henne jedesmal,
und endlich kommt ihm was zu Sinn.
Daß er zurück sich wieder findet,
nimmt er ein Knäuel Garn, und bindet
es außen fest an einen Stein,
und fängt die Henne glücklich ein.

Er bindet an die Pfote ihr
des Garnes End' mit leichter Müh',
und ohne daß das Wundertier
dabei sich sträubte oder schrie.
D'rauf läßt er sie nach Willen gehen,
und ohne sich mehr umzusehen,
geht er ihr nach. Der Faden weist
sich ab, sowie die Henne läuft.

Er hält ihn sorglich in der Hand,
damit, wenn ja von ohngesähr
die Henn' im Finstern ihm verschwand,
er doch des Rückwegs sicher wär',
und folgt ihr mit getroster Seele,
und kommt tief in die finst're Höhle,
und fürchtet nur, daß sich das Nest
im finstern nicht erkennen läßt.

Da wird es plötzlich vor ihm licht
und hell, wie blauer Schwefelschein;
er sieht — ihm blendet's das Gesicht,
ihm schreckts wie Eis durch Mark und Bein —
er sieht ein schwarzes Ungeheuer,
die Augen dunkelgrünes Feuer,
die Krallen glänzendblau wie Stahl,
im Rachen Zähne ohne Zahl.

Es glogte ihn enselzlich an,
so starr als wie ein Marmelblock.
Daneben stand ein kleiner Mann
im aschengrauen Mantelrock,
der trug ein Säcklein in den Händen,
mit Geld gefüllt an beiden Enden,
und rief mit dumpfen hohlen Ton:
„Tritt näher nur herzu, mein Sohn!“

Der Knabe stehet still und sagt,
doch endlich tritt er noch hinzu.
Da gibt der Mann ihm 'was und sagt:
„Dies ist für dich, und schweigest du,
so kannst du immer wiederkehren;
wo nicht, wirst du dein Glück zerstören!
Jetzt, Kleiner, magst du wieder geh'n,
und schweig' von dem, was du geseh'n.“

Da dankt der Knabe ihm recht schön,
und tappt am Faden sich zurück,
und bleibet vor der Höhle steh'n,
und fasset kaum sein großes Glück,
und treibt des Männchens reiche Spende
wohl mehr denn zehnmal durch die Hände:
's sind sieben Taler, neu und blank,
mit Silberglanz und Silberklang.

Wie gerne hätte er sein Glück
dem armen Vater kundgetan,
doch drohend stand vor seinem Blick
der kleine aschengraue Mann.

Er seufzt: Was hilft mir in den Taschen
das Geld? Ich muß es doch vernaschen;
denn, kauf ich mir ein neues Kleid,
so will mein Vater drob Bescheid!"

So oft er nur ein Lüstchen hat
nach Mandelkern und Zuckerkand,
geht er zum Krämer in die Stadt
mit einem Taler in der Hand,
bis daß ihm endlich von den sieben
auch nicht ein einz'ger mehr geblieben.
Da holt er sich dieselbe Zahl
vom grauen Männchen noch einmal.

Er kauft und nascht nun täglich mehr:
da fällt's dem Kaufmann endlich auf,
er fragt: „Wo sind die Taler her?“
und Beit erwidert nichts darauf
und wird so ängstlich und verlegen.
Das muß sogleich Verdacht erregen,
so daß, da Beit ihm nichts gesteht,
der Krämer mit zum Vater geht.

Des Knaben Vater weiß von nichts,
und wird vor Schrecken totenbleich
und ruft! „Ach, Herr, seht, mir gebricht's
an Pfennigen für solches Zeug,
geschweige, daß ich Taler hätte!
Der böse Krage hat, ich wette,
das Geld gefunden, oder, oh!
wohl gar gestohlen irgendwo.“

Gesteh' es nur, und leugn' es nicht!
Wo hast Du all die Taler her?“
Der Knabe schluchzet laut und spricht:
„Ja, wenn mir's nicht verboten wär',
da wollt ich's euch wohl gerne sagen,
doch so mögt ihr mich blutig schlagen,
ich kann kein Wörtchen euch gestehn,
sonst würde mir's gar übel geh'n.“

Da packt der Vater ihn voll Wut
und brüllt: „Du sollst mir's schon gesteh'n,
und müßtest du, verworfne Brut,
darauf auch zu Grunde geh'n!“
Er haut ihm mit geflochtenen Riemen,
den Leib voll blutgeschwollner Striemen,
und blutig Hände und Gesicht;
der Knabe brüllt vor Schmerz und spricht —

Er spricht, wie er's vor Schluchzen kann:
„Ach lieber Gott, ich will's gesteh'n!“
Und er erzählt's vom grauen Mann
und was er weiter noch geseh'n,
und schließt: „Gewiß, ich muß es büßen,
daß ich dir's habe sagen müssen!
Das graue Männchen rächet sich
an mir gewiß recht fürchterlich!“

Das hört der Vater tiefbetrübt,
und seine Härte reut ihn sehr,
denn ach, für seinen Knaben gibt,
es nun wohl keine Rettung mehr.
Er weint die Nacht hindurch. Am Morgen
ruft er den Knaben voller Sorgen;
doch der ist tot, und hört ihn nicht —
im Nacken steht sein Angesicht.

49. Der feurige Hund von Budissin.

(Nachstehende Erzählung fällt den 1. und 2. Mai 1634, und ist vollkommen geschichtlich glaubwürdig, den Schlußvers ausgenommen.)

Der Wallensteiner Hauptmann Golz
voll Tigergrimm und bösem Stolz
lag schon ein halbes Jahr
in Budissin,
und seine Schar
verübte d'rin
unsägliche Greuel, Raub und Mord;
gern flöhe der Bürger, doch kann er nicht fort,
denn die Tore bei Tag und Nacht
waren streng bewacht.

Da rückt mit vierzigtausend Mann
der Altenburger Herzog an.
Die Bürger seh'n das Heer
wohl still erfreut,
noch aber schwer
sind sie bedrät;

denn wenn sich der Hauptmann nicht halten kann,
so steckt er den Ort ohnfehlbar an,
daß der Feind in der wüsten Stadt
dann kein Bleiben hat.

Die Bürger gaben alles her,
daß Holz mit ihnen schonend wär',
und zu Walpurgis früh
mit Kranz und Strauß
bekränzen sie
des Hauptmanns Haus,
und pflanzen süßduftende Maien umher,
als ob es das Haus ihres Fürsten wär',
und stehen und harren lang
auf des Hauptmanns Dank.

Mit stolzem Blick sah der Barbar
vom Fenster auf der Bürger Schar,
doch, ach, mit schlechtem Dank
wies er sie fort,
und häßlich klang
das böse Wort:
„Reiß seid ihr zum Tode! Ihr steckt vor die Tür
mir Maien? Ihr Hunde nun ist es an mir!
Bald steck' ich den roten Hahn
euern Dächern an!“

Er lachte teuflisch auf, und schlug
das Fenster zu mit argem Fluch.
Die armen Bürger sah'n
ob solchem Wort
einander an,
und schlichen fort.
Aufgab ein jeder sein irdisches Teil,
und bedachte betend sein Seelenheil,
und gab auf Befehl die Wehr
ohn' Weigern her.

Der Mond zieht über Budissin,
der letzte! bleich und blutig hin;
die Glocken schlagen drei,
so dumpf und bang,
als ob es sei
ihr letzter Klang;
noch einmal nur summet ihr Läuten vom Turm
und wimmert in heulenden Schlägen Sturm,
und weckt die Bürger, und zerzt
aus der Flamm' in's Schwert.

Allseitig bricht das Feuer aus,
und wälzt sich rasch von Haus zu Haus,
von Feindeshand genährt,
und Feuersglut
und Feindes Schwert
in gleicher Wut
tobt wütend die taghellen Gassen entlang;
der Sterbenden Achzen und Waffenklang
und Zetergeschrei erscholl
weithin grausenvoll.

Hohnlachend, wie sich Teufel freu'n,
schaut Solz in all den Greu'l hinein:
„Ha, wie das lustig brennt!
Wie schnell und groß
das Element
als Kriegsgenöß!
Wie wird doch der Herzog, wie wird er sich freu'n,
wenn er siegreich zieht in die Trümmer ein!
Komm, Herzog, und such' ein Haus,
such' das schönste aus!“

D'rauf rief er einen Reitersmann
aus dem Gewühl zu sich hinan,
und sprach: „Reit' vor das Tor
zum Feind sofort,
und stell' ihm vor
mit sanftem Wort:
Ich wolle die Stadt nicht länger mehr
verweigern seinem gerechten Begehr,
doch mit dem Beding, daß frei
mir der Abzug sei.“

Der Reiter reitet schnell hinaus,
und richtet alles klügl'ich aus,
und als der Herzog frägt,
wer wohl den Brand
hab' angelegt
mit böser Hand,
da leugnet er's ihm mit heuchelndem Blick,
und erhält so Gewährung, und reitet zurück,
und zum Abzug versammelt ist
alles in kurzer Frist.

Fortzieht die Schar mit Hörnerklang,
mit teuflisch lust'gem Spottgesang
und stolzem Siegerschritt.
Voran dem Troß
der Hauptmann ritt
auf schwarzem Roß.

Im Laurentor, da schaut er zurück
in sein gräßliches Werk mit höhnischem Blick:
„Hört, wie die Hunde von Budissin,
hört, wie sie heulen d'rin!“

Und eh' er wendet sein Gesicht,
da ruft ihn Gott schon vor Gericht;
sein Angesicht erbleicht,
sein Arm erschlafft,
sein Körper neigt
sich ohne Kraft
zum Falle, und schmettert auf's Pflaster hin,
nicht mehr hört er die Hunde von Budissin!
es knackte sein Wirbelbein. —
Mög' ihm Gott verzeih'n!

Ihn aufzuheben ist nicht Zeit,
schon ist die Flamme nicht mehr weit,
die hintern drängen vor,
und Kopf an Kopf
in's enge Tor
zwängt sich der Troß,
und kümmert, von Rauch und Flammen gehegt,
sich nicht, ob der Hufschlag den Toten zersezt,
und zerstampft auf dem nackten Gestein
knackt des Wüt'richs Gebein.

Der feurige Hund von Budissin
läuft nächtlich durch die Straßen hin;
das ist der böse Holz.
Bleich glimmt sein Fell,
wie faules Holz,
und sein Gebell
verkündet den Straßen, die er durchrennt,
daß es nach drei Tagen darinnen brennt;
darum immer, Gott, halte ihn
fern von Budissin.

50. Der Kärrner von Stollberg.

(Diese im Volke noch völlig gangbare Sage fällt in das erste Viertel des 17. Jahrhunderts, und gründet sich gewiß auf eine geschichtliche Tatsache.)

Der Weihnachtsabend brach herein,
und Lichter ohne Zahl
schon flimmerten mit Sternenschein
in Stollberg überall,
und schneller schlug in jeder Brust
das Herz in Hoffnung süßer Lust,
und alles harrete voll Verlangen,
die Christgeschenke zu empfangen.

Tief an des Städtchens Ende stand
ein Haus, nur matt erhell't;
d'rin war kein Christbaum angebrannt,
kein Gärtchen aufgestellt.
Des Wächters Witwe wohnte da
mit ihrer Tochter Barbara,
die jeder, der sie sah und kannte,
das schöne fromme Bärbchen nannte.

Ein frommes Herz und schön Gesicht
war all ihr' Ausstattung,
und trotz der Armut fehlt' ihr's nicht
an Freiern reich und jung.
doch war ihr Herzchen unumschränkt
an einen Kärner schon verschenkt,
der, da sein Handel wenig lohnte,
so arm wie sie, bei ihnen wohnte.

Er handelte zur Weihnachtszeit
mit Ketten groß und klein,
mit Ringen, Nadeln, Schnitzarbeit
und andern Tändelei'n.
Er zog herum in Stadt und Land,
am Karr'n den treuen Hund gespannt,
und mußte so zu Winterszeiten
gar oft viel von der Kälte leiden.

Das schmerzte seinen Bärbchen tief,
so daß sie manche Nacht,
wenn alles schon in Stollberg schlief,
am Spinnrad durchwacht'
und fleißig strickte, bis ein Paar
recht warme Strümpfe fertig war,
die ihrem Liebsten heut die Holde
zum heil'gen Christ bescheren wollte.

Nachdem sie heimlich noch für ihn
ein Ingwerbier gekocht,
da legte sie die Strümpfe hin,
und schob des Lämpchens Docht
gar weit heraus, damit sein Schein
statt Kronenleuchters möchte sein,
und sprang zum Kärner nun hinüber:
„Herzliebster Anton, komm 'mal rüber!“

Er kam, und sah mit Lust und Schmerz
des Mädchens Gabe an,
und küßte sie: „Du gutes Herz,
du hast zu viel getan!“

Du hast gedarbt, hast manche Nacht
um meinetwillen nur durchwacht!
Du hast's gewiß seit vielen Wochen
dem eig'nen Leibe abgebrochen!"

Sie sank ihm lächelnd an die Brust:
„O rede nicht davon!

Sieh, meiner Liebe war dies Lust,
die deine sei mein Lohn!

So lange treu mir ist dein Herz,
so kenn' ich keinen Gram und Schmerz,
und wenn wir nur von Gott nicht lassen!
so wird auch Gott uns nicht verlassen!"

Da zieht der Rärner feierlich
ein Ringlein rasch hervor,

und drückt das Mädchen fest an sich,
und hält den Ring empor:

„Nimm diesen Ring! Er binde mich
mit ew'ger Lieb' und Treu' an dich!

O, könnten wir uns Gatten nennen! —

Walt's Gott, daß wir's zu Ostern können!"

Sie stehen stumm minutenlang,
fest Brust an Brust gedrückt.

Die Mutter hat indeß zum Trank
den kleinen Tisch beschickt:

„Kommt, Kinder, kommt, und trinkt mit mir!

Sieh, Anton, warmes Ingwerbier,
das wärmt das Blut, gibt neue Kräfte
und Lust und Liebe zum Gesäfte."

Sie setzen sich; manch traulich Wort
versüßt den felt'nen Trank,

da plötzlich will der Rärner fort
und spricht: „Habt tausend Dank!

Das schmeckte! Bärbchen, gute Nacht!
Hast deine Sache gut gemacht!

Gern wollt' ich länger bei euch weilen,
doch s' wird zu spät, nun muß ich eilen."

Da hält ihn Bärbchen an der Hand:
„Was kommt dir in den Sinn?

Du willst wohl gar noch über Land?

Um Gott, wo denkst du hin?

Bleib da! Bleib da! Schon ist es Nacht,
der böse Panzerreiter jagt

mit seiner Krähe durch die Wälder
und über die verschneiten Felder!"¹⁾

1) Die Sage von dem bösen Panzerreiter in der Gegend von Stollberg ist diese: Ein Reiter ohne Kopf, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, reitet auf einem schwarzen Rosse bei Nacht umher. Vor ihm her flattert eine grau und schwarz gefleckte Krähe, welche sich auch bisweilen auf einer großen Linde in der Oberstadt sehen lassen und durch ihr mitternächtliches Krächzen Jedem, der es hört, den Tod binnen drei Tagen verkündigen soll.

Doch Anton küßt und tröstet sie
mit freundlich mildem Blick:
„Laß mich! Zur Metten morgen früh
bin ich gewiß zurück!
Nach Wittendorf¹⁾ will ich hinaus,
dort sucht sich manches noch was aus
von meinem Kram zu Christgeschenken;
gewiß, du kannst mir's nicht verdenken!

Du hörtest ja so oft von mir,
wie viel mir liegt daran,
daß ich zum Osterfest mit dir
mich trauen lassen kann.
Ich hab' den Weg schon oft gemacht,
und still und mondhell ist die Nacht;
mein treuer Spiz ist mein Begleiter;
nun, sprich, was sorgst du dich noch weiter?“

Und Bärbchen sieht dies alles ein,
und widerlegt's ihm nicht,
und mahnt ihn, auf der Hut zu sein,
mit sanfter Bitt', und spricht:
„Wenn dir etwa auf deinem Pfad
der böse Panzerreiter naht,
dann ist's das Beste, still zu treten
und rasch ein Vaterunser beten.

Du lachst? O Gott, nimm dich in Acht!
Ich hab' ihn selbst geseh'n.
Er pflegt in schwarzer Rittertracht
Nachts auf die Jagd zu geh'n.
Wer seine Krähe krächzen hört,
der wird von Todesangst betört,
und sieht von Nebel sich umhüllen —
drum hüte dich um Gotteswillen!“

Und Anton küßt die Antwort ihr
stilllächelnd auf den Mund,
und schiebt den Karren vor die Tür,
und spannt den treuen Hund
daran, und nimmt den Reifestock,
hüllt fest sich in den Luffelrock,
und steuert ab, und hat die Gassen
der Stadt bald hinter sich gelassen.

Sein Bärbchen sah ihm lange nach,
und weilte vor der Tür,
still war die Nacht und licht wie Tag,
und dennoch bangte ihr.

1) Wittendorf, ein Dorf etwa ein und eine halbe Stunde von Stollberg gelegen,
ward durch den Dreißigjährigen Krieg zur wüsten Mark.

Sie rief: „O Gott, den Liebsten mein
laß deiner Hut befohlen sein,
und gib ihm deinen Schutz und Segen;
er geht ja nicht auf bösen Wegen.“

Sie schloß die Thür und setzte sich
still an das Spinnrad hin:
„Ach, Mutter, sag', weswegen ich
nur heut so lässig bin?
Das Spinnen, ach, mich ekelt's an,
und hab' ich's doch sonst gern getan!
Warum muß ich auf ihn nur sinnen?
Nun schilt mir nicht! Jetzt will ich spinnen!“

Sie spinnt wie eifrig. Doch das Rad
will sich nur langsam dreh'n,
und kaum, daß sie begonnen hat,
da läßt sie's wieder steh'n:
„Sprich, wird das, was ich spinne heut,
ein Leichen- oder Hochzeitkleid? —
Ha, d'raus laß ich mein Brauthemd weben!
er hat mir ja den Ring gegeben.

Und doch, die Fäden sind so rot,
die Spindel träuft von Blut!
Ist's wahr, o Mutter, daß der Tod
sich kund im Garne tut?
Die Spindel seufzt, der Ring zerbricht!
Nein, spinnen kann ich heute nicht!
Ein Unhold treibt mit mir sein Wesen;
will lieber im Gesangbuch lesen!“

Sie liest manch Lied, manch schönen Spruch,
und weiß nicht was sie liest,
weil ihre Seele fern vom Buch,
bei ihrem Anton ist.
Die Mutter ging schon längst zur Ruh',
die Nacht neigt sich dem Morgen zu,
da sinkt zuletzt auf's Buch sie nieder,
und schließt die feuchten Augenlider.

Aus kurzem Schlummer weckte sie
das festliche Geläut'
der Mettenglocken. „Ha, schon früh?
Das ist ja wohl die Zeit,
wo Anton wieder kommen soll!“
Sie eilet, banger Ahnung voll,
in sein Gemach, doch wird sie d'rinnen
kein Zeichen seiner Rückkehr innen.

Da tritt sie vor die Thür und sieht,
die Leut' zur Metten geh'n!
sie harret und lugt, die Zeit entflieht,
kein Anton läßt sich seh'n.
Es tagt, die Metten ist schon aus,
der Kärner ist noch nicht zu Haus.
Da stürzt auf's Knie sie jammernd nieder:
„O Jesus Christ! er kehrt nicht wieder!“

Der Nachbar kam und trat hinzu:
„Wie? kniet nicht Bärchen hier?
Gott grüß dich schön! Was jammerst du?
So sprich, was ist mit dir?“
Und als ihm Bärchen nun erzählt,
welche große Herzensangst sie quält,
da willigt er gern in ihr Flehen,
mit ihr nach Wittendorf zu gehen.

Sie eilen hastig fort und spä'h'n,
und fragen alle Leut',
ob sie den Kärner nicht geseh'n,
doch niemand weiß Bescheid.
Kam jemand fern den Weg daher,
so hofften sie, daß er es wär',
und freuten sich, ach, aber nahmen
den Irrtum war, wenn nah sie kamen.

Sie eilten sonder Ruh' und Raht
bis Wittendorf hinaus,
und frugen da mit banger Hast
nach ihm im nächsten Haus,
und trostlos klang die Antwort dort:
Der ist seit Mitternacht schon fort!
Er eilte sehr zurückzukehren,
weil seine Wirtsleut, ängstlich wären.

D'rauf gibt man ihnen noch den Rat,
dem Gleise nachzugeh'n,
um, falls er sich verirret hat,
ihm eilends beizusteh'n,
und da es in vergangner Nacht
ein wenig frischen Schnee gemacht,
so würden sie wohl leichterweise
die Tapsen finden und die Gleise.

Sie kehren eilends um, und spä'h'n
und finden auch im Schnee
die Tapsen und das Gleis, und seh'n,
das dieses heimzu geh',

und ängstlicher Erwartung voll,
wohin das Gleis wohl führen soll,
geh'n sie ihm nach, und mit Erblichen
seh'n sie's zuletzt straßabwärts weichen.

Von Stollberg ist ein Teich nicht weit,
den man den Walkteich nennt,
und den jedweder ängstlich scheut,
der seine Lücke kennt;
denn nicht zu weit vom Ufer hin,
da ist ein schlammig Loch darin,
nur dünn belegt mit Schilf und rotem
verfaulten Moos, und ohne Boden.

Der ganze Teich war überglast,
Schneewehen lagen d'rauf,
und nur den gräßlichen Morast
noch ließ die Kälte auf.
Abstach er von der weißen Flur
schwarz, wie ein Schandfleck der Natur,
den sie nicht decken darf mit Eise;
und dorthin, dorthin geh'n die Gleise.

Ach, Bärchen, mit dem Nachbar stand
starr, wie von Marmelstein,
nicht fern von des Morastes Rand
und stiert' erschreckt hinein:
„Seht, Nachbar, seht! Dort, dort! sein Grab!
Mit Karr'n und Hund tief — tief hinab!“
Kalt wird ihr Blick, schlaff ihre Glieder,
ohnmächtig stürzt sie an ihm nieder.

So weit das schneebedeckte Eis
glatt auf dem Teiche liegt,
bis zum Moraste geht das Gleis
und weiter? — weiter nicht!
Der Nachbar sieht mit dumpfem Schmerz
das Unglück ein, ihm starrt das Herz;
er trägt mit jammerndem Erbarmen
das Mädchen heim auf seinen Armen.

Und als sie wieder zu sich kam,
da klagte sie nicht mehr,
und setzte still sich hin, und nahm
das Spinnrad wieder her,
und spann, und sann, und weinte nicht,
doch bleich und kalt war ihr Gesicht.
Die Mutter sah mit Angst und Schmerzen
den Kampf in ihrer Tochter Herzen.

Sie trat besorgt zu ihr und sprach:
„Kind, wein' dich lieber satt,
und hänge deinem Schmerze nach,
damit er Lind'rung hat.
Die Ruhe ist so fürchterlich!
Der liebe Gott behüte dich
vor Wahnsinn! Weine, jamm're, klage,
daß nicht der Gram dein Herz zernage!“

Doch Bärchen, blickt sie ruhig an:
„Sprich, was ich weinen soll?
Die Zeit der Trauung rückt heran,
drei Monde sind bald voll.
Mein Anton wird getreu mir sein,
und mich nicht lassen so allein,
wird führen mich in dreizehn Wochen
zum Altar, wie er mir's versprochen.

D'rum spinn' ich mir mein Hochzeitskleid,
und habe keine Rast,
weil es muß werden lang und breit,
wie's für die Leiche paßt.
Denn langaus streckt den Leib der Tod!
Gewiß, recht häßlich ist der Tod,
doch kann ich ihn darum nicht hassen,
wird mich ja wieder zu ihm lassen.

Sprich, Mutter, was ich jammern soll?
Der Freudentag ist nah!
Mir ist so recht im Herzen wohl;
o, wär' er nur erst da!
s' ist freilich schlimm, daß Anton nicht
hier auf dem Gottesacker liegt —
gern schläng' ich mit dem nächsten Lenze
um seinen Hügel Blumenkränze.

Lenz? Blumen? — Ei, was kränkt mich das?
Wenn die Schneeglöckchen blüh'n,
wird ja mit ihnen auch das Gras
auf meinem Grabe grün.
Die Zeit ist nah! süß ist der Tod!
D'rum, Mutter, sprich, was hat's für Not?
So sprach sie harmlos ohne Murren,
und ließ das Spinnrad lustig schnurren.

Die Mutter härmte sich und schwieg,
und Bärchen sann und spann,
und ward dabei so bleich und siech,
als wär's ihr angetan.

Sie sann und dachte nur an ihn,
und als das Osterfest erschien,
da war sie mit dem Brauthemd fertig,
und ihres Todes still gewärtig.

Und wie nun in der heil'gen Nacht
der Ostertag beginnt,
und Bärbchen nur noch einsam wacht
und stillzufrieden spinnt;
da klopft es dreimal an die Tür,
sie horcht, und dreimal dünkt es ihr,
sie höre vor des Hauses Stufen
recht sehnlich ihren Namen rufen.

Ihr wird's so wunderbarlich zu Sinn,
sie setzt das Spinnrad weg,
und tritt gar leis an's Fenster hin,
und schiebt den Laden weg,
und — eine Träne nezt ihr Lid,
die erste, seit er von ihr schied —
den Liebsten sieht sie mit dem Karren
still an den Stufen draußen harren.

Sein Antlitz war wohl totenbleich,
doch sanft verklärt sein Blick,
als sehnt' er sich mit ihr in's Reich
der Seligen zurück.
Er bog vom Karren sich herab,
und lud Cypressenranken ab
und einen Kranz von Myrtenzweigen,
Tod und Vermählung anzuzeigen.

D'rauf sah er Bärbchen in's Gesicht
so sanft und liebevoll,
als wollt' er sagen: Weine nicht!
Bald ist dir ewig wohl.
Das Mädchen wendet sich seitab
und trocknet sich die Tränen ab,
und als sie wieder blickt nach unten,
ist Alles, was sie sah, verschwunden. —

Da falten ihre Hände sich,
sie geht zur Ruh' und tritt
an's Bett der Mutter: „Tröste dich!
Auch du wohl gingst gern mit!
Bald tragen sie dein Kind dahin —
und doch, du weißt ja, wo ich bin!“
Sie küßt ihr sanft die Augenlider,
und legt sich still zur Ruhe nieder.

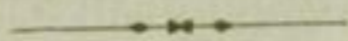
Des Morgens d'rauf, als sie erwacht,
da ist ihr, ach, so weh,
und als die Mutter ängstlich fragt:
„Begehrst du Quendeltee?“
da spricht sie sanft: „Nein! nur den Ring
gib mir, den ich von ihm empfang!
und — Mutter, wenn ich sterben sollte,
so denke, daß es Gott so wollte!“

Sie küßt mit glühender Begier
den Ring, und schlummert ein.
Die Mutter saß betrübt bei ihr
bis in die Nacht hinein,
und lauschte ihrem Odemzug,
und als die zwölfte Stunde schlug
ward Bärchen wach; in ihren Blicken
erglühte himmlisches Entzücken.

Sie lispelte: „Die Mutter — weint! —
Er mein, ich ewig sein!
Das Leben trennt — der Tod vereint!
Herr Gott, erbarm' dich — mein! —“
Sie schloß die Augen lächelnd zu,
ihr Geist ging ein zur ew'gen Ruh'.
Drei Monden lang die Mutter weinte,
bis sie der Tod mit ihr vereinte.

Das Sumpfloch, wo vor langer Zeit
sein Grab der Kärner fand,
wird in der Gegend rings noch heut'
das Kärnerloch genannt.
Und jetzt noch oft in Stollberg macht
des Kärners Geist um Mitternacht
mit seinem Karr'n und seinem Hunde
durch alle Straßen still die Runde.

Und wenn er hält vor einem Haus,
und Kränze ladet ab,
dann trägt man Eins aus diesem Haus
drei Tage d'rauf in's Grab.
D'rum, wenn in Stollberg Jemand siecht
und auf den Tod darnieder liegt,
dann heißt's: Gott steh' ihm bei in Gnaden!
Dort hat der Kärner abgeladen!



Der Totenkopf in Pegenau bei Scharfenberg.

(Im Rittergute Pegenau bei Scharfenberg und Meissen ist in der Küche ein Totenkopf in einer Nische mit einem grünen Vorhange zu sehen. Nachstehende Begebenheit, deren geschichtliche Grundlage zur Sage sich umgestaltet hat, dürfte wohl in das 18. Jahrhundert fallen.)

Im Edelhof zu Pegenau
war alles in Bewegung;
der Herr hält mit der gnäd'gen Frau
hochwichtig Überlegung,
daß Zöfchen fegt den Speisesaal,
der Kutscher kehrt den Pferdestall,
Johann sortiert die Weine,
der Gärtner pflückt sein bestes Obst,
der vielgeschäft'ge Jäger Jobst
schießt eilends wilde Schweine.

Dies alles, weil ein Offizier
noch heute kommen sollte,
der mit dem Reitknecht Nachtquartier
bei ihnen machen wollte.

Indeß nun auf den Diener schon
das Kammerkätzchen Jeanneton
sich männerschmächtig spitzte,
da drehte ihren Bratenspieß
die Köchin, welche Lotte hieß,
so eifrig, daß sie schwitzte.

Und endlich kommen an die Zwei,
's war Zeit zum Abendessen;
der Herr war schön, doch der Lakai
war vollends ganz zum Fressen.
D'rum, ging schon, als er kam in's Haus,
daß Zöfchen, ihn zu angeln, aus,
jedoch die Wohlgerüche
der edlen Kochkunst zogen ihn
gar bald, trotz Jeannetons Bemüh'n,
zu Lotten in die Küche.

Die Köchin war auch nicht von Stroh,
hübsch kernig und doch flüchtig,
gesprächig stets und schnippisch froh,
doch nicht so männersüchtig;
d'rum, als der Reitknecht zu ihr kam,
die Deckel von den Töpfen nahm,
um zu rekognoszieren,
da schlug sie ihn flugs auf die Hand:
„J, i, Musjöh, bei uns zu Land
darf so was nicht passieren!“

Topfgucker er! scher' er sich zum —
Na, lass' er mich doch gehen,
sonst bind' ich ihm die Schürze um,
dann muß er'n Bratspieß drehen!
Er hat so weiter nichts zu tun!
Da setz' er sich! er soll mir nun
den Hirs' auf morgen lesen.
Nur flink, Musjöh, und les' er rein,
das lass' er sich geraten sein,
sonst — sieht er da den Besen?"

Der Reitknecht, wohlbewandert schon
in solchen Hirseszenen,
versprach, um einen Ruß als Lohn,
am Rükchentisch zu fröhnen.
Der Wasserständer war sein Sitz,
der schönen Köchin loser Witz
war seiner Arbeit Würze,
doch hielt er oft mit Lesen inn'
und blinzelte nach Lotten hin
und ihrer blauen Schürze.

Da, in der Wand' wird er gewahr
ein Schränkchen, grün verhangen:
Hier, denkt er schmunzelnd, ist wohl gar
ein Rümmelchen zu fangen!
Er zieht mit gier'gem Ungestüm
den Vorhang weg, da grinzte ihm
ein Totenkopf entgegen.
„Ha! — rief er — Köchin, sag' s' mal an,
was Böses hat denn der getan,
das sie ihn hierher legen?"

Die Köchin sahe scheltend hin:
„I, will er sich gleich setzen!
Hübsch fleißig nur, so will ich ihn
mit der Geschicht ergözen.
Ich selbst zwar hab' es nicht geseh'n,
doch ganz gewißlich ist's geseh'n,
den meiner Mutter Base,
der hat's ihr Better einst gesagt!
Er denkt wohl gar, weil er so lacht,
ich dreh' ihm eine Nase?"

Der, dessen Schädel dorten liegt,
war einst ein Ochsenjunge,
doch damals war das Gut noch nicht
so recht, wie jetzt, im Schwunge.

Die Köchin, unter uns gesagt,
war damals weiter nichts als Magd,
an Zofen nicht zu denken,
und ganz natürlich hatte nun
der Ochsenjunge mehr zu tun,
als bloß das Vieh zu tränken.

Man mußte ihn zu vielerlei
recht trefflich zu benützen,
vorzüglich mußte er nebenbei
die Magd mit unterstützen,
als, bei den Töpfen Wache steh'n,
den Bratspieß dreh'n, nach Wasser geh'n,
mit Harken und mit Besen
Hof, Haus und Borsaal halten rein,
das Dreifußholz ihr hacken klein,
manchmal auch — Hirse lesen!"

„Na, Jungfer, stichle sie nur nicht!
ich möchte sie derb bagen,
und ihr, wenn erst die Wut ausbricht,
das lose Maul zer—schmagen!“
Die Köchin lachte auf, und fuhr
dann ruhig fort: „Nun hör' er nur,
und nur hübsch flink gelesen! —
Ein Silberlöffel fehlt' einmal,
natürlich, daß ihn jemand stahl,
sonst wär' er da gewesen.“

Man visitierte denn alsbald
die Truh' des Ochsenjungen,
fand aber nichts, und mit Gewalt
ward nun in ihn gedrungen.
Doch sagt' er, daß er schuldlos sei,
und somit ließ man ihn auch frei,
bis denn nach wenig Tagen
die Magd die Löffel wieder zählt,
und ihr schon wieder einer fehlt,
da kriegt man ihn beim Kragen.

Er wird nun noch einmal verhört,
und zwar mit arger Härte,
und, ob er leugnet und beschwört,
zulezt verdammt zum Schwerte.
Der Junge fürchtet sich vor'm Tod,
und weint sich seine Augen rot,
doch kann ihn das nicht retten:
bald wird er auf's Schaffot geführt
im Sünderkleid und fest geschnürt
mit Stricken und mit Ketten.

Und wie er dasteht am Schaffot —
was hat er nur geredet?
Ei ja, so war's! — zum lieben Gott
hat er nochmals gebetet,
und hat gesagt mit ernstem Sinn:
So wahr, als ich unschuldig bin
und hab' nichts weggenommen,
so wahr soll auch mein Kopf fortan
niemals — den Gutsherrn sah er an —
aus dessen Hause kommen.

D'rauf hat der Henker ihm das Haupt
ohn' weit'res abgeschlagen,
und Kopf und Körper, wie man glaubt,
nach Scharfenberg getragen,
und — doch genug; der Junge ist
begraben worden ohne Frist,
und doch, trotz diesem allen,
stand noch desselben Tages hier
sein Schädel. — Na, nun sag' er mir,
wie will ihm das gefallen?

Doch halt, der wahre Dieb, daß ich
das Beste nicht vergesse,
fand erst nach einem Jahre sich,
wo? — oben an der Esse!
Der Ziegeldecker deckt das Dach
und sieht ein Nest, und steigt danach,
und find't die Löffel drinnen.
Sedoch, was half's dem armen Tropf?
er kann doch Leben, Leib und Kopf
nie wieder sich gewinnen!

Sie schloß. Ihr Braten war nun gut,
der Reitknecht auch war fertig,
und nun mit heißer Liebeswut
des süßen Lohns gewärtig.
Sedoch die schnipp'sche Köchin sprach:
„Ach Freundchen, lass' er mir das nach,
der Schädel möcht' es sehen!
Ja, wenn der Totenkopf nicht wär',
ich wollt' ihm gern so ohngefähr
ein Duzend zugestehen.“

„Ist das gewiß?“ — „Nun freilich, ja!“
„Den schaff ich bald bei Seite!“
„Um Gott, lass' er den Schädel da!
er tut ihm was zu Leide!“

Jedoch der Reitknecht spießt ihn fest
auf seinen Säbel, und verläßt
die Köchin ängstlich d'rüber,
und läuft zum Elbgestade hin,
und faßt den Kopf und schleudert ihn
weit in den Strom hinüber.

Die Köchin harret indessen sein,
und wünscht ihm Gottes Segen,
und endlich tritt er wieder ein,
und lächelt ihr entgegen:
„Der Plattkopf kommt nicht mehr zurück,
und ist wohl schon ein feines Stück
den Strom hinabgeschwommen.
Doch, Tüngerchen, nun halt sie still!
Das Mäulchen hübsch gespitzt! ich will
zu meinem Lohne kommen!“

Die Köchin tut, als will sie nicht,
jedoch mit starken Händen
hält ihr der Reitknecht das Gesicht,
daß sie sich nicht kann wenden,
und küßt sie kräftigst, eins, zwei, drei —
da fährt er rasch mit Schmerzensschrei
zurück und läßt sie ledig,
und sieht, er weiß selbst nicht warum,
sich ängstlich nach dem Schränkchen um;
„O Gott, sei du mir gnädig!“

Der Totenkopf stand wieder da,
wo er ihn weggenommen,
und ohne daß es jemand sah,
war er zurückgekommen.
Der arme Reitknecht jetzt empfand
ein Reißen in der rechten Hand,
daß er's kaum konnt' ertragen,
und rief: „Ach, Köchin, helf' sie mir!
Weiß sie kein Mittelchen dafür?
Mein Arm ist wie zerschlagen!“

Doch Lotte schalt: „Das hat er nun
von dem verwognen Scherzen;
auf's Spotten und auf's Diketun,
da folgen bitt're Schmerzen!“
„Ei, schweig sie!“ spricht er voll Verdruß,
da ruft der Herr, und ha, er muß
von seiner Köchin gehen.
Er schied am Morgen, halb nur satt
des süßen Lohns, von ihr und hat
nie wieder sie gesehen.

Doch, jedesmal am Jahrestag
der bösen Küchenzene,
da schmerzte ihm die Hand, und ach,
dann dacht er an die Schöne,
und nie hat er ihr hübsch Gesicht,
den Hirse und das Strafgericht
des Totenkopfs vergessen.
Kein Spötter aber hat hinfort
den Totenkopf von seinem Ort
zu stoßen sich vermessen.

Das Paradies in Zwickau.

Diese Sage [denn als geschichtliche Wahrheit kann sie nicht anerkannt werden] fällt in das Jahr 1522. Das Paradies ist jetzt ein Gasthaus.)

Der Doktor Martin Luther fand
der Freunde viel im Sachsenland.
Er predigte bald da, bald dort
der Bibel ungefälschtes Wort,
und rügte streng, wohin er kam,
des bösen Tezels Ablaßkram.
Das Volk sah ein, er habe Recht,
wollt' nimmer sein der Pfaffen Knecht.

Die Mönche sahen ihre Macht
und Ansehn in Gefahr gebracht,
und ihre Kutten wurden voll
von Arger und von bitterm Groll,
sie stellten drob bei Nacht und Tag
dem guten Doktor Luther nach,
und lästerten ihn arg, und schrie'n
groß Ach und Wehe über ihn.

Zu Zwickau auch fand Luthers Lehr'
von Tag zu Tag des Anhangs mehr;
die Mönche peinigte der Haß
des Volkes ohne Unterlaß,
ihr hohes Ansehn schien gestört,
das Gut des Klosters war verheert,¹⁾
darob gerieten sie in Wut,
und dürsteten nach Luthers Blut.

D'rum, als nach Zwickau dieser kam,
und wider ihren Ablaßkram
gar heftig in der Predigt sprach,

¹⁾ Im Jahre 1522, den 6. März, ist der Grünhainer Hof gestürmt und großer Schaden getan worden.

da stellten sie ihm heimlich nach
bei Tag und Nacht, doch eitel schien
gar lang ihr teuflisches Bemüh'n,
weil Luther immer von der Schar
der Bürger dicht umgeben war.

Drob sinnen sie auf böse List,
und als die Nacht gekommen ist,
da senden sie in Luthers Haus
ein Weib, das sagt dort weinend aus,
ihr Mann, der nah' dem Tode wär',
hätt' nach dem Doktor groß Begehr,
und wolle für sein Leben gern
noch einmal seh'n den frommen Herrn.

Sie spricht's betrübt und weint und fleht,
bis endlich Luther mit ihr geht.
Durch's Tränkter führt sie ihn hinaus,
da öffnet plötzlich sich ein Haus;
das Weib entspringt; der Mönche Troß
stürzt voller Wut auf Luther los,
der, als er sich verlassen sieht,
nach Hilfe schreit und eilends flieht.

Doch hart ihm auf den Fersen war
der wütenden Verfolger Schar,
mit Helleparde, Art und Schwert
zum Meuchelmorde wohl bewehrt.
Schon geht der Odem Luthern aus,
da sieht er ein geöffnet Haus,
und springt hinein, und wirft das Tor
ins Schloß und schiebt den Riegel vor.

Die Mönche zieh'n sich still zurück,
und Luther spricht mit freud'gem Blick,
zum Wirt des Hauses, der ihn fragt,
was ihn so in die Flucht gejagt:
„Die Ruttenteufel lechzten lang
nach meinem Blut! Nun, Gott sei Dank,
daß er dies Haus mich finden ließ,
denn, traun! es war mein Paradies.“

Da rief der Wirt: „Wie ist mir's lieb,
daß meine Tür heut' offen blieb!
Gott halt euch frisch, daß ihr noch mehr
könnt bessern in der Glaubenslehr!“
D'rauf gab er ihm zwei Knechte bei,
daß ihm der Rückweg sicher sei,
und nun zum Angedenken hieß
das Haus fortan das Paradies.

53. Die Totenhand in Buchholz.

(Nachstehende Erzählung fällt in das Jahr 1730 und ist aus den Kirchenbüchern in die Buchholzer Chronik aufgenommen.)

Der Sohn des Totengräbers
in Buchholz grub ein Grab,
er hatte fast gegraben
drei Ellen tief hinab,
da sah er mit Erstaunen
im aufgehackten Sand
noch gänzlich unverweset,
ha! eine Totenhand.

Die Haut war ohne Flecken,
die Nägel schwarzgebeizt,
der Daumen und zwei Finger
gekrümmt und weitgespreizt,
die Ellenbogenröhre
und Speiche d'ran war nackt,
der Gold- und kleine Finger
war vorn wie weggehackt.

Der Jüngling rief den Vater,
der mit besorgter Hand
die Blumen auf den Gräbern
an schwarze Stäbchen band:
„Komm, Vater, komm, und sieh mal,
was ich dahier im Grab
tief unten in der Erde
allweil gefunden hab'!“

Der alte Totengräber¹⁾
ging zu dem Sohne hin,
und trat an's Grab und sahe
die Totenhand darin.
„Gott, deine Strafgerichte,
sie reichen bis ins Grab!“
so sprach er ernsten Blickes,
und zog sein Mützchen ab.

Stumm blickt' er bald gen Himmel
bald auf die bleiche Hand,
so tiefbewegt, als hätt' er
den Toten einst gekannt.
Des frommen Greises Schweigen
ehrt' der erstaunte Sohn,
bis denn zuletzt der Vater
begannt mit ernstem Ton:

¹⁾ Johann George Schräpel.

„Ja, sechs und zwanzig Jahr ist's,
seit ich dieselbe Hand
ganz so, wie du sie heute,
in diesem Grabe fand.
Mein Vater einst erzählte
mir die betäubte Mähr
vom ungeratnen Sohne,
der hier begraben wär'.

Ruh' aus von deiner Arbeit,
die Sonne brennt so heiß!
Komm, steige aus dem Grabe!“
so sprach der wackre Greis.
Der Sohn gehorcht dem Vater
und setzt sich neben ihn
im Schatten einer Ulme
auf einen Hügel hin.

„Dem einst die Hand gehörte,
— begann der Vater d'rauf —
der war ein böser Bube
von seiner Jugend auf.
Er hieß Andreas Müller,
war des Stadtrichters Sohn¹⁾
und sprach der Mutter Bitten
mit bösem Herzen Hohn.

Sein Vater ging dem Trunke
und dem Vergnügen nach,
die Mutter liebte Ordnung,
und so war kein Vertrag.
Die brave Mutter hatte
drob ihre liebe Not
und wünschte sich im Stillen
wohl tausendmal den Tod.

Schalt sie auf den Andreas
ob seiner Büberei,
da pflichtete der Vater
dem lieben Söhnchen bei.
So dünkte sich der Bube
gar gut und tadellos
und wuchs, der Mutter Geißel,
in bösen Streichen groß.

Gut! was geschah? — Er mochte
so zwanzig Jahre sein,
da zogen fremde Gaukler
in unser Städtchen ein.

¹⁾ Sein Vater hieß Paul Müller und war Posamentmacher und Stadtrichter.

Die ließen ihre Künste
vorn auf dem Markte seh'n;
natürlich nie versäumte
Andreas hinzugeh'n.

Das eine Gauklermädel,
so ein verlaufnes Ding,
war hübsch, so daß Andreas
ihr zu Gefallen ging.
Sie mocht' ihn gern auch leiden
weil er Geschenke gab,
und nahm ihm so in kurzem
ein feines Sümchen ab.

Wie solche Narrenkünstler
zum Nehmen gar geschwind
und unverschämt im Betteln
und feil für jeden sind,
so war denn auch das Mädel;
sie bat und ließ nicht nach,
bis er ein goldnes Kettchen
zu schenken ihr versprach.

Sedoch, woher das nehmen?
Lang sinnt er her und hin
und hin und her, da gibt ihm
der Teufel in den Sinn,
daß er das goldne Kettchen
der Mutter leis und still
entwenden und dem Mädel
zum Schmucke geben will.

Er tut's. Er stiehlt die Kette
der Mutter aus dem Schrein,
und tauscht dafür sich Schande
bei seiner Bettel ein.
Das Mädel rühmt sich offen,
und sagt's der ganzen Stadt,
daß sie die schöne Kette
vom jungen Müller hat.

Die arge Mähr gelangte
auch zu der Mutter Ohr,
und im gerechten Zorne
nahm sie den Buben vor;
Wo hast du meine Kette?
Gestohlen und verschenkt!
Wert wärst du und die Bettel,
ihr würdet aufgehenkt!

Muß einmal unser Namen
durch dich zu schanden geh'n
so magst denn du auch morgen
als Dieb am Pranger steh'n!
Und die verlaufne Meze,
die dich betrogen hat,
der Büttel soll sie peitschen
noch heut hinaus zur Stadt!

Da wird Andreas wütend
und faßt die Mutter an
und droßelt ihr die Kehle,
daß sie kaum atmen kann.
Soll ich, so brüllt er grimmig,
soll ich am Pranger steh'n,
so will als Muttermörder
ich auch zum Galgen geh'n!

Zum Glück tritt noch der Vater
zu rechter Zeit herein
und greift ihm in die Arme
und heißt ihn ruhig sein,
und sprach, statt ihn zu strafen:
Wenn deine Mutter schilt,
so hör' es nicht; du weißt ja,
daß die nur wenig gilt.

D'rauf zwar verklagt die Mutter
den Sohn beim Stadtgericht,
jedoch der lacht, und leugnet
ihr alles ins Gesicht.
Der Vater, als Stadtrichter,
spricht jeder Schuld ihn frei,
laut äußernd, daß die Mutter
oft nicht bei Sinnen sei.

Da weint die arme Mutter
sich ab bei Tag und Nacht,
bis Kummer, Gram und Ärger
sie unter's Grab gebracht.
Noch auf dem Sterbebette
vom Sohne arg geplagt,
hat sie denselben jammernd
beim lieben Gott verklagt.

Und Gott hat ihn gebrandmarkt,
daß sich von Zeit zu Zeit
sein schimpflich Angedenken
durch diese Hand erneut.

Die rechte ist's; auf ewig
wohl hat sie Gott verflucht,
weil einst mit ihr der Bube
den Muttermord versucht.

Vor sechsundzwanzig Jahren¹⁾
fand ich ganz unverwest
die Hand, und von der Leiche
sonst keinen Überrest.
Natürlich, denn schon war es
wohl über dreißig Jahr²⁾
seit jener böse Bube
dorthin begraben war.

D'rum ehre deine Eltern,
so lang sie Gott dir läßt,
damit dein Leichnam ruhig
im Grabe einst verwest!
Der Vater schloß. Der Jüngling
gelobte, gut zu sein,
und grub mit stillem Schauer
die Hand tief wieder ein.

54. Das Kloßgut bei Schwarzenberg.

(Diese Sage, einer wahrhaften Tatsache sehr ähnlich, fällt in die
Mitte des vorigen Jahrhunderts.)

Nein, Frau, ich kann nicht länger mehr
den Schmerz im Leib ertragen,
Selbst trocken Brot wird mir zu schwer,
ich leid' an schwachem Magen.
Des Hungerns bin ich herzlich satt,
hol' mir den Doktor aus der Stadt!

Flugs holt die Frau den Arzt herbei
der spricht nach kurzem Fragen
und flücht'ger Zungenschau: „Ei, ei!
Wie schwach ist euer Magen.
Das wird was wollen, eh's vergeht;
das beste Mittel ist Diät.“

Darauf verschreibt er emsiglich
ein Tränkchen ihm und Pillen,
ermahnt ihn ernst, den Magen sich
ja nicht zu überfüllen,
und spricht, ihn tröstend, noch beim Geh'n:
„Ihr sollt mich baldigst wiederseh'n.“ —

¹⁾ Am 14. Juni im Jahre 1704.

²⁾ 1669, Mittwochs nach dem heiligen Christtage.

Als er am dritten Tag nachher
besucht den Patienten
und fragt, wie wohl so ohngefähr
die Sachen mit ihm ständen,
da spricht die Frau: „Se just nicht schlecht!
Nur essen will er noch nicht recht.“

Er frug mich gestern: Kochtest du
mir wohl Kartoffelklöße?
Gleich kocht' ich welche, und dazu
ein ganzes Kalbsgekröse.
Das hat ihm sonst so gut geschmeckt,
doch gestern hat er nur geleck't!“

Und als der Doktor an der Kur
bei solchem Unsinn zweifelt,
da fährt sie fort: „Er hat ja nur
ein bißchen d'ran geknäufelt!
Ich glaube, daß er in der Tat
wohl dreizehn kaum gegessen hat!“

Der Doktor lacht: „Und sagt, wie groß
macht ihr denn eure Klöße?“
„Se nun, so ganz gewöhnlich bloß,
in Kaffeetassengröße!“
„Und hat er darauf nicht geklagt?“
„Nein, er hat keinen Mug gesagt!“

„Pog Bliß! Wie viel ißt euer Mann
denn in gesunden Tagen?“
„Se nun, Herr Doktor, da? — da kann
er dreißig wohl vertragen!“
Der Doktor hält den Bauch und lacht,
und nimmt den Hut und Stock und sagt:
„Wer solchen Appetit noch hat,
den braucht kein Arzt zu quälen!“
Er geht, das Späßchen in der Stadt
den Freunden zu erzählen.
So ward des Kranken Gut im Land
gar bald daß Kloßgut nur genannt.

55. Die wüste Mühle im Trebnitzgrunde bei Lauenstein.

Am Abhang jenes Berges,
der, mäblig nur gesenkt,
den Fuß dort in der Müglitz,
hier in der Trebnitz tränkt,
dort, wo das neue Dörfchen
jetzt lacht aus grüner Flur,
stand vor zweihundert Jahren
ein einzeln Vorwerk nur.

Dies und der Eisenhammer,
der an dem Trebnitzbach,
umrauscht von hohen Erlen,
im Grunde unten lag,
gehörte Heinrich Besseln,
und Wald und Flur und Rain,
die Wiesen und die Gärten,
all alles dies war sein.

Wohl in der ganzen Gegend
war er der reichste Mann
doch hat' er wenig Freude
und wenig Lust daran.
Ihm ließ die garst'ge Habsucht
nicht Ruh' bei Tag und Nacht,
stets war er unersättlich
nur auf noch mehr bedacht.

Abseit, daß er den Armen
nie einen Heller gab,
er geizte auch am Lohne
den Hammerknechten ab,
bezahlte sein Gesinde
nur mit verruf'nem Geld,
und rückte Nachts die Rainung
oft in des Nachbarn Feld. —

Das Abendmahl zu feiern,
stand eine fromme Schar
im Liebenauer Kirchlein
einst beichtend am Altar;
und Bessel schien von allen
der Frömmste schier zu sein,
und seine böse Habsucht
recht innig zu bereu'n.

Ein jeder, der da beichtet,
legt mit arglosem Sinn
das Beichtgeld für den Pfarrer
still auf den Altar hin.
Der Lauensteiner Schösser
auch legt mit frommer Hand
ein neu geprägtes Goldstück
hart auf des Altars Rand.

Und Bessel schiebt daneben
mit diebisch scheuem Blick —
o pfui des reichen Sünders!
— ein falsches Kreuzerstück,

und sieht die goldne Münze
des Schöpfers da und hört
nicht mehr, wie ihn um Buße
sein Beichtiger beschwört.

Stier schaut er auf das Goldstück;
wie blitzt's mit gelbem Schein!
„Ei, wäre, denkt er lüstern,
der goldne Pfennig mein!“
Er sinnt und sinnt, und betet
das Vaterunser nicht,
und hält so scheu und heimlich
das Singbuch vor's Gesicht.

Und als der fromme Pfarrer
den wahren Leib des Herrn
je Zweien segnend spendet,
da zögert Bessel gern,
und läßt die Andern alle
erst am Altar vorbei,
damit er vor den Augen
der Leute sicher sei.

Und während er, der Letzte,
sich vor dem Pfarrer neigt,
und dieser ihm die Hostie
mit Kreuzessegnung reicht,
da nimmt sein Blick das Auge
des Pfarrers in Gewahr,
und seine Hand entwendet
das Goldstück vom Altar.

Wohl hat den argen Diebstahl
der Pfarrer noch geseh'n,
doch ruhig läßt er Besseln
mit um den Altar geh'n,
auf dessen andrer Seite,
durch Bessels Tat betrübt,
er nun den Gästen Jesu
den Kelch der Gnade gibt.

Zuletzt da naht sich Bessel,
der sich ganz sicher meint,
und neigt den Mund zum Kelche
gar sehnlich, wie es scheint:
Der Pfarrer aber schaut ihm
mit zornig finstern Blick
ins Aug', und zieht voll Abscheu
den Gnadenkelch zurück.

Und ruft: „Hinweg, Verworfenner!
Dich macht dies Blut nicht rein.
Nicht soll der Mund des Frevlers
den Kelch des Herrn entweih'n!
Gott möge dich verdammen
zur Hölle tief hinab,
und deine Leiche finde
dereinst kein ehrlich Grab!“

Er blickte voller Wehmut
still in des Kelches Wein,
und bitt're Tränen flossen
aus seinem Auge d'rein.
Und alle, die die Tränen
des greisen Pfarrers sah'n,
die blickten voll Entsetzen
den reichen Bessel an.

Der wankte wie zerschlagen
— ihm wichen alle aus,
als wär' sein Odem giftig —
zur Kirche stumm hinaus
und warf daheim sich ächzend
auf's Krankenbette hin,
und bald erscholl das Wehe
des Todes über ihn.

Wie frostig und gefühllos
war's in dem Leichenzug,
der nun den reichen Bessel
zu seinem Grabe trug!
Die Hammerknechte trugen
wohl einen Bösewicht,
denn trocken war ihr Auge
und freudig ihr Gesicht.

Sie waren aufgebrochen
früh mit des Morgens Grau,
denn eine Stunde Weges
war wohl bis Liebenau,
wohin des Toten Vorwerk
und Hammer war gepfarrt,
und wo ihm nur mit Mühe
ein Grab erbettelt ward.

Und als der Zug gekommen
bis in den Trebnitzgrund,
da gibt durch fernen Donner
sich ein Gewitter kund,

und stärker, immer näher,
bald kracht es Schlag auf Schlag,
und die Gewitterwolke
verdrängt den jungen Tag.

Und aus den schwarzen Schichten
zuckt Blitz auf Blitz herab,
als leuchtete die Hölle
den Bösewicht zu Grab.
Und zitternd zu einander
raunt's leis im Leichenzug:
„Das ist des Himmels Rache,
das ist des Pfarrers Fluch!“

Sie stellen scheu die Bahre
an einen Wiesenrand,
und flüchten in die Mühle,
die nah' im Grunde stand,
und kaum noch, daß sie drinnen,
da klirrt ein Wetterschlag,
und tausendfach im Grunde
rollt grell der Donner nach.

Solch einen Schlag erlebten
die Ältesten noch nie,
Sie stürzten ängstlich betend
zusamt auf ihre Knie:
„Hilf, Herrgott, sei uns gnädig
und laß' die Donner ruh'n,
wir wollen jeden Sonntag
herzinnig Buße tun!“

Da schweigt gemach der Donner
die Wolken zieh'n sich auf
im Tau gebadet drängt sich
der junge Tag herauf.
Die Leichenträger eilen
froh nach dem Sarge hin,
jedoch, der war verschwunden,
sie finden nirgends ihn.

Sie suchen aller Enden
und finden ihn doch nicht,
und von den Ält'sten einer
hebt schauernd an, und spricht:
„Der droben wollt' nicht haben,
daß man zu Grab ihn trug,
und Gottes Zorngewitter
vollzog des Pfarrers Fluch!“

Sie gingen heim so sinnig,
so schaurig ernst und stumm,
und keins von ihnen sahe
sich nach der Mühle um
und nach dem Wiesenrande,
allwo der Sarg verschwand,
den bis zu dieser Stunde
noch niemand wiederfand.

Des reichen Pessels Schatten
hat ewig keine Ruh',
allmitternächtlich huscht er
nach jener Mühle zu,
und sucht die Leichenträger,
und heult: „Tragt mich ins Grab
Ihr guten Hammerknechte,
was setzt den Sarg ihr ab?“

Die Mühle steht verlassen
seit langen Jahren schon,
der Meister mit den Knappen
ist vor dem Spuk entflohn.
Das Mühlrad ist zerbrochen,
zerborsten Schlott und Wand
begraben hat die Trebnitz
das Wehr in ihren Sand.

Das ist die wüste Mühle,
dort sucht um Mitternacht
der Geist die Leichenträger,
die ihn um's Grab gebracht.
Er wimmert durch die Trümmern,
kann nimmer schlafen ein.
Sein Wimmern klingt so gräßlich —
Mag Gott ihm gnädig sein!

56. Die Silberbergwerke bei Schneeberg.

(Nachstehende Erzählung, in der sich das geschichtlich Wahre leicht von dem Sagenhaften scheiden läßt, fällt in den Sommer des Jahres 1470. Schneeberg ward 1477 gegründet, in welchem Jahre Herzog Albert der Beherzte den Grundstein zu der ersten steinernen Kirche legte.)

Des Weges daher,
belastet gar schwer,
kam von Zwickau ein Wandrer geschlichen,
Sebastian Kommner. Aus Girka¹⁾ war er
und hatte halb Deutschland durchstrichen.

¹⁾ Girka, böhmische Stadt im Kreise Saaz.

Er trug im Känzel viel Schustergerät
zum Verkauf in die fernsten Lande.
Verdrüßlich keucht er einher, denn er geht
im Sande,
der heiß an die Sohlen ihn brannte.

Da tritt ein Mann
aus dem Dickicht heran
mit langem krauslockigen Barte,
und neiget sich vor ihm und redet ihn an:
„Freund Kommner aus Girka, ha, warte!
Ich suchte dich lange, doch fand ich dich nicht;
gut, daß ich dich endlich getroffen!
Du hast großen Reichtum mit Zuversicht
zu hoffen,
denn es steht dir Verborgenes offen.“

Doch jenem war
dies Wort nicht klar,
und er hub an nach der Deutung zu fragen.
Da antwortet der Mann mit dem krausigen Haar:
„Nur dieses noch darf ich dir sagen:
Was Andere achten für schlecht und gering,
das belug' du mit sorglichern Augen,
dann wird es dir werden gar köstliches Ding,
und taugen,
in jeglichen Stücken zu brauchen.“

Der Mann verschwand,
und Kommner stand
und wußte nicht, was ihm geschehen.
Da war's ihn, als faßte ihn wer bei der Hand,
und zwäng' ihn, ins Dickicht zu gehen.
Und er ging so gedankenvoll schräg in den Wald
durch die uralten Tannen und Fichten,
und verirrte sich drinnen, und machte da Halt
zu sichten,
wo das Holz sich anfinge zu lichten.

Und sieht einen Schacht
und hat wohl Acht,
ob er könn' einen Häuer gewahren,
doch ist keiner zu Tage; d'rum mach't er sich sacht,
und pocht, 's möcht, einer ausfahren.
Da fuhr der Steiger in Eile aus,
und zürnt', als er Kommnern gesehen:
„Was ruffst du aus unserer Grub' uns heraus?
Muß gehen,
jetzt darf man nie müßig mehr stehen.“

D'rauf Kommner spricht:
„Freund, zürnt mir nicht,
nicht wollt ich euch äffen und necken.
Ich hab' mich verirret, der Wald ist so dicht,
und kann keinen Ausweg entdecken.
D'rum bitt' ich euch, zeigt mir den richtigen Steig!“
D'rauf langt er sein Ränzeln vom Rücken!
„Wir wollen zuvor uns, gefällt es euch,
erquicken,
da habt ihr zwei köstliche Stücken!“

Daß Brot und Brei
recht schmackhaft sei,
holt der Steiger frisch Wasser vom Quelle,
und sie schwagen ein Langes und Breites dabei
und lagern auf grasiger Stelle.
D'rauf Kommner den Steiger zufällig auch fragt,
ob die Gruben hier bringen viel Segen.
Und der Steiger erwidert: Ach leider steht's schlecht,
deswegen,
kein Gewerke¹⁾ will fürder verlegen.

Wir schlugen ein
auf Eisenstein,
und haben des schon viel gewonnen,
doch kürzlich ist von der Seite herein
ein schädlicher Gang zugekommen.
Der macht das Eisen so flüssig, wie Brei,
sie können's im Hammer nicht schmieden,
und niemand konnte ein Mittel dabei
uns bieten,
wie sehr wir auch drob uns bemühten.

Stillschweigend d'rauf
steh'n beide auf,
und packen ins Ränzeln die Brocken,
nach der Schlema²⁾ hin wendet sich Kommners Lauf,
auch der Steiger läßt leicht sich verlocken,
und ist zum Geleit bis zum Hammer bereit.
Dort seh'n sie das Renneisen schlagen,
doch traurig d'rein schauen die Hammerleut',
und klagen,
daß umsonst mit dem Erz sie sich plagen.

Und Kommner spricht:
„Wehrt ihr mir's nicht,
so nehm ich vom Erz mir zwei Pfunde,
und frage daheim, was dem Eisen gebricht,
bald geb' ich darüber euch Kunde.“

¹⁾ Gewerken sind die Besitzer oder Teilnehmer am Bau einer Zeche, eines Pochwerks oder einer Schmelzhütte.

²⁾ Schlema, Dorf ohnweit Schneeberg.

(Er dacht' an den Mann mit dem krausigen Haar,
und was dieser ihm alles gedeutet.)
Sie gaben das Erz ihm wie Staub so klar
bereitet,
und er dankt ihnen herzlich und scheidet.

In Girka d'rauf
macht er sich auf,
bei venedischen Künstlern¹⁾ zu fragen,
und spricht: „Dies Erz, ich erhielt es im Kauf,
vielleicht könnt den Wert ihr mir sagen.
Ihr baut ja auf Gold hier, und kennet das Fach!
und die Welschen begannen zu sinnen,
bis zuletzt noch der eine von ihnen sprach:
„Da drinnen
werd' ich Silbers zur Hälfte schier innen.“

Ob dem Bescheid
sich Kommner freut,
und entschließt sich, nach Steyer zu laufen,
um Schustergerät' in Geschwindigkeit
für die nächste Reise zu kaufen.
D'rauf geht er nach Nürnberg und forscht auf's Neu,
in der Meinung, es könn' ihm nicht schaden,
und hört hinwieder, daß Silber d'rinn sei;
doch verraten
wird er dort, und zum Richter geladen.

Und ernst frug der:
„Wo hast du's her,
das Erz, wo des Silbers viel d'rinnen?
Wenn du lögest, bedenke, die Strafe ist schwer,
durch die Wahrheit nur kannst du gewinnen.“
Da bedenket sich Kommner nicht lang und spricht:
„Mir schenkt es ein Schreinergefelle.
Laßt mich frei! Ich kenn' ihn vom Angesicht.
Bei der Hölle,
ich schaff' ihn in kurzem zur Stelle!“

Man glaubt dem Wort,
und läßt ihn fort,
beladen mit reichen Geschenken,
und Kommner säumt länger nicht; hin zum Ort
seiner Hoffnung die Schritte zu lenken.
Bald ist er in Zwickau zur Jahrmarktszeit,
und geriet dort auf offener Gassen
halbberauscht mit zwei Bürgern gar heftig in Streit.
Die lassen
vom Büttel ihn hurtig fassen.

¹⁾ Solche Venetianer oder Walen durchzogen damals ganz Deutschland, um
Goldbergwerke zu entdecken.

Zum Hauptmann¹⁾ hin
führte dieser ihn,
daß er dort sich rechtfertigen täte.
Und Kommner bekennt: „Aus Girka ich bin
und handle mit Schustergeräthe.
Mich reizten die Bürger durch hämischen Hohn,
weil ich arm und in Lumpen gekleidet;
doch glaubt, Herr Hauptmann, ich werd' einst schon
beneidet,
wenn den Schatz ich, den großen, erbeutet!“

Der stutzt und spricht:
„Verbirg mir's nicht,
du denkst einen Schatz wohl zu heben?
Bekenn' es, und wenn es an etwas gebricht,
das will ich dir gerne geben!“
Die Rede klang herrlich; doch Kommner ist klug
und antwortet: „Ja, wollt' ich nur graben,
ich könnte des Goldes und Silbers genug
leicht haben,
da Zufall und Glück mir es gaben.“

Nach solchem Wort
fährt der Hauptmann fort,
noch heftiger in ihn zu dringen.
„Ei, so sag', wo der Schatz liegt, und zeig' mir den Ort,
es soll dir das größte Glück bringen.
Sollst nicht mehr hausieren mit Schustergerät,
sollst leben in Fülle und Freuden,
und männiglich wird dich, wenn's also dir geht,
beneiden;
d'rum sag mir's, und laß uns nicht streiten!“

Und Kommner d'rauf
blickt schmunzelnd auf,
und spricht: „Wollt ihr ernstlich mir schwören,
den Schatz treu mit mir zu teilen, wohlauf,
so sollt das Geheimnis ihr hören.“
Der Hauptmann schwur, da, fuhr er fort:
„Dies Erz hier, man hält es für Eisen,
doch Silber ist's halb. Morgen will ich den Ort
euch weisen,
dann tut auch, was ihr mir verheißen.“

Auf's Eisenstück
stiert des Hauptmanns Blick,
als säh' er's in Silber zerfließen.
Nicht vermag er zu fassen das plötzliche Glück,
kein Auge die Nacht durch zu schließen.

¹⁾ Kurfürstlicher Hauptmann oder Stadthalter von Zwickau, Müllich von Karlowitz.

Raum graute der Tag, da traten die Zwei
den Weg an zum giebigen Schachte,
und der Hauptmann sah ein, daß dem Dinge so sei,
und machte
sich bei Seite mit Rommnern, und sagte:

„Wenn dieses Erz
ist solchen Werts,
wie du meinst, ei, so sind wir geborgen!
Der Schatz ist dann unser, kein Andrer erfährt's,
und laß mich für's Weitere sorgen.
Daß das Erz man im Hammer nicht schmieden kann,
d'rob sind die Gewerken verdrüßlich,
leicht kauf' ich die Grube, und hoffe dann
gewißlich,
die Sach' ist uns beiden ersprießlich.“

Bertieft ins Glück
geh'n sie zurück,
nochmals einen Goldschmied zu fragen.
Der prüfet das Eisen mit kundigem Blick:
„Ob des Silbers d'rin läßt sich's nicht schlagen!“
Das hörte der Hauptmann mit Freuden und ging
sonder Säumen hin zu den Gewerken,
und kaufte die Grube, ehe das Ding
sie merken,
und den Preis ihm wohl zehnfach verstärken.

Nun war das Bau'n
mit Lust zu schau'n,
jetzt fand man nicht breiiges Eisen.
Der Hauptmann ließ Sonntags die Häuer, traun!
mit Wein und mit Kuchen speisen.
Denn es strotzte der Schacht ja vom edlen Metall,
und brachte den reichsten Segen,
es flimmert Gediegenes überall
entgegen,
daß sie's kaum gewältigen mögen.

Von Arglist fern,
teilt der Hauptmann gern
mit Rommnern die köstliche Beute.
Der wird bald in Zwickau zum reichsten Herrn
und gebeut über Güter und Leute,
und nennt sich Römer auf jenes Geheiß,
und bestellet Bankette und Feste.
Da spricht einst der Hauptmann im traulichen Kreis:
„Ihr Gäste,
sagt, ist nicht ein Weibchen das Beste?“

Und wie es scheint,
will unser Freund
für immer so ledig verbleiben.
Hör', Römer, mein Rat ist ja redlich gemeint,
du mußt dich doch endlich beweiben.
Mein Mühmchen, in Neumark¹⁾ befindet es sich,
laß morgen zur Brautschau uns gehen,
ich wett' um mein Leben, gleich ist es um dich
geschehen,
so bald du die Holde gesehen!"

D'rauf Römer spricht:
„Das weigr' ich dir nicht,
ich kann ja mein Heil da versuchen.
Doch sorg' du nur, daß es an Nichts ihr gebricht,
ich möchte dem Kuppler sonst fluchen.“
So wurden sie einig nach Neumark zu geh'n,
und gingen frühmorgens zusammen.
Dort hatte kaum Römer das Mägdlein geseh'n,
da schwammen
seine Sinne in Feuer und Flammen.

So schwarz ihr Haar,
ihr Aug' so klar,
gleich rosigem Samte die Wangen,
mit einem Worte: schön Annchen war
geschaffen, die Herzen zu fangen.
Doch ihr Vater, Herr Günther von Bünau, stand an,
einen Mann ihr nach Herzen zu wählen.
Er liebte das Geld. Nicht durst' es daran
dem fehlen,
der sich wollte mit Annchen vermählen.

Und spät und früh
warb man um sie,
doch den Einen verschmähte der Alte,
den Andern die Tochter. So kam's, daß die Müh'
der Freier sich nimmer bezahlte.
Nur Römer wies Annchen nicht spröde zurück;
der wußte ihr Sträuben zu brechen,
leicht mocht' auch den Alten des Freiers Glück
bestechen,
sein väterlich Jawort zu sprechen.

Kein Vierteljahr
vergangen war,
da wallet das Paar zur Kapelle.
Und siehe, der Mann mit dem krausigen Haar
wartet ihrer schon dort an der Schwelle.

¹⁾ Neumark, Marktslecken bei Reichenbach.

und flüstert zu Römern: „Ha, denke zurück,
wie ich einst dir im Walde erschienen.
Zu so Hohem nicht mochte sich damals dein Blick
erkühnen,
drumm hoff' ich jetzt Dank zu verdienen!“

Und Römer spricht:
„Noch weiß ich nicht,
womit ich dir's könnte vergelten.
Wohl ist, dir zu danken, mir heilige Pflicht,
du sollst mich nicht undankbar schelten!“
D'rauf jener: „Ein Kleines begehre ich zum Lohn,
und kannst du gar leichtlich es missen:
befiehl' deiner Braut, mich armen Patron
zu küssen,
d'raus wird ihr viel Segen entspringen.“

Auf des Bräutigams Wink
gehorsam flink,
ist Annchen zum Kusse gewillig.
Und jener spricht: „Ein Kuß ist ein winziges Ding,
und dreie sind nicht mehr als billig.“
Und er küßt sie: „Meine Küsse sind köstliches Gut,
der erste bringt Mutterfreuden,
der zweite Gesundheit und kräftigen Mut
im Leiden,
der dritte mag Reichtum bedeuten!“

Sprach's und verschwand
gar flink und gewandt
vor der Gaffer nachstaunendem Blicke.
Viel Boten murden ihm nachgesandt,
und keiner bracht' ihn zurücke.
Doch fern auch blieb er den Beiden getreu
und was die drei Küsse versprochen,
ward erfüllet und hörte man mancherlei
d'rob sagen
von Gnomen und Elfen und Drachen.

57. Die Mönchstaufe bei Wechselburg.

(Nachstehende, geschichtlich glaubwürdige Begebenheit fällt 1278.)

Arg trieben's die Chorherrn¹⁾ im Kloster zu Zschillen
und Klagen erhoben sich weit und breit
um ihres unchristlichen Lebens willen,
denn die Pröbste befürchteten Ärger und Streit,
und ließen nach Lüsten sie schalten und walten,
im Kloster nur Frieden und Ruh' zu erhalten.

¹⁾ Chorherren, zum klösterlichen Leben und dem Chordienste verpflichtet.

Da wählet der Bischof,¹⁾ dem Unfug zu steuern,
zum Propst einen frommen, kräftigen Mann;
der muß es mit heiligem Schwur ihm beteuern,
die Chorherrn zu zähmen, wo immer er kann,
und tritt dann ins Amt mit dem festesten Willen,
die mißlichen Pflichten getreu zu erfüllen.

Er versucht es zuvörderst mit freundlichen Bitten,
doch, was er auch bittet und warnt und spricht,
sie wollen nichts hören von christlichen Sitten,
und lachen und spotten ihm frech ins Gesicht:
Wir denken, wir haben's stets christlich gehalten,
und wünschen und hoffen, es bleibe beim Alten!

Da warnt sie der Probst mit drohender Strenge,
nicht zweimal zu sagen solch höhnisches Wort,
doch treibt das die Chorherrn wenig ins Enge;
sie beschließen im Stillen, ihr Wesen hinsfort
dem Probst zum Troze noch ärger zu treiben,
und allesamt stets aus der Hora²⁾ zu bleiben.

In der folgenden Hora läßt keiner sich sehen,
und als nun Minut' um Minute verrinnt,
da sendet der Probst seinen Prior, zu spähen,
warum nicht gekommen die Chorherren sind,
und läßt denselben auf's Ernstliche sagen,
er werde sie morgen beim Bischof verklagen.

Lang harrt er, doch kehrt der Prior nicht wieder,
und ängstlich hört er um Hilfe ihn schrei'n —
flugs eilt er zum Refektorium³⁾ nieder,
und stürzt mit zornigen Blicken hinein;
doch starr vor Schreck in der Tür bleibt er stehen,
denn, heiliger Himmel, was muß er da sehen!

Die Chorherrn schwelgten in lärmender Runde,
zwei schamlose Dirnen waren auch dabei,
und Reden gingen aus jeglichem Munde,
als ob ganz Ischillen ein Bubenhaus sei;
am Getäfel im Blute, von Scherben umgeben,
lag der Prior, ein blutiger Hammer daneben.

Der Probst rafft sich mählich vom Schrecken zusammen
und donnert sie an mit untadlicher Wut:
„Ha, Fluch euch, ihr Buben! Gott mög' euch verdammen!
Euch verdamme des Priors unschuldiges Blut!
Fluch, Fluch euch! und, bei des Erschlagenen Leiche!
Fluch mir auch, wenn ich hier länger noch schweige“.

¹⁾ Der Bischof von Meißen, Witticho oder Wittego.

²⁾ Hora ist die festgesetzte Stunde, in welcher sich in Klöstern und Stiftern die Mönche, Nonnen oder Chorherren versammeln, um bestimmte Gesänge abzusingen; gewöhnlich des Tages dreimal.

³⁾ Das Refektorium ist der gemeinschaftliche Speisesaal in einem Kloster.

Er ruft es. Aufspringen ingrimmig die Mörder:
„So Fluch euch! Denn schweigen sollt ihr fortan!
Und dazu bedarf's nicht Lanzen und Schwerter,
das ist mit dem winzigsten Messer getan!“
Sie fassen ihn wütend an beiden Armen,
und werfen zu Boden ihn ohne Erbarmen.

Sie schneiden die Zunge ihm ab im Munde,
und schlagen die Stirn mit dem Hammer ihm ein:
„So, Probst, nun bringe dem Bischof Kunde,
und will er mit solcher zufrieden nicht sein,
sprich: Bischof, was hießest du mich's unternehmen,
die adligen Chorherrn von Zschillen zu zähmen!“

Sie treten den Toten mit Füßen, und wälzen,
ihm auch zu verkümmern das ehrliche Grab,
ihn ans Ufer der Mulde, und stoßen vom Felsen
mit teuflischem Spott in den Fluß ihn hinab,
und die schäumenden Wellen der Mulde haben
mitleidig des Märtyrers¹⁾ Leiche begraben.

Als aber der Chorherrn blut'ges Verbrechen
der Markgraf Heinrich der Jüng're²⁾ erfuhr,
da gelobt' er, den Tod des Probstes zu rächen,
und gewissenhaft hielt er den ernstest Schwur:
Die Chorherrn befahl er zu strafen am Leben,
und das Kloster den deutschen Rittern zu geben.

Wohl hat sich derseit viel anders gestaltet,
und Zschillen ward Wechselburg später genannt,
doch die traurige Mähr ist nimmer veraltet,
und der Raum an der Mulde am Uferrand,
wo der Probst einst versunken, der heißt noch heute
die Mönchstaufe im Munde der dortigen Leute.

58. Der Teufelsgraben bei Koselitz.

(Der Teufelsgraben fängt in der Gegend von Tiefenau und Koselitz, nördlich von Großenhain, an und zieht sich bis in die Nähe der Elbe. Die Alttertumsforscher schreiben seine Erbauung bald den Römern, bald den Deutschen oder Sorbenwenden zu.)

Ginst wohnte in Koslitz im meißnischen Land
ein ehrfamer Müller, gar rühmlich bekannt
als Vater der lieblichen, blonden Kosette,
die Mancher zum Weibchen genommen gern hätte.

¹⁾ Märtyrer, Personen, die für ihre Religion, oder überhaupt für Recht und Tugend ihr Leben geopfert haben.

²⁾ Gewöhnlich der Erlauchte genannt, Markgraf von Meissen, starb 1288.

So reizende Formen, solch holdes Gesicht
gabs unter der Sonne zum zweitenmal nicht,
d'rum war es kein Wunder, daß früh schon bei Zeiten
um Müllers Rosetten viel Jünglinge freiten.

Schon bildete mancher im Stillen sich ein,
ins Herzchen des Mädchens gedrungen zu sein,
doch konnte derselben nur Einer von Allen,
nur Ludwig, der stattliche Jäger, gefallen.

Der trug einen Sarras und Federn am Hut
und war auch hübsch artig, d'rum war sie ihm gut,
und hätte ihn gern auch zum Manne genommen,
wär nur nicht ein Wenn erst dazwischen gekommen.

Der Müller, dem's öfters an Wasser gebracht,
tat teuer mit seiner Rosette, und sprach:
„Nur wer mir kann Wasser verschaffen im Graben,
der soll meine Tochter samt Zubehör haben.“

Das war denn freilich ein schweres Beding,
zumal da die Elbe zu fern davon ging,
und der Jäger, beschäftigt, auf Wasser zu sinnen,
sah all' seine Hoffnung zu Wasser zerrinnen.

Doch blieb er deswegen dem Mädchen getreu,
und betete täglich zum Himmel dabei,
er möchte dem Müller doch Wasser g'nug geben,
und somit das häßliche Hindernis heben.

Da hört, was begab sich? — Ein Mühlknappe kam,
der von der Bedingung des Müllers vernahm,
und erbot sich, den Mangel des Wassers zu heben,
wenn der Müller nur wollte das Mädchen ihm geben.

Der Knappe sah häßlich, verlaufen und wild,
eines fahrenden Schülers verzweifelttes Bild,
rotköpfig, blaulippig, hohlwangig, tiefäugig,
schiefmäulig, lahmfüßig, langhändig, dünnbäuchig.

Der Müller besah ihn und sagte alsdann:
„Vielleicht steht dein Auß'res Rosetten nicht an,
doch schiert mich das wenig; schaff Wasser im Graben,
so sollst du das Mäd'el zum Eh'gemahl haben!“

Wie aber, das fragt sich, wie soll das gescheh'n?
Wie viel werden Wochen darüber vergeh'n?
Die Eile tut not, weil ich eher am Ende
mit samt meinem Mäd'el verhungern gar könnte.“

So fragt ihn der Müller. Der Knappe d'rauf spricht:
„Das wäre noch hübscher! so weit kommt es nicht!
Noch heute Nacht sollt ihr das Wasser erhalten
und morgen ist Hochzeit, d'rum laßt mich nur schalten!“

Ich grab' einen Graben vom Elbstrom hierher
und baue auch Schützen und Abzug und Wehr,
und ehe die Hähne in Koselig krähen,
hezzi! — ich benies' es! — ist alles geschehen!“

Der Müller wünscht Profit! doch sieht er's nicht ein
und spricht: „I, da müßtest der Teufel du sein!“
„Zu dienen, — spricht jener mit art'gen Geberden —
und freu' ich mich sehr, euer Eidam zu werden.“

Dem Müller lag an der Verwandtschaft nicht viel,
doch macht' er gute Miene zum mißlichen Spiel
und dachte: „I, schneid' du doch auf und der Teufel;
kannst doch nicht Wort halten, daran ist kein Zweifel.“

Reck nochmals verspricht er dem Knappen die Maid,
im Fall er in oben bedungener Zeit,
von elf Uhr des Nachts, bis die Hähne früh krähen,
den Grabenbau würde beendiget sehen.

D'rauf rief er die lauschende Tochter herbei,
sie grüßte den Freier erschrocken und scheu,
der aber geriet flugs in Feuer und Flammen
und es lief ihm das Wasser im Munde zusammen.

Er wollte sie herzen, doch wich sie ihm aus
und verließ mit Tränen und Klagen das Haus
und eilte zur Lorenzkapell', am Altare
zu beten, daß Gott sie in Gnaden bewahre.

Sie betete brünstig, sie betete lang,
bis die Nacht, die gefürchtete, niedersank,
da lief sie nach Hause und hörte die Beiden
in der Stube von Hochzeit und Kindtaufe streiten.

Sie saßen selbander beim köstlichen Mahl,
bei dampfenden Schüsseln und vollem Pokal;
dies alles erst holte der fremde Geselle
soeben aus Kellern und Rüchen der Hölle.

Dem Müller schon wurde das Köpfchen zu schwer,
doch stach er gar schelmisch manch Gläschen noch leer,
so daß er selbst lieber, statt seiner Rosette,
noch heute den Teufel geheiratet hätte.

Da schlug es Glock' elf. — „Ei Donner und Blitz!“
rief Satan erschreckt und erhob sich vom Sitz,
„jetzt muß ich mich hasten, sofern ich den Graben
vor dem Krähen der Hähne noch fertig will haben.“

Rasch fuhr er zum offenen Kamine hinaus
in Feuergewölken und Sturmesgebraus,
und schwang durch die Luft sich, und rief aus den Tiefen
die Geister der Hölle, die säumig noch schliefen.

Grell rollten die Donner, wild schnob der Orkan
die Bohrischer Heide bei Fichtenberg an,
daß die Eichen wie Bohnengestänge zerknickten
und die flüchtenden Hasen zu Schocken erdrückten.

Unzählige Blitze durchzuckten die Nacht
und weithin erbebte die Erde mit Macht,
zumeist bei der Mühle; d'rum nennen die Leute
den Wald dort das Teufelsnest immer noch heute.

Dort gebar der Erde schwarzqualmender Schoß
die Teufel zu Tausenden, feurig und groß,
die schritten zur Arbeit sonder Verweilen
mit Schaufeln und Spaten, mit Sägen und Beilen.

Ihr Meister selbst schwärmte bald hier und bald dort
und trieb sie — natürlich, es ging auf Akkord —,
daß sie mußten ein wenig geschwinder sich regen,
als meistens die Maurer auf Erden jetzt pflegen.

Sie fällten das Holz, das im Weg ihnen stand,
sie gruben und hackten, sie karrten das Land,
sie wölbten die Böschung und rührten die Hände,
damit sie vor'm Hahnenruf wären am Ende.

Der Müller indessen, was sagt er dazu?
Der Müller? — Der schnarchte in seliger Ruh'!
er war, von dem Weine des Eidams betrunken,
in ein Schlummerchen unter dem Tische versunken.

Rosette dagegen, das trostlose Kind,
sie weinte beinahe die Augen sich blind,
sie lag auf den Knien und jammerte kläglich
und flehte zum Himmel gar heiß und beweglich.

Das Werk ging zu Ende, nicht fern mehr war
von der Mühle die fleißige Arbeiterschar;
nur siebenzig Schritte noch mußten sie graben,
um Alles gehörig vollendet zu haben.

Der Meister flog über die Mühle und rief:
„Bis hierher, Gesellen! Hübsch räumig und tief!
Und müßt ihr auch heut einmal keuchen und schwitzen,
ihr sollt auch zur Hochzeit bei Tafel mit sitzen.“

Dies hörte Rosette, ihr flirr' es im Sinn,
sie stürzt auf die Knie verzweiflungsvoll hin:
„Ach heiliger Lorenz, ach hilf mir in Gnaden,
und lass' nicht die Arglist des Bösen geraten!“

Sie betet' es brünstig, und siehe, da schrie
der Hahn in der Mühle sein Kikeriki,
und alle die Hähne in Koslig gerieten
darüber in Aufruhr und kikerikiten.

Wie lärmte der Teufel, wie flucht' er da laut,
durch die Hähne betrogen um Sieg und Braut!
Er fuhr mit der heulenden Schar seiner Knechte
ergrimmt in der Hölle tiefunterste Schächte.

Das war ein Getöse, Geheul und Gekrach,
daß der Müller selbst unter dem Tische ward wach.
Er fragte Rosetten: „Was gibt es denn draußen?
Was ist das für Lärmen und Tosen und Brausen?“

Und als ihn das Mädchen ins Klare gebracht,
da feirt' er: „Na, wahrlich, das hab' ich gedacht!
Wind machen kann Jeder, doch Wasser herschaffen,
darüber wird selber der Teufel zum Laffen!“

Jetzt kamen die Nachbarn in Menge herbei
und — aber was soll der langdehnige Brei?
Ich lasse die Nachbarn den Müller ausschelten
und eil', in der Kürze noch dieses zu melden.

Der Müller, durch Regen mit Wasser versorgt,
bezahle bald Alles das, was er geborgt,
und daß er am Ende nicht enkellos bleibe,
so gab er Rosetten dem Jäger zum Weibe.

Der heilige Lorenz auch wurde bedacht,
als welcher die Hähne zum Krähen gebracht.
Bei seiner Kapelle erbauten die Leute
ein Dorf: Lorenzkirchen heißt es noch heute.

Den Teufelsgraben auch kann man noch seh'n,
und die Kosliger Hähne auch hört man noch kräh'n.
Der Graben ist stückweis' mit Waldung bewachsen,
d'rin gibt es viel Hasen, halb Preußen, halb Sachsen.

59. Die Oswaldskirche bei Elterlein.

(Die Oswaldskirche bei Elterlein soll 1514 durch den Grünhainer Abt Georg Rüttner gegründet und wegen Dazwischenkunft der Reformation nicht ausgebaut worden sein.)

Bei Elterlein im Tale
am Oswaldsbache steh'n
die Trümmer einer Kirche,
gar traurig anzuseh'n.

Wohl mag's ein stolz' Gebäude
dereinst gewesen sein;
jetzt fällt der Tau und Regen,
jetzt weht der Schnee hinein.

Nicht Dach, nicht Fenster wehret
den Wetterstürmen mehr,
den krummgebeuchten Pfeilern
wird ihre Last zu schwer.

Aus seinen Fugen weicht
der morsche Stein heraus,
der Frost zerbrockt den Mörtel,
der Regen wäscht ihn aus.

Und keine Spur von Altar,
von Chor und Sakristei?
Wohin ist Kreuz und Glocke?
Wer brach den Turm entzwei?

Deß gibt die Mähr des Volkes
getreulichen Bescheid,
sie klingt gar traurig schaurig,
ein Klang aus alter Zeit.

Es liegt von den Ruinen
ein Gut nicht allzufern,
das war einst Kaspar Klingers,
des reichen Hammerherrn.

Wohl groß war dessen Reichtum
an Bergwerk, Feld und Holz,
doch wohl noch zehnmal größer
sein ungemess'ner Stolz.

Er redete mit niemand,
der nicht so reich wie er,
und dankte keinem Gruße,
als ob er taubstumm wär'.

Einst ritt er durch die Waldung
bei hellem Mondenschein;
begegnet' ihm Wolf Götterer,
Bergherr in Elterlein.

Der ruft: „Glückauf, Herr Klinger!“
mit freundlichem Gesicht;
jedoch der stolze Reiter
dankt seinem Gruße nicht,

Und reitet ruhig weiter;
da kehrt der Bergherr um,
hält Klingers Kopf am Zügel
und fragt: „Herr, seid ihr stumm?“

Dünkt's euch zu schlecht, zu danken,
wenn euch ein Bergherr grüßt?
He, oder hört ihr etwa
nicht gut zu mancher Frist?

Ich hab's schon oft vernommen,
daß euch der Dünkel plagt,
und mein' ich, soll euch's nützen,
wenn's euch 'mal jemand sagt.

Dem Bergknecht sollt ihr danken,
wenn er euch freundlich grüßt,
weil er wohl oftmals klüger
als der Begrüßte ist!

Glückauf! Die Lehre bleibe
euch im Gedächtnis frisch!“
So ruft der Bergherr bitter,
und schlägt sich ins Gebüsch.

Wohl läuft dem stolzen Klinger
bei solchem schnöden Wort
die Gall' im Herzen über,
doch Götterer ist fort.

Er reitet, bleich vor Ärger,
den Bergeshang hinein,
und knirscht: „Die Frechheit tränk' ich
dir wohl noch gräßlich ein!“

Er sinnt auf blut'ge Rache,
er brütet schwarzen Plan,
und wirbt sich seinen Bruder
zum Mordgehilfen an.

Und in der Pfingstnacht gehen
die Zwei nach Elterlein
und schleichen sich mit Beilen
ins Haus des Bergherrn ein.

Die Diener — solches forschten
die Beiden klüglich aus —
sind heut' zu Tanz gegangen,
er ist allein zu Haus.

Und ehe noch der Wächter
die elfte Stunde rief,
und im verschloss'nen Baden
der Bergherr sicher schlief:

Da lauern sie im Vorhaus
zusammengeduckt und still,
bis daß er kommt und selber
das Haus verschließen will.

Und Kaspar wirft ihn nieder
und tritt ihn mit dem Fuß:
„Jetzt, Herr, jetzt bringt euch Klinger
den Dank für euern Gruß!“

Und eh' er kann sich wehren
und kann nach Hilfe schrei'n,
da schlagen sie den Schädel
ihm mit den Beilen ein.

D'rauf eilen sie von dannen
und freu'n sich ihrer Tat
doch gräßlich schon am Morgen
aufgeht die blut'ge Saat.

Man hat mit ihren Beilen
die Mörder flüchten seh'n,
und drob muß Kaspar Klinger
den Richtern Rede steh'n.

Das Leugnen dünkt dem Stolze
des Hammerherrn zu klein,
er lächelt und gestehet
gleichgültig Alles ein.

Und als gefällt das Urteil,
da tritt er vor und spricht:
„Wohl graut mir's nicht zu sterben,
doch will ich's jetzt noch nicht.“

D'rum, laßt ihr mir das Leben,
will ich ein Kirchlein bau'n
zur Ehr' des heil'gen Oswald,
nicht schöner wo zu schau'n.

Auch leg' ich hundert Gülden
im Armenseckel ein.
Dies, mein' ich, wird den Fehler
zu sühnen gnüglih sein."

Er spricht's mit stolzer Ruhe.
Dem reichen Hammerherrn
gestatten seine Richter
so teure Lösung gern.

Dem Andern von den Brüdern
war keine Lösung not;
der stürzte selben Tages
vom Rosse und blieb tot.

Sein Bruder, froh des Erbes,
wählt nun zum Gotteshaus
den Platz auf grüner Aue
am Oswaldsbache aus.

Wer Wald und Steinbruch erbet,
hat freilich gutes Bau'n!
Er läßt die Steine brechen,
und läßt das Bauholz hau'n.

Wie wird's im Tal lebendig,
wie regt sich's überall,
wie darf jetzt nicht mehr rasten
im Wald der Widerhall!

Hier hauen rüst'ge Zimm'rer
die Tannenstämme glatt,
sie hau'n im lust'gen Takte,
so wird der Arm nicht matt.

Dort fügen kund'ge Maurer
so fleißig Stein auf Stein,
sie kalcken ein, als sollt' es
für Ewigkeiten sein.

Dort fahren die Gehilfen
flink sonder Rast und Ruh'
auf schwer belad'nen Karren
den Maurern Steine zu.

Und zu der Hämmer Klopfen
und zu der Aerte Klang
und zu der Karren Achzen,
schallt lustiger Gesang.

So ist's im Thal lebendig,
so regt sich's überall,
so darf jetzt nicht mehr rasten
im Wald der Widerhall.

Und in dem dritten Sommer,
da ist das Dach gedeckt,
da ist der Turm vollendet,
das Kreuz darauf gesteckt.

Da steht Altar und Kanzel
mit Gold und Samt geziert,
das Singchor und die Orgel
gar stattlich ausgestattet.

Da hängt im hohen Stuhle
die Glocke, wohlbereit,
zu laden die Gemeinde,
daß man die Kirche weiht.

Und als der Tag gekommen,
da ist von fern und nah,
der Feier beizuwohnen,
das Volk in Menge da.

Doch weh, es ward die Kirche
erbaut vom Sündengut
und an der Hand des Bauherrn
klebt des Erschlag'nen Blut.

Mit Gold besticht der Mörder
wohl Richter dieser Welt,
doch nimmer den gerechten
der droben Richttag hält! —

Noch tönte nicht vom Turme
der Glocke erster Klang,
da wird der Himmel finster,
die Luft so schwül und bang.

Und schwarze Wetterwolken
umlagern, wie ein Wall,
von Berg zu Berg sich wälzend,
die Talung überall.

Dem Volke bangt's, es wagt sich
zur Kirche nicht hinan,
ihm ahnt der Zorn des Himmels,
scheu blickt es Klingern an.

Der hält auf hohem Rosse
und sieht des Volkes Scheu,
und sieht das Wetter drohen
und lächelt stolz dabei.

Und spricht zum greisen Glöckner:
„Nun geh' und tu' dein Amt
und läute ein zur Weihe,
wir harren allesamt.“

Und als der Glöckner weigert,
da stößt er ihn bei Seit'
und ruft: „Wohlan, so sorg' ich
denn selber für's Geläut.“

Der Priester mahnt ihn ängstlich:
„Herr Klinger, laßt es sein!
Noch sind nicht eure Hände
von Gött'ers Blute rein.“

Hier vor des Volkes Augen
demütigt euern Stolz
und flehet um Erbarmen
den Christ am Kreuzesholz;

Er weist den reu'gen Sünder
nicht ungehört zurück!“
so mahnt der Priester dringend
mit ahnungsbangem Blick.

Doch Klingern rührt es wenig,
er steigt behend vom Roß:
„Laßt schau'n, ehrwürd'ger Vater,
ob Gottes Zorn so groß!“

Er eilet in die Kirche,
er zieht den Glockenstrang,
die Glocke klingt so schaurig,
wie Sünderglockenklang.

Er läutet sich zum Tode,
er läutet zum Gericht,
er läutet sich zur Hölle, —
sein Hochmut ahnt es nicht.

Weiß zuckt aus schwarzer Wolke
der fürchterliche Strahl,
und klirrend rollt der Donner,
es zittert Berg und Tal.

Es hat den Turm gezündet,
er steht in voller Glut;
das Feuer Gottes löschen,
das wäre frecher Mut.

Die Menge sieht mit Schauern
den fürchterlichen Brand,
und jeder betet zitternd,
doch niemand rührt die Hand.

Der Turm stürzt krachend nieder,
das Sparrwerk knackt entzwei,
und durch die hohen Fenster
macht sich die Lohe frei.

Und Klinger liegt im Turme,
vom Wetterstrahl erstickt,
tief unter'm Schutt begraben
zerschmettert und zerstückt.

Und was man bei dem Räumen
von seiner Leiche fand,
ein Hammerknecht begrub es
am nahen Waldesrand.

Dort geht ein Schatten irre
im Wald um Mitternacht,
und wen er sieht, den grüßt er,
doch niemand hat deß Acht.

Und niemand dankt dem Schatten
und will ihm Rede steh'n,
und bis ihm jemand danket,
muß Klinger irre geh'n.

Und niemand hat's gelüftet,
die Kirche aufzubau'n;
sie liegt noch heut' in Trümmern,
gar traurig anzuschau'n.

So gibt die Mähr des Volkes
getreulichen Bescheid,
sie klingt so traurig schaurig,
ein Klang aus alter Zeit.



60. Der Fähndrich von Scharfenberg.

(An der Vorderseite der Ruinen des Schlosses Scharfenberg bei Meissen, nahe der Elbe zu, steht ein in Stein gehauener, geharnischter Mann, mit einer Fahne in der Hand.)

Auf Scharfenberg stürmet der schwedische Troß;
wohl dreißig nur zählt die Besatzung im Schloß,
doch treu ist ihr Blut,
und sächsisch ihr Mut,
und scharf ihre Klängen
und kundig, auf Tod und auf Leben zu ringen.

Anstürmen die Feinde mit wildem Geschrei,
es krachen die Büchsen, es schwirret das Blei,
und rüstig empor
am äußersten Tor
auf schwankender Leiter
schon steigen die zahllosen schwedischen Streiter.

Doch die Sachsen auch bleiben nicht müßig dabei,
von den Mauern auch regnet es Eisen und Blei
und tödlich Gestein
in die feindlichen Reih'n,
und zertrümmert die Leitern
und zermalmet die Häupter den stürmenden Streitern.

Und stundenlang tobt an den Mauern der Sturm,
stolz weht noch die sächsische Fahne vom Turm
und wie auch der Tod
die Besatzung bedroht,
sie mag sich nicht geben,
will lieber treu sterben als treulos leben.

Doch ermüdet allmählich der Ringenden Arm,
und hitziger stürmet der feindliche Schwarm,
und hier und dort,
von Kugeln durchbohrt,
stürzt einer tot nieder
und mahnet noch sterbend zur Treue die Brüder.

Bei den Sachsen bedarf es der Mahnung nicht,
sie fürchten den Tod nicht für Ehre und Pflicht,
das Tor springt entzwei,
mit lautem Geschrei
eindringen die Sieger,
und mutig noch streiten die sächsischen Krieger.

Stolz weht noch die sächsische Fahne vom Turm,
dabei steht der Fähndrich, nicht fürchtend den Sturm,

das mordende Blei
schwirrt an ihm vorbei
und er schickt sich zu sterben,
doch die Fahne, sie sollen die Feinde nicht erben.

Und wie sie nun dringen im Turme heran,
und der Fähndrich die Fahne nicht schützen mehr kann,
da wählt er den Tod
und rufet zu Gott,
daß er sein sich erbarme,
und fasset die Fahne mit nervigem Arme.

Und will sie, der Treue, mitnehmen in's Grab
und springt von der Höhe des Turmes hinab,
der nahe am Rand
des Felshorns stand,
und am Felsen vorüber
zwingt er den Sprung in den Abgrund hinüber.

Und dem mächtigen Schirmherrn im Himmel sei Dank!
der Sprung, der entseztlich gewagte, gelang.
Der Fähndrich entrinnt
mit der Fahne geschwind
den feindlichen Blicken
und hat bald ein bergendes Wäldchen im Rücken.

Auf Scharfenberg ist er in Sandstein gehau'n,
mit der Fahn' in der Rechten noch heute zu schau'n,
und bricht auch der Neid
und die Laune der Zeit
sein Bildnis in Trümmer,
den Nachruhm zerbricht sie dem Mutigen nimmer.

Denn ob die Geschichte nur Großes uns nennt,
und meist an den Fürsten nur Tugenden kennt:
des Volkes Mund
gibt treulich auch kund
was Männer vollbrachten,
die wappenlos waren und königlich dachten.

61. Die Nirkluft bei Waldheim.

(Am Ufer der Ischopau, unterhalb Waldheim, ist ein Felsen mit unbedeutenden Höhlen. Dieser Felsen heißt die Nirkluft. — Diethenhain ist ein Dörfchen eine halbe Stunde von Waldheim.)

In jenen grauen Zeiten,
wo noch die Geisterwelt

dem Blick der Sonntagskinder
sich oft zur Schau gestellt,
da wohnte in der Nixklust,
von Dietenhain nicht weit,
der Nixenfürst der Zschopau
in hoher Herrlichkeit.

Sein Schloß war von Krystallen
gar stolz und schön erbaut,
im Neumond haben's oftmals
die Fischer angeschaut,
und in dem Schlosse drinnen
war Sang- und Klangkonzert,
auch dieses haben oftmals
die Fischer angehört.

Wohl lauschten auf den Wellen
die Fischlein allzumal,
doch kaum erwacht' im Morgen
der erste Sonnenstrahl,
da war das Schloß zerfloßen,
verklungen die Musik,
und all' die Fischlein tauchten
tief auf den Grund zurück.

Der Nixenkönig hatte
drei liebe Töchterlein,
die gingen oft im Neumond
zum Tanz nach Dietenhain.
Sie waren alle dreie
gar lieblich hold und schön,
doch fremd zugleich nicht minder
und seltsam anzuseh'n.

Die weißen Locken schmückte
ein Kranz von Nixenflachs,
ihr wohlgeformtes Antlig
war glatt und zart wie Wachs;
doch ihre Wangen waren
wie Wellenschaum so weiß,
und blieben trotz des Reigens
stets kalt und feucht wie Eis.

Aus Nebeldunst gewoben
war Schleier und Gewand,
aus Wasserschliff geflochten
ihr breites Gürtelband.
Auf ihrem Busen wiegte
sich ein Krystallgeschmeid',
aus klaren Maitauperlen
gar zierlich aufgereiht.

Ein frisches Wasserröslein
hing an der Perlenschnur
und diente ihnen treulich
statt einer Stundenuhr;
denn, fing es an zu welken,
da war der Morgenstrahl
nicht fern mehr und dann schieden
sie eilends aus dem Saal.

Sie waren ihren Tänzern
wohl recht vom Herzen gut,
in ihren Blicken glühte
oft heißer Liebe Blut,
auch gaben sie ihr Fühlen
durch Zeichen arglos kund,
doch nicht das kleinste Wörtchen
kam je aus ihrem Mund.

Und wenn nun mit dem Zwielicht
zum Scheiden kam die Zeit,
dann wehrten sie den Tänzern
mit nichten das Geleit,
doch fern nicht mehr vom Ufer
im Walde wies ihr Blick
und ihre Hand die Buhlen
sanft, aber ernst, zurück.

So gingen hundert Jahre
in Fried' und Freud' vorbei,
der Nigentöchter Jugend
blieb ewig jung und neu,
und ihren Mund, den einstens
der Vater schon geküßt,
den küßte Sohn und Enkel
noch heiß nach langer Frist.

Da kam ein junger Krieger
zurück nach Dietenhain,
dem gab die schnöde Neugier
den bösen Vorsatz ein,
die Mädchen zu umgarnen
mit falscher Zärtlichkeit,
daß sie versäumen möchten
der Heimkehr rechte Zeit.

Und zween seiner Freunde
wirbt er für seinen Plan,
Beim nächsten Tanze fangen's
die Drei fein listig an
und kosen mit den Mädchen
so eif'rig und vertraut,

daß keine nach der Blume
auf ihrem Busen schaut.

Die Wasserrosen welken,
das Frührot taucht empor,
im nahen Wald erwachet
der Vögel Morgenchor,
die Nixentöchter schrecken
aus ihrer Ruhe auf
und eilen nach dem Flusse
zurück im flücht'gen Lauf.

Doch hält sie in dem Walde
der Liebe trüglich Glück
am Halse der Verführer,
ach, allzulang zurück.
Die Nacht des hohen Waldes,
durch den der Weg sie führt,
birgt ihnen, daß die Sonne
den jungen Tag gebiert.

Die Wasserrosen werden
so dürr an ihrer Brust,
sie schleichen, ach, so langsam,
versenkt in Liebeslust,
hin durch den Wald; da rötet
zum ersten, letztenmal
der Mädchen bleiche Wangen
der Morgensonne Strahl.

Für dieser Erde Söhne
wohl taugt das Sonnenlicht,
ach, aber für die Töchter
des Wassers taugt es nicht!
Wie weißes Wachs am Feuer
zerschmolz mit einemmal
der Leib der Nixenmädchen,
berührt vom Sonnenstrahl.

Drei Silberstreifen flossen
hell durch der Wiesen Grün,
und in denselben wand sich
ein Purpursädchen hin.
Zum väterlichen Schlosse,
zum Ufer ging ihr Lauf,
die heim'schen Wellen nahmen
sie leise klagend auf.

Seitdem nun sah kein Auge
die Wassermädchen mehr,

und könnte man nun denken,
daß dieses Lüge wär',
wenn nicht ein Fels am Ufer
die Wahrheit klar bewies',
indem man zum Gedächtnis
die Nixenkluft ihn hieß.

62. Die Winkelmutter bei Grünhain.

(Diese Sage dürfte ungefähr in das 16. Jahrhundert fallen.)

„Leb' wohl, arme Mutter,
viel tausendmal,
mir läßt die Verzweiflung
nicht länger die Wahl.
Mein Glück ist vernichtet,
mein Hoffen ist hin,
der Tod ist auf Erden
mein letzter Gewinn,
der stillt das Sehnen,
der trocknet die Tränen,
der kühlet die Schmerzen
im brennenden Herzen.

Leb' wohl, arme Mutter!
Weh tut mir's um dich,
wirst klagen und weinen
und zürnen auf mich!
Wie schläfst du so ruhig,
wie träumst du so süß —
wie wirst du erschrecken,
das Veit dich verließ!
Wirst weinen und klagen
und überall fragen,
und überall suchen
und dem Sohne fluchen!

Ach, herzlichste Mutter,
verzeih' mir den Schritt;
du weißt ja, welch Messer
das Herz mir zerschnitt.
Ich liebte die Falsche
so innig, so treu,
nun reißt sie die Banden
des Schwures entzwei!
Die nagenden Schmerzen,
der Jammer im Herzen,
das ist mir geblieben
von all meinem Lieben.

Beate, wie hab' ich
dich herzlich geliebt!
Du hast mich, du Falsche,
zu Tode betrübt,
du hast mich betrogen,
verschmäht und verlacht,
du hast mich um Alles,
um Alles gebracht!
Deine Untreu vernichtet,
eh' die Nacht sich noch lichtet,
mein jugendlich Leben —
mag's Gott dir vergeben!

Jetzt rasch, eh' die Sonne
im Morgen erwacht
und das Leben auf Erden
mir freundlicher macht.
Denn lachen die Fluren
im Frühtau so schön,
dann ist es so schmerzlich,
von hinnen zu geh'n.
Schlaf', Mutter, in Frieden,
Gott mag dich behüten!
Lang wird ja dein Trauern
hinieden nicht dauern.

D'rauf küßt er der Mutter
die Augen leis
und nezt ihr die Stirne
mit Tränen so heiß,
und scheidet und blicket,
er weiß nicht warum,
noch einmal recht schmerzlich
im Stübchen sich um.
Er fühlt sich gehalten,
wie von fremden Gewalten,
und verachtet vergebens
die Reize des Lebens.

Und wie er im Gärtchen
die Laube erblickt,
wo jüngst er die Falsche
geküßt und gedrückt,
und denkt an der Liebe
entzückende Lust,
da siedet's, da wallt es
in seiner Brust,
und das Maß seiner Schmerzen
strömt über im Herzen,
und mit hastigem Schritte
verläßt er die Hütte.

Und wo durch die Tannen
der Oswaldsbach rauscht
und nirgends ein Fremder
den Jüngling belauscht,
da kniet er am Ufer
und schickt sich zum Tod,
und macht noch die Rechnung
des Herzens mit Gott —
und schäumender schwellen
des Baches Wellen,
als wollten zum Baden
den Jüngling sie laden.

Es flüstern die Tannen
den Abschied ihm zu,
es laden die Wasser
zur kühlen Ruh'.
Es rauchen die Meiler
im waldigen Tal,
er blickt nach der Heimat
zum letztenmal,
das Maß seiner Schmerzen
strömt über im Herzen —
er fühlt sich gezogen
hinab in die Wogen.

Die Wasser löschen
den Brand in der Brust,
das schmerzliche Sehnen
nach irdischer Lust.
Im Tiefsten des Baches,
im kühligen Raum,
da ängstet den Schläfer
kein böser Traum,
da vergällt ihm den Schlummer
kein nagender Kummer,
dort ruht er geborgen
von irdischen Sorgen. —

Der Tag ist vorüber;
Zeit kehrt nicht zurück!
Die Mutter harret seiner
mit ängstlichem Blick.
Der Abend sinkt nieder,
ihr ahnt es so schwer,
es läßt ihr im Hüttchen
die Ruhe nicht mehr.
Sie eilt ihm entgegen
und sucht aller Wegen
in Bergen und Gründen
und kann ihn nicht finden.

Und wo durch die Tannen
der Oswaldbach rauscht,
da hemmt sie die Schritte
und harret und lauscht.
Es flüstern die Tannen
mit leisem Ach,
es klaget so ängstlich
der rauschende Bach.
Sie lauschet den Klagen,
sie weiß, was sie sagen,
und weinet ohn' Ende.

Sie kehrte verzweifelnd
zum Hüttchen zurück,
ihr legte kein Schlummer
den tränenden Blick.
Sie klagte sechs Tage,
sie klagte, wie schwer,
sie hatte auf Erden
kein Bleiben mehr.
Am siebenten Tage
verstummte die Klage,
da war sie verschieden
zum ewigen Frieden.

Bei nächtlicher Weile
am Oswaldbach,
da winselt ein Schatten
mit schaurigem Ach.
Er wimmert und jammert
am Ufer so laut,
bis daß durch die Tannen
der Morgen graut.
Das ist Veit's Mutter,
die Winselmutter!
Sie sucht im Gesträuche
des Sohnes Leiche.

63. Der Jungferstein bei Pfaffendorf.

(Der Jungferstein, auch Pfaffenstein genannt, ein freistehender Felsen bei Birna auf dem linken Elbufer, hat auf der Mittagseite die Gestalt einer Jungfrau.)

Vor tausend Jahren, wie es scheint,
bewohnte Mutter Gundelheind
ein Haus in Pfaffendorf allein
mit Elsen, ihrem Töchterlein.

Die Alte war ein böses Weib,
ein Ungetüm an Seel und Leib,
und weit und breit im ganzen Land
als Besenreiterin bekannt.

Oft hatte ihr um Mitternacht
der Drache feurig Gold gebracht,
oft ritt sie selber mit ihm aus,
Walpurgis war sie nie zu Haus.

Auf ihrem Hexenherde war
ein blaues Feuer immerdar,
d'rauf sott sie ihren Zauberbrei,
ein Fuchs saß quirlend stets dabei.

Sie hat es Vielen angetan,
die sie bei solcher Arbeit sah'n;
der Nachbarn Weib und Kind und Vieh
verwünschte und beherte sie.

Ganz anders war ihr Töchterlein,
die schöne Else, jung und fein,
die war so sanft, so gut und mild
und lieblich wie ein Engelsbild.

Die Alte schaute niemand an,
nach Elsen guckte jedermann,
der Alten wich man schon von fern,
bei Elsen waren alle gern.

Im Walde wohnt' ein Jägersmann,
dem war das Mägdlein zugetan.
Seit Monden liebten sich die Zwei
in ungeschminkter Lieb' und Treu.

Doch war die alte Gundelheind
dem blonden Wippold spinnefeind,
er durfte niemals ihr in's Haus,
und Elsen schalt sie weidlich aus.

Das Mädchen hielt sie immer eng
in ihrer Obhut hart und streng,
damit es ja niemals etwa
was an der Christenpflicht versah.

Es sollt, das fromme Töchterlein
das Lösegeld der Alten sein,
die lange schon mit Haut und Haar
dem Höllenfürst sich schuldig war.

Der Böse nahm's nicht so genau
und wollte statt der alten Frau
das Jüngferchen gern nehmen an,
wenn sie nichts Böses noch getan.

D'rum durfte Else nichts verseh'n,
mußt' Sonntags in die Kirche geh'n,
und fasten oft, und beten viel,
und meiden Tanz und Pfänderspiel. —

Einst als die Mettenglocke klingt,
die Alte in die Tochter dringt,
sie solle ihre Pflicht verseh'n
und in die Kirche beten geh'n.

Und Else tut sich zierlich an,
so lustig, wie sie nie getan,
und war's ihr heut nicht anzuseh'n,
daß sie zur Metten sollte geh'n.

Sie eilt so flink zur Tür hinaus
und biegt so scheu ums Nachbarhaus,
und keucht im freudig raschen Lauf
den Pfaffensteiner Steig hinauf.

Die Alte stutzt: „Was hat die Maid
für Lust am Betengehen heut?
Sie hat wohl and're Wege vor?
Wohl gar den Jäger auf dem Rohr?“

Sie nimmt den Zauberspiegel her,
zu seh'n, wo ihre Tochter wär',
und streicht das Hexenwasser d'rauf
und das Verborgne tut sich auf.

Sie sieht — wie wird das Blut ihr warm! —
das Mäd'el in des Jägers Arm.
Wie küssen feurig sonder Scheu,
wie schmiegen sich in Eins die Zwei!

Sie ruh'n auf einem grünen Rain
hoch oben auf dem Pfaffenstein,
zu Füßen ihr, verachtet ganz,
liegt Singebuch und Rosenkranz.

Da tobt die Alte heulend auf
und rennt zum Pfaffenstein hinauf,
und stürzt auf die erschrocknen Zwei,
und gibt der Wut die Rache frei.

„Verfluchtes Kind, was logest du?
Führt dieser Weg der Metten zu?
Verfluchter Mann, wer gab dir's ein,
um Gundelheindens Kind zu frei'n?“

Sie schreit's und faßt den Jägersmann
mit ihren dürren Händen an,
und wirft ihn hoch vom Pfaffenstein
weit in das tiefe Tal hinein.

„Nun, pflichtvergeß'nes Töchterlein,
nun wird an dir die Reue sein!
Du hast verlegt die Christenpflicht
und taugst zum Opfer fürder nicht!

Mein Gläubiger muß dich verschmäh'n,
es ist um all mein Heil gescheh'n:
doch sollst du dich an meiner Pein
und meiner Ohnmacht nimmer freun!“

Sie kreischt's und schwingt den Zauberstab,
der ihr die Macht zu bannen gab,
und schlägt die Tochter ins Gesicht,
doch Else — ach, sie fühlt es nicht!

Schon hüllte sie in kalten Stein
der Fluch der Rabenmutter ein.
Der Felsen nahm durch solchen Bann
die Form von einer Jungfrau an.

Zum Zeichen, daß es so gescheh'n,
ist er noch heut'gen Tags zu seh'n,
und Alt und Jung und Groß und Klein
kennt diese Mähr vom Jungferstein.

Und weiß auch, wie der böse Feind
der argen Mutter Gundelheind
flugs in der Nacht nach ihrer Tat
den dürren Hals gebrochen hat.

64. Der Gärtner auf Weesenstein.

(Weesenstein ist ein schönes Schloß und Dörfchen am rechten Ufer
der Müglitz.)

Im Weesensteiner Schlosse
da ist ein Bild zu seh'n,
als Denkmal einer Posse,
die einstens dort gescheh'n.

Es ist im Borsaal am Kamin
und scheint mit vielem Künstlersinn
gezeichnet und gepinselt.

Ein Mann, von Wuchs nicht übel,
ist darauf dargestellt,
der einen großen Kübel
hoch an die Lippen hält.
Er trinkt, so scheint's, recht mit Begier.
Wenn's euch beliebt, so könnt ihr hier
die ganze Schnurre hören.

Es war einmal ein Gärtner
im Schloß zu Weesenstein,
auch war einmal ein Pförtner,
wo? fällt mir nicht gleich ein.
Die Beiden waren wohlbekannt
im ganzen lieben Sachsenland
durch ihre weite Gurgel.

Der Gärtner trank zwölf Seidel
mit Spaß auf einmal leer,
und gab es her sein Beutel,
so trank er wohl noch mehr.
Der Pförtner war des Gärtners Freund
und konnte, wie aus Allem scheint,
wohl auch sein Schlückchen trinken.

Die Herr'n der Beiden gaben
schon manchen Taler her,
um ihren Spaß zu haben
wenn Einer trunken wär';
doch niemals ward der Gärtner matt,
und auch sein Freund, der Pförtner, hat
sich immer straff gehalten.

Da sprach der Herr des Gärtners
dereinst vertrauensvoll
im Scherz zum Herrn des Pförtners,
„Was gilt die Wette wohl?
Mein Gärtner, straf' mich Fledermisch!
säufst deinen Pförtner unter'n Tisch;
ich kenne meinen Gärtner!“

D'rauf sprach der Herr des Pförtners:
„Ich bin zur Bett' bereit.
Die Kehle deines Gärtners
ist lange nicht so weit
als meines Pförtners Riesenschlund,
d'rauf will ich meinen besten Hund
und besten Hengst verwetten!“

„Nun topp! — rief jener wieder —
Es gelte! schlag nur ein!
Säuft Meiner Deinen nieder,
Spinn ist Hund und Rappen mein!
Doch siegt der Deine, wie du denkst,
so sollst du meinen besten Hengst
und besten Hund erhalten.“

Es gilt. Am nächsten Morgen
ruft jeder seinen Mann
und fragt ihn voller Sorgen,
wie viel er trinken kann,
und kriegt ihn bei der Ambition,
verspricht dem Sieger großen Lohn
und eine neue Jacke.

D'rauf kommen sie zusammen
im Schloß zu Weesenstein.
Die Kämpfer sind ganz Flammen,
als gält' es Ungarwein:
doch gab's nur leider heute hier
zwei ungeheu're Kübel Bier,
in jedem sieben Kannen.

Das Zecherpaar tarierte,
ob auch die Kübel gleich,
und dabei schlau vollführte
der Pförtner einen Streich,
warf in den einen eine Maus
und kor sich dann den andern aus
und lachte sich ins Fäustchen.

Blödsichtig war der Gärtner
und sahe nicht die Maus,
und forderte den Pförtner
mit stolzem Mut heraus:
„Jetzt gilt's! und sause ich nicht eh'r
als du den vollen Kübel leer,
so will ich Messert heißen!“

Sie setzen sich. Es geben
die Herren das Signal,
die beiden Säufer heben
die Kübel auf einmal,
und im gewalt'gen Schlurf und Schluck
spaziert das Bier gluck, gluck, gluck, gluck,
durch ihre weiten Gurgeln.

Und immer blickt der Pförtner
den Gegner lächelnd an,

doch kehret sich der Gärtner
im Eifer wenig d'ran
und schluckt mit weitgesperrem Mund;
da kommt ihm etwas in den Schlund,
doch würgt er's frisch hinunter.

Vor Lachen kann der Pförtner
kein Schlückchen trinken mehr,
doch rastlos säuft der Gärtner
den Kübel richtig leer
und triumphiert: „Viktoria!
Doch sag' mir nur, was lachst du da?
Willst du mich etwa foppen?“

„Nein! — meckert der Besiegte —
Doch sprich, was schlucktest du
einmal so derb, als pichte
dir 'was die Kehle zu?
Das sah so spaßhaft ängstlich aus,
als müßtest du schier eine Maus
mit Haut und Haar verschlucken.“

„I, lieber gar 'ne Ratte!
— so brach der Gärtner los —
Was ich zu schlingen hatte
war eben nicht so groß.
Es wollte zwar nicht gut hinein;
jedoch, was wird's gewesen sein?
Gewiß ein Hopfenkernchen!“

Da macht der lose Pförtner
den Herr'n das Schwänkchen klar,
und wie die Maus dem Gärtner
ein kleines Kernchen war.
Und Alle zieht das Lachen krumm,
sie fallen fast vor Richern um,
der Gärtner nur spricht ernsthaft:

„Daß dich der Kuckuck hätte!
Maus oder Hopfenkern —
gewann ich doch die Wette
für meinen lieben Herrn.
Der beste Hund und Hengst ist sein
und der versprochne Lohn ist mein
samt einer neuen Tasche.

Daß ich die Maus verschlungen,
just dieses freut mich sehr,
denn oft wird man gezwungen,
zu schlingen noch weit mehr.
Das Schicksal gibt uns Billen ein,
die geh'n oft schwerer noch hinein,
als eine Maus im Biere.

Ich hab' es nun erfahren,
wie gut ich schlucken kann,
und krieg' ich mit den Jahren,
vielleicht als Ehemann,
faustgroße Aergerpillen ein,
je nun — ich schluck' sie still hinein,
als wären's Hopfenkernchen!"

65. Der Fallsüchtige in der Kirche zu Annaberg.

(Die Kunde dieser Begebenheit danken wir nächst der mündlichen Ueberlieferung auch einem Bilde in der Kirche zu Annaberg. Die St. Annenkirche ward geweiht am 26. Juli 1519 vom Bischof von Meißen, Johannes VII.)

Vom Turme scholl festlich das erste Geläut;
die Annenkirche ward eingeweiht.

Zum Kirchtor wallte der lange Zug,
der Fahnen und flammende Kerzen trug.

Er wallte daher mit Festgesang,
mit Paukenwirbel und Hörnerklang.

Der Bischof von Meißen schritt mitten d'rin,
überschirmt von samtenem Baldachin.

Er trug in den Händen die heil'ge Monstranz
mit goldenem Fuße und goldenem Kranz.

Und hinter dem Bischof der Herzog schritt
und sang andächtig und betete mit.

Und hinter dem Herzoge wieder trug
viel Fahnen und Kerzen der Mönche Zug.

Hoch wehten die Fahnen des heiligen Franz,
hell strahlt' in der Sonne die goldne Monstranz.

Weit schallten die Hörner mit festlichem Klang,
vollstimmig ertönte der Weihegesang.

Unzähliges Volk von fern und nah
War heute, die Feier zu schauen, da.

Das wogte, das wallte die Gassen entlang,
das wallte und wogte im bunten Gedrang.

Und wie der Zug am Kirchtor war,
ein kläglicher Anblick stellte sich dar.

Ein Bettler warf sich am Boden herum,
von der gräßlichsten Fallsucht besessen und stumm.

Es warf ihn hinüber, herüber mit Macht,
er hatte des nahenden Zuges nicht Acht.

Er krampfte die Hände und schlug sich ans Herz.
Er krümmte sich gräßlich und wand sich vor Schmerz.

Und die ihn gewahrten, beklagten ihn sehr
und traten mitleidig im Kreise umher.

Sie legten Almosen zusammen für ihn
und erflehten ihm Hilfe von Gott auf den Knien.

Da nahte der Bischof, der sahe den Mann,
den unglückseligen, schweigend an.

Wohl hatte der Bischof ein weiches Herz,
doch rührte ihn minder des Bettlers Schmerz.

Er sahe ihm tief in den innersten Sinn
und las die Schuld der Verstellung darin.

Er las darinnen deutlich und klar,
daß der Bettler nur krank um des Almosen war.

Mit mächtiger Stimme begann er darauf
und hob die Finger zur Segnung auf.

„So du in der Wahrheit so elend bist,
so helfe dir Gott und Jesus Christ!

So aber du treibst den entsetzlichen Spott
des Almosen wegen, so strafe dich Gott!“

Und wie der Bischof die Worte spricht,
da säumet die Strafe des Himmels nicht.

Den Bettler wirft es noch ärger empor,
ihn krümmt es noch gräßlicher als zuvor.

Er brüllet entsetzlich, es geifert sein Mund,
er schlägt sich die krampfenden Fäuste wund.

Er kollert und windet sich wütend umher —
das ist nicht das Spiel der Verstellung mehr!

Der Bischof sieht es mit Schaudern und spricht:
„Gott läßt sich nicht spotten, deß irret euch nicht!“

Wer frevelnd des Vorteils der Kranken begehrt,
der ist auch des Sammers derselben wert!“

Er spricht es, und ernster noch als zuvor
schreitet der Zug durch's hohe Thor.

16. 11. 14

Myth.-Kat. Bd. III Seite 922, f. 930a

Schlagerwort-Kat.
Sagen (Sa.)

09. 04. 1914

H. Sax. a 398 d

3

X

b₁

H. Lase. A

5.50

